

Mark Euler

Soziales Kapital

**Ein Brückenschlag
zwischen Individuum und Gesellschaft**



BIS-Verlag der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg

Das Werk ist einschließlich aller seiner Teile urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der Grenzen des Urheberrechts bedarf der Zustimmung der Herausgebenden. Dies gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Medien.

© BIS-Verlag, Oldenburg 2006

Verlag / Druck / BIS-Verlag
Vertrieb: der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg
 Postfach 25 41, 26015 Oldenburg
 Tel.: 0441/798 2261, Telefax: 0441/798 4040
 E-Mail: verlag@bis.uni-oldenburg.de
 Internet: www.bis.uni-oldenburg.de

ISBN 3-8142-2003-X
ISBN 978-3-8142-2003-1

Inhalt

Vorwort	5
I. Teil	
1 Die Debatte um das soziale Kapital	9
1.2 Kurze Begriffsgeschichte des sozialen Kapitals	10
1.3 Soziales Kapital – Eine Metapher für das „Soziale“	14
2 Individualistisches Paradigma	19
2.1 Erste Phase der neoliberalen Bewegung	20
2.1.1 Ordoliberales Lager	21
2.1.2 Libertäres Lager	21
2.2 Zweite Phase der neoliberalen Bewegung	23
2.3 Das Individuum in der neoklassischen Ökonomik	24
2.3.1 Theorien eingeschränkter Rationalität	28
2.3.2 Das REMM Modell	30
2.4 Das neoliberale Gesellschaftsbild	30
2.4.1 Soziales Kapital als Ressource	33
2.5 Praktisch politische Forderungen der Neoliberalen	38
3 Kollektivistisches Paradigma	43
3.1 Konservatismus	45
3.1.1 Kommunitarismus	48
3.1.2 Normen und generalisiertes Vertrauen als soziales Kapital	49
3.1.3 Praktisch politische Forderungen	54
3.2 Sozialismus	56
3.2.1 Praktisch politische Forderungen	59
3.3 Neue soziale Bewegungen	59

3.4	Sozialwissenschaftliche Ansätze im kollektivistischen Paradigma	60
3.4.1	Regelstrukturen als Voraussetzung von Handeln	62
3.4.2	Regelmäßigkeitsstrukturen als Voraussetzung von Handeln	70
4	Diskussion	81
4.1	Logischer Kern des individualistischen Paradigmas	81
4.1.1	Die theoretische Unmöglichkeit überindividueller Muster	84
4.1.2	Praktische Auflösung	87
4.2	Logischer Kern des kollektivistischen Paradigmas	91
4.3	Fazit	93

II. Teil

1	Das Transzendieren des Verhältnisses von Individuum und Gesellschaft mittels Interpretationismus	97
1.1	Der schemainterpretationistische Ansatz Lenks	99
1.2	Der radikal interpretationistische Ansatz Abels	102
1.3	Logik des Interpretierens	105
1.3.1	Darstellung der Begriffe Individuum und Gesellschaft sowie „TeilGanzes“ mittels Logik des Interpretierens	109
1.3.2	Interpretationistische Rekonstruktion des ökonomischen Individuums	112
2	Die Auflösung des Widerspruchs von Individuum und Gesellschaft durch soziales Kapital	125
2.1	Die Bedeutung des sozialen Kapitals beim Aufbau von Humankapital	130
2.1.1	Empirische Untersuchungen zum Kontext von sozialem Kapital und kindlicher Entwicklung	132
2.1.2	Diskussion der Ergebnisse der empirischen Untersuchungen	150
3	Ausblick: Die Lebenslaufwissenschaft	157
	Literatur	165

Vorwort

Die vorliegende Arbeit stellt den vorläufigen Endpunkt einer gedanklichen Entwicklung dar, die vor 16 Jahren begann. Damals bestand das Ziel der Arbeit des Autors darin, heraus zu finden, was das ursächliche Problem hinter dem zur damaligen Zeit aktuellen und hitzig debattierten Problem der Umweltverschmutzung war und wie man es lösen könnte. Hierbei rückte sehr bald die Thematik des Marktversagens bei externen Effekten und öffentlichen Gütern in den Vordergrund. In der Literatur wurde dieses als theoretische Erklärung der Umweltproblematik angegeben: Verursacht eine Person, indem sie eine Investition durchführt, gleichzeitig Vorteile bzw. Nachteile bei einer anderen Person ohne dafür von dem Begünstigten entlohnt zu werden bzw. den Benachteiligten finanziell zu entschädigen, so liegt ein externer Effekt vor. Es treten also durch die wirtschaftliche Aktivität Folgen auf, die nicht über das Marktsystem geregelt werden. Demnach verschmutzt ein ökonomisch rationales Individuum – und als einen solchen „homo oeconomicus“ verstand die Ökonomik den Mensch – die Umwelt deshalb, weil eine verschmutzte Umwelt als Nebenprodukt der eigentlichen wirtschaftlichen Aktivität des Individuums sich nicht in dessen Bilanzen wiederfindet. Umgekehrt bedeutet dies, wer Beiträge zum öffentlichen Gut „saubere Umwelt“ liefert, z. B. indem er sein Auto in der Garage lässt und mit dem Fahrrad zur Arbeit fährt, handelt insofern ökonomisch irrational als er zum einen Investitionen vornimmt ohne zu wissen, ob sich andere ähnlich verhalten und das Gut somit überhaupt produziert wird und zum anderen diejenigen einen Vorteil erfahren, die nicht investieren sondern darauf warten, dass andere das öffentliche Gut produzieren, um dieses dann als Trittbrettfahrer ebenfalls zu konsumieren. Eine Behebung dieses Marktversagens wäre nur möglich, wenn die Individuen nicht kurzfristig ökonomisch rational agieren würden, sondern bereit wären zu kooperieren bzw. Beiträge zu öffentlichen Gütern zu erbringen ohne einen direkten, individuellen, ökonomischen Vorteil davon zu erfahren. Eine Möglichkeit dies zu gewährleisten wäre z. B. eine allgemein gültige Verhaltensnorm, die dies vorschreibt. Doch da auch diese wieder ein öffentliches Gut darstellt, verlagert man das Problem mit diesem Ansatz letztlich nur. Es wurde dem Autor daher klar, dass die ökonomischen Theorien daher einen grundlegenden Defekt aufwiesen: Ökonomisch rational handelnde Individuen können keine Handlungen vornehmen, die keinen direkten indivi-

duell messbaren Nutzen bringen und folglich können sie auch keine überindividuellen Muster wie öffentliche Güter produzieren, was weitreichende Folgen hat. Denn nicht nur saubere Umwelt stellt ein öffentliches Gut dar, sondern auch gemeinsame Regeln und Strukturen wie Normen, Demokratie oder auch das Marktsystem selbst. Dies hätte man nun einfach akzeptieren können und daraus schlußfolgern, dass die Ökonomik versagt hat, und man daher z. B. ein soziologisches Modell des Menschen verwenden müsse mit dem soziale Makrophänomene erklärbar werden. Was in letzter Konsequenz dann auch wieder bedeutet hätte eine Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung zu entwerfen, die einem solchen Bild entspricht. Dies erschien dem Autor allerdings schon deshalb als nicht konstruktiv, da zur damaligen Zeit gerade ein solcher Gesellschaftsentwurf in der Sowjetunion nach rund 80 Jahren erfolglos beendet worden war. Zudem hielt der Autor die Vorstellung eines „homo sociologicus“, der quasi nur Vollstrecker bzw. Träger überindividueller, gesellschaftlicher Regeln und Strukturen ist und nicht wirklich individuell handeln kann für genauso übertrieben wie das oben erwähnte ökonomische Modell des Menschen nur mit umgekehrten Vorzeichen. Die Frage, die den Autor fortan beschäftigte war dementsprechend, wie man die beiden Extreme – ökonomisches Modell des Menschen und soziologisches Modell des Menschen – vereinen könnte, um auf diese Weise die durch kurzichtiges Wirtschaften verursachten Probleme zu beseitigen. Der Autor entwickelte im Lauf der Jahre dann diverse Ansätze hierzu wie z. B. ein Tauschmedium (Fuzzy Money), das soziale Anerkennung kommunizierbar macht und so einen Anreiz bietet sich kooperativ zu verhalten und öffentliche Güter zu produzieren (vgl. Euler/Freese 1997) sowie ein Drei-Sektoren-Modell der Arbeitsgesellschaft, das den unterschiedlichen Logiken von Wirtschaft, Politik und gesellschaftlichem Miteinander (Bürgergesellschaft) gerecht wird – u.a. indem es in der Bürgergesellschaft „Fuzzy Money“ verwendet – anstatt diese Sektoren gegeneinander aufzubringen (vgl. Euler/Freese, Internet 2005). Das eigentliche Problem der Unvereinbarkeit der beiden Modelle des Menschen ließ sich jedoch nicht lösen, weshalb alle Vorschläge auch eher Behelfslösungen waren, die dieses Problem nur verlagerten. Dies änderte sich erst mit dem Aufkommen des Begriffs vom sozialen Kapital, der sowohl von soziologischen Autoren als auch Ökonomen rege rezipiert wurde. Es schien, als ob immer mehr Wissenschaftler an dem selben, vom Autor aufgegriffenen Grundlagenproblem arbeiteten und der Begriff des sozialen Kapitals hierfür einen Art begrifflichen Kulminationspunkt der Debatte bildete. Betrachtet man die verschiedenen Definitionen des sozialen Kapitals nämlich genauer so

fällt auf, dass der einzige gemeinsame Nenner das „Soziale“ ist, das dann mal nutzentheoretisch und mal soziologisch verwendet wird. Der Autor entschloss sich daher diesen Begriff als Ausgangspunkt zu nehmen, um das dahinter stehende Grundlagenproblem wirklich zu bearbeiten und so die vor Jahren begonnene Reise zum Abschluss zu bringen.

In der vorliegenden Arbeit soll nun zuerst die Diskussion, vor deren Hintergrund sich der Begriff des sozialen Kapitals entwickelt hat, untersucht werden. Es handelt sich dabei jedoch nicht um eine detaillierte Darstellung der Diskussion um das soziale Kapital, sondern um eine Einordnung dieser Debatte in den Kontext der Auseinandersetzung von soziologischen und ökonomischen Theorien. Wobei vor allem die den beiden Seiten in ihrer Argumentation zugrunde liegende Logik der Modelle und speziell der Modelle des Menschen beleuchtet wird. Im Anschluss daran wird diskutiert, ob eine der beiden Seiten einen Anspruch auf Richtigkeit und Überlegenheit gegenüber dem anderen Lager beanspruchen kann, wie dies teilweise von einigen Vertretern suggeriert wird. Da dies letztlich nicht der Fall sein kann, wird die Gegenüberstellung selbst transzendiert und gefragt, wie es überhaupt kommt, dass von einem solchen Gegensatz her gedacht wird. Hieraus kann dann schließlich eine Lösung entwickelt und die zuvor dargestellten beiden Seiten reflexiv vor dem Hintergrund dieser neuen Erkenntnisse beleuchtet werden. Dabei zeigt sich, dass sowohl Individuum als auch das gesellschaftliche Ganze nicht ohne das jeweils andere möglich ist. Soziales Kapital kann daher nicht entweder als individuelle Ressource oder kollektives Phänomene definiert werden, sondern es kann sowohl das eine als auch das andere sein. Dies wiederum hat nicht nur weitreichende Implikationen für die entsprechenden inhaltlichen Fragen, sondern auch für die wissenschaftlichen Disziplinen, die sich mit dem Individuum bzw. dem Sozialen beschäftigen. Vor diesem Hintergrund wird dann verdeutlicht, wie und warum die Erziehungswissenschaft als jene Disziplin, die sich mit der Entwicklung des Individuums im sozialen Umfeld beschäftigt, in modernen Gesellschaften von zentraler Bedeutung ist und dank der neuen hier präsentierten Sicht noch stärker werden wird.

Abschließend noch einige Worte zur Einschätzung der Arbeit an sich: Es ist verständlich, dass die rein logisch geführte Analyse der beiden Paradigmen sowie die logische Auflösung des Widerspruchs zwischen diesen für viele Leser insofern befremdlich ist, als man in der Regel einer der beiden Seiten zugeneigt ist und diese für plausibler als die andere hält. Ungeachtet der inhaltlichen Nachvollziehbarkeit vieler Positionen aus der Innensicht ist aber

nur durch die logische Analyse auf der Meta-Ebene eine Lösung der Probleme möglich – es sei hier nur beiläufig auf Watzlawick/Weakland/Fisch (1992) verwiesen – weshalb die Leser eingeladen werden, dem Autor bei dieser Betrachtungsweise zu folgen und sie möglichst vorurteilsfrei zu bedenken.

Da dieser Ansatz neu ist und auf Erkenntnissen der analytischen Philosophie aus dem letzten Jahrzehnt beruht, können zudem in dieser Arbeit letztlich keine endgültigen Ergebnisse präsentiert werden. Sie ist vielmehr zu verstehen als das Aufzeigen eines neuen Weges und Forschungsprogramms und als Aufruf zur Diskussion. Die Darstellung der einzelnen, einzuordnenden Theorien bzw. Ansätze kann daher auch nur kursorisch erfolgen, da andernfalls das eigentliche Ziel und die Argumentationskette aus den Augen geraten würde.

Es besteht jedoch die feste Überzeugung beim Autor, dass dieser Weg eine neue Form des Wirtschaftens und des wissenschaftlichen Reflektierens hierüber einläuten wird und damit Probleme wie Umweltverschmutzung, soziale Ungleichheit oder der Verlust des sozialen Zusammenhalts auf lange Sicht, gerade auch durch erziehungswissenschaftliches wirken im hier verstandenen Sinne, behoben werden können. Allerdings benötigt man hierfür dann nicht nur diesen neuen Ansatz auf dem Papier, sondern auch Menschen, die ihn in ihrer Arbeit aufgreifen und umsetzen.

Es freut mich daher sehr, dass bereits jetzt eine weitere Promotion im Entstehen begriffen ist, die den hier entwickelten Grundgedanken aufgreift und darauf aufbauend das in dieser Arbeit nur kurz erwähnte Konzept eines „Interaktionsmanagements“ weiter vertieft.

I. Teil

1 Die Debatte um das soziale Kapital

Soziales Kapital – „Auf einmal war es überall“ wie van Deth schreibt (2001: 275). Politik, Wirtschaft, Wissenschaft und Presse diskutieren plötzlich über diesen Begriff und die dahinter stehenden Konzepte. „In Wirklichkeit kann aber keine Wirtschaft ohne "soziales Kapital", ohne sozialen Zusammenhalt funktionieren. Diese Werte werden nicht an der Börse gehandelt und sind dennoch das, was moderne Zivilgesellschaften im Innersten zusammenhält.“ (Bergmann, Internet 2004)

Auch international wurde soziales Kapital als *die* Lösung der Probleme moderner Gesellschaften von Politikern propagiert: „Flexible Märkte müssen mit einer neu definierten Rolle für einen aktiven Staat kombiniert werden. Erste Priorität muss die Investition in menschliches und soziales Kapital sein.“ (Schröder/Blair, Internet 2004) Und selbst die Wirtschaft war plötzlich der Meinung, dass soziales Kapital *der* entscheidende Erfolgsfaktor für moderne Unternehmen im globalen Wettbewerb darstellt: „Unternehmen, die sich auf ihr soziales Kapital stützen, erarbeiten messbar Vorteile, lernen schneller, reagieren zügiger auf Kundenwünsche, entwickeln mehr Ideen, legen ein höheres Innovationstempo an den Tag und bessere Verkaufszahlen, erwirtschaften höhere Gewinne und stimulieren den Aktienwert. (...) Mitarbeiter mit hohem sozialem Kapital werden besser bezahlt, schneller befördert und besser beurteilt. Mitarbeiter mit hohem sozialem Kapital sind in der Regel besser informiert, arbeiten effizienter und kreativer und sind die besseren Problemlöser. Kurz gesagt: Sie schaffen hohe Werte.“ (Future – Das Aventis Magazin, Internet 2004)

Der neu gewählte deutsche Bundespräsident Köhler, ehemals Chef des Internationalen Währungsfonds, sprach in seiner Antrittsrede davon, dass es in Umbruchphasen wie der in der sich Deutschland und die Welt derzeit befinden besonders auf Sozialkapital ankomme, ein Begriff der in der Politik-

wissenschaft genauso verwendet würde wie in der Wirtschaftswissenschaft. Der ehemalige deutsche Bundeskanzler Schröder wiederum hatte zu Beginn seiner ersten Amtszeit die Stärkung der Zivilgesellschaft und somit den Aufbau sozialen Kapitals zum zentralen Projekt seiner Regierung erklärt (vgl. Schröder 2000) und initiierte zur Untermauerung die Einberufung einer Enquete Kommission des deutschen Bundestages „Zur Zukunft des Bürgerschaftlichen Engagements“. Auch die deutsche Wirtschaft nahm sich des Themas an, u.a. mit der Initiative „Freiheit und Verantwortung“ des Bundesverbands der deutschen Industrie (BDI), der Bundesvereinigung der deutschen Arbeitgeberverbände (BDA), des Zentralverbands des deutschen Handwerks (ZDH), des Deutschen Industrie- und Handelskammertags (DIHK) und der Wirtschaftswoche. Zur gleichen Zeit entstanden zahlreiche privat organisierte Vereine, Stiftungen und Initiativen, die über Publikationen, Veranstaltungen und Preisverleihungen dem Thema weiteren Schub verleihen wollten: „Bürger für Bürger“ (Internet 2004), Bundesnetzwerk Bürgerschaftliches Engagement (Internet 2004), Wegweiser Bürgergesellschaft (Internet 2004), Aktive Bürgerschaft e.V. (Internet 2004), Bundesarbeitsgemeinschaft der Freiwilligenagenturen (Internet 2004) usw.

Doch was ist eigentlich genau mit dem Begriff „soziales Kapital“ gemeint? In welcher Beziehung steht er zu den anderen gerade aktuellen Konzepten wie denen der Zivil- oder auch Bürgergesellschaft und dem „Neuen Ehrenamt“? Und warum wird der Begriff des sozialen Kapitals gerade zur Zeit so rege rezipiert, sowohl von Vertretern der Wirtschaft als auch von Gruppierungen und Parteien des gesamten politischen Spektrums? Warum also wird soziales Kapital für *die* Lösung scheinbar aller Probleme, denen sich die moderne Gesellschaft derzeit gegenüber gestellt sieht, gehalten?

1.2 Kurze Begriffsgeschichte des sozialen Kapitals

Die Debatte um den Begriff des sozialen Kapitals entwickelte sich im Laufe des 20. Jahrhunderts nicht ausgehend von einer speziellen Veröffentlichung oder aus einer Theorie heraus, sondern vielmehr durch verschiedene Personen in unterschiedlichen Kontexten und Dekaden, mehr oder weniger unabhängig voneinander. Das Konzept des sozialen Kapitals ist, so Putnam (zit. in: Lichter, Internet 1998), ein klassisches Beispiel für die mehrfache ‚Erfindung‘ desselben Konzepts.

Lichter initiierte im Januar 1997 in einer Internet-Diskussionsgruppe (SOCNET) eine Fragerunde, die Aufschluss darüber geben sollte, wann und von wem der Begriff des sozialen Kapitals zum ersten Mal verwendet wurde (vgl. Lichter, Internet 1998).

Als früheste Quelle wurde in der sich ergebenden Erörterung das Werk von Hanifan „The Community Center“ (1920) ausgemacht,¹ in dem sie soziales Kapital wie folgt definiert:

“We not refer to real estate or to personal property or to cash, but rather to that in life which tends to make those tangible substances count for most in the daily lives of people: namely good will, fellowship, sympathy, and social intercourse among the individuals and families who make up a social unit, – the rural community, whose logical center is in most cases the school. (...) The individual is helpless socially, if left by himself. Even the association of the members of one’s own family fails to satisfy that desire which every normal individual has of being with his fellows, of being a part of a larger group than the family. If he comes into contact with his neighbors, there will be an accumulation of social capital, which may immediately satisfy his social needs and which may bear a social potentiality sufficient for the substantial improvement of life in the whole community. The community as a whole will benefit by the cooperation of all its parts, while the individual will find in his associations the advantages of the help, the sympathy, and the fellowship of his neighbors.” (Hanifan 1920: 78f.) Der Begriff „soziales Kapital“ fand damals jedoch keinen Eingang in den sozialwissenschaftlichen Diskurs. Es folgte eine eher beiläufige Erwähnung in der stadtsoziologischen Analyse von Jacobs (1961: 138), in der sie die Ausbildung von Gemeinschaftsgefühl und Beziehungsnetzen (definiert als soziales Kapital) auf die Straßenführung und Architektur von Wohngebieten zurückführt. Jacobs zufolge eröffnen isolierte Parkanlagen oder Spielplätze in Trabantenstädten Raum für Gewalt, die in gemischten Quartieren mit entsprechenden Nachbarschaftsnetzen nicht entstehen würde. Die soziale Kontrolle zwischen Nachbarn und das Vertrauen auf gegenseitige Hilfe, auch bei nur flüchtiger Bekanntschaft, sei daher in funktionierenden Stadtvierteln der entscheidende

1 Es ließe sich zwar auch noch James nennen, der den Begriff in seinem 1904 erstmals erschienen Werk „The Golden Bowl“ auch im Sinne von Beziehungsressourcen bei der Beschreibung eines Mädchens verwendet (James 1972: 64). Da es sich hierbei jedoch um einen Roman handelt und der Begriff auch nicht weiter ausgeführt wird, ist der Wert für die Entwicklung des wissenschaftlichen Konzepts des sozialen Kapitals wohl zu vernachlässigen.

Faktor u.a. zur Kriminalitätsprävention. Aber auch das gemeinsame Vorgehen zur Durchsetzung von Stadtteilinteressen würde auf diese Weise gefördert. Soziales Kapital könne, laut Jacobs, daher durch eine entsprechende Stadtplanung gefördert, aber auch zerstört werden.

Im selben Jahr (1961) erschien auch Homans Werk „Social Behavior: Its Elementary Forms“ in dem er u.a. auch auf den Ressourcencharakter sozialer Beziehungen in Gruppen hinwies. Im abschließenden Kapitel seiner Arbeit erweitert er dann zusammenfassend den Kapitalbegriff und schließt Dinge mit ein, die man heute als Humankapital oder soziales Kapital bezeichnen würde. Er verdeutlicht dies an einem hypothetischen Arbeiterstreik: “if [they, M.E.] (...) had enough of what I have called social capital, material and non-material, to keep the strike up, they would have forced the company to accept a union.” (Homans 1961: 395)

Ebenfalls aus stadtsoziologischer Perspektive verwendete Hannerz, ein schwedischer Anthropologe, den Begriff des sozialen Kapitals. In seiner Studie von 1969, in der er das Ghetto der Winston Street in Washington als teilnehmender Beobachter beschreibt und analysiert, gebraucht Hannerz den Begriff, anders als Jacobs, jedoch in einer eher netzwerktheoretischen Weise, indem er soziales Kapital als nützliche Informationen von Freunden innerhalb des Netzes definiert: “The participation in street life may cause strains on domestic organizations; however it has also its rosy sides. The informal communications passing between friends may be useful social capital. If a man knows of a job opening at his place of work, he may tell an unemployed neighbor about it in a street-corner conversation; if there is some day work anywhere in the area-moving, painting, cleaning, or carpentry, for instance-the men who are in the midst of street life are apt to hear about it first.” (Hannerz 1969: 52)

Im Zuge der Ausweitung des wirtschaftstheoretischen Kapitalbegriffes durch Schultz und Becker, die persönliche Fähigkeiten und Wissensbestände als Humankapital definierten (vgl. Schultz 1961; Becker 1975), wurde der Begriff „soziales Kapital“ 1977 von Loury das erste Mal auch in einer wirtschaftswissenschaftlichen Abhandlung verwandt. Er definiert dieses als die Menge der Ressourcen, die in Familienbeziehungen und in sozialen Organisationen der Gemeinschaft enthalten sind und die die kognitive oder soziale Entwicklung eines Kindes oder Jugendlichen fördern. Loury versucht mit ökonomischen Modellen darzulegen, dass die Zugehörigkeit zu einer bestimmten ethnischen Gruppe und einem bestimmten sozioökonomischen

Hintergrund den späteren wirtschaftlichen Erfolg mitbestimmen. Absolute Chancengleichheit sei daher nicht zu realisieren. Je nach sozialer Herkunft werde die Investition in Humankapital unterschiedliche Erträge bringen.

Im Gefolge der für die weitere Diskussion des Terminus grundlegenden Veröffentlichungen von Bourdieu (1983), der soziales Kapital im Rahmen seiner Sozialtheorie als symbolische Kapitalform einführt, Coleman (1990), der mit Hilfe des Sozial-Kapital-Begriffs „soziale Struktur“ in einen Rational-Choice-Ansatz integriert und darauf seine Sozialtheorie fundiert, sowie Putnam (1993), der die Bedeutung sozialen Kapitals für die Demokratie und die Prosperität eines Landes aufzeigte, kam es im Laufe der 1980er und 1990er Jahre dann zu einer immer intensiveren Rezeption des Begriffs und einer rasch wachsenden Zahl von Publikationen zum sozialen Kapital in verschiedensten Zusammenhängen und Forschungskontexten, von demokratie- oder wirtschaftstheoretischen Fragen über die Erörterung des Zusammenhangs von sozialem Kapital und Entwicklungspolitik bis hin zu Themen wie soziales Kapital und Schulbildung bzw. Berufsverlauf, soziales Kapital und Minderheiten, soziales Kapital und Umweltpolitik, soziales Kapital und Gesundheit oder auch soziales Kapital im Bezug auf ‚Gender‘-Fragen.²

Von 1995 an hat sich der jährliche Zuwachs sogar exponentiell beschleunigt. Eine Recherche von Isham/Kelly/Ramaswamy (Internet 2004) in der Datenbank EconLit. hat ergeben, dass 1995 10, 1996 12, 1997 20, 1998 32, 1999 78 und im Jahr 2000 bereits 153 Artikel mit dem Schlagwort „social capital“ erschienen waren. Ähnliche Ergebnisse erhält man bei Recherchen in anderen Datenbanken. Das ISI Web of Science, das den „Science Citation Index Expandet“ und den „Social Science Index“ enthält, wies 1996 nur 36 Veröffentlichungen mit dem Schlagwort „social capital“ aus. Im Jahr 2002 erschienen dann aber bereits 245 Artikel zu diesem Thema. In Deutschland hinkt die Diskussion diesem Trend jedoch hinterher. So konnten im Katalog des „Gemeinsamen Bibliotheksverbundes der Norddeutschen Universitäten“ (Internet 2005) für das Jahr 1997 nur 4 und im Jahr 2002 22 Publikationen zum Thema „soziales Kapital“ nachgewiesen werden.

2 Zu einer ersten Übersicht über das Thema vgl. die Bibliographie der Weltbank (Internet 2005)

Veröffentlichungen, die den Begriff soziales Kapital verwenden

nach Wall/Ferazzi/Schryer (1998: 302)³

General journal category	pre 1981	1981-1985	1986-1990	1991-1995
Sociology/ anthropology and related	9	8	18	46
Economics/ business	3	-	14	21
Education	-	-	6	22
Development/ planning/ Geography	7	4	1	13
Agriculture	-	2	2	2
Psychology	1	-	-	5
Total by period	20	14	41	109

1.3 Soziales Kapital – Eine Metapher für das „Soziale“?

Allerdings führte die enorme Konjunktur des Begriffs in der scientific community nicht zu einer eindeutigen und einheitlichen Definition des Begriffs.

Mittlerweile werden so u.a. drei (vgl. Brown 1998; Immerfall 1999), vier (vgl. Potapchuk/Crocker/Schechter jr. 1997) oder auch sieben (vgl. Thomas 1996) Ebenen sozialen Kapitals diagnostiziert. Auch unterschiedliche „Bindestrich“-Formen des sozialen Kapitals wurden eingeführt, z. B. community- und family-social-capital (Israel 2002), corporated-social-capital (Gabbay/Leenders 1999), organizational-social-capital (Leana/Van Buren 1999) oder auch government- und civil-social-capital (Collier 1998). Lappe/Du Bois (1997) bezeichnen die „collective intelligence of society“ als soziales Kapital, während es für Temkin und Rohe (1998) das soziokulturelle Milieu in Verbindung mit der institutionellen Infrastruktur ist. Bei Putnam heißt es “By ‘social capital’ I mean features of social life – networks, norms and trust – that enable participants to act together more effectively to pursue shared objectives” (Putnam 1995b: 664f.). Glaeser/Laibson/Sacredote definieren

3 Analysiert wurden Artikel mit dem Begriff „social capital“, die registriert waren in: ABI/INFORM (administration and business 1990-9/ 1995), AGRICOLA (Agriculture: 1970-3/ 1995), ART INDEX (Arts: 9/ 1984-5/ 1995), CAB Abstracts (Agriculture and Veterinary Medicine: 1984-7/ 1995), ECONLIT (Economy: 1969-6/ 1995), ERIC (Education: 1982-1995), GEOBASE (Geography: 1/ 1990-2/ 1995), HUMANITIES (Humanities: 2/ 1984-5/ 1995), PSYCLIT (Psychology: 1/ 1974-12/ 1995), SOCIOFILE (Sociology/ Social Science: 1/ 1974-8/ 1995)

soziales Kapital hingegen als “a person’s social characteristics – including social skills, charisma, and the size of his Rolodex – which enables him to reap market and non-market returns from interactions with others.” (2001: 4)

Hinzu kommen noch weitere Begriffsstrukturen, die durch Übersetzung englischer Termini in die Diskussion einfließen, wie das Beziehungs- bzw. Systemkapital (Esser 2000: 241) als Analogon zum bonding- und bridging social capital (Woolcock 2001). Einige Autoren haben des Weiteren sogar halb-öffentliche Güter wie z. B. Aufwendungen des Staates für soziale Sicherungssysteme als soziales Kapital bezeichnet (vgl. O’Connor 1973; Lauria 1986).

Es kann daher zum gegenwärtigen Zeitpunkt festgestellt werden, dass der Begriff des sozialen Kapitals nicht eindeutig definiert (vgl. Haug 1997: 9)⁴ bzw. keine klare Operationalisierung vorhanden ist und eine Einbettung in eine formale, deduktive Theorie fehlt (vgl. Diekmann 1993: 23). Der Begriff verfügt wie Foley/Edwards schreiben über die Inkohärenz einer „laundry list“ (1998: 144). Er verliert „als Opfer dieses ‚conceptual stretching‘ allmählich jede klare Bedeutung“ (van Deth 2001: 280).

„Soziales Kapital“ stellt als Terminus somit derzeit de facto nur einen Platzhalter dar. Es ist ein „vielseitig einsetzbares Vademekum“ (Zimmer 2002: 22), ein „buzzword“ (Woolcock 2001: 14) oder auch eine Metapher für die Bedeutung des Sozialen schlechthin (Haug 1997: 40).⁵ Soziales Kapital fungiert daher auch zunehmend als eine Art „umbrella concept“ (Adler/ Kwon 2000: 4), das andere Debatten wie die um die weitere Liberalisierung und

4 Die große Zahl möglicher Definitionen führt naturgemäß zu einer noch größeren Zahl möglicher Indikatoren zur Messung sozialen Kapitals in empirischen Untersuchungen. Denn jede Definition erlaubt eine dem gemäß große Zahl möglicher Forschungsgebiete innerhalb derer dann wiederum jede individuelle Forschungsfrage einen individuellen Katalog von Indikatoren impliziert. Das heißt etwa, dass zwei empirische Untersuchungen zum Zusammenhang von Geschlecht und Aufbau sozialen Kapitals im Sinne sozialer Netzwerke durchaus unterschiedliche Indikatoren zur Messung des sozialen Kapitals verwenden können. Ein Beispiel hierfür sind die Untersuchungen im Auftrag der Weltbank. Obwohl sich praktisch alle von ihr geförderten oder vorgestellten Arbeiten in einem verhältnismäßig engen thematischen Spektrum bewegen, da sie sich mehr oder minder deutlich auf die Thesen Putnams zurückverfolgen lassen und sich dem gemäß mit dem Zusammenhang von sozialem Kapital und Entwicklung, Wirtschaft bzw. Demokratie beschäftigen, existiert ein nicht abgeschlossener Katalog von Indikatoren zur Messung sozialen Kapitals in empirischen Untersuchungen zu diesem Thema.

5 Wobei dieses „Soziale“ anders als bei Weber (1972: 1ff.) im weiteren Verlauf dieser Arbeit verstanden werden soll als das Zusammenwirken gleichartiger Elemente in einer bestimm- baren Art und Weise.

Privatisierung staatlicher Aufgaben, den Kommunitarismus oder die Zivilgesellschaft in sich aufnimmt bzw. miteinander verbindet.

Betrachtet man nun die Argumentationslinien in dieser Fülle von Veröffentlichungen genauer, so fällt dabei auf, dass die Diskussion um das soziale Kapital und somit, die Diskussion um die Bedeutung des Sozialen an sich, zwei grundsätzlich unterschiedliche Richtungen beinhaltet.⁶ Die Vertreter der einen Richtung sehen im sozialen Kapital bzw. dem Sozialen eine individuell nutzbare Ressource, die anderen verstehen es als Aspekt sozialer Makrophänomene bzw. ganzer Gesellschaften.⁷ Während erstere also das Soziale nur in seiner Bedeutung für das Individuum und dessen Nutzen sehen, verstehen letztere es als etwas eigenes, das die Grundlage von Gesellschaften bildet und damit erst im Weiteren auch Relevanz für einzelne Teile dieser Gesellschaft zeitigt. Dies bedeutet aber, dass es sich bei der vordergründigen Diskussion um das soziale Kapital in Wirklichkeit um die Neuaufgabe der für westliche Gesellschaften ungefähr seit der Aufklärung zentralen Auseinandersetzung über das Verhältnis von Teil und Ganzem bzw. konkret von Individuum und Gesellschaft dreht, die sich als zugrunde liegendes Denkmuster quer durch alle Wissenschaften und politischen Lager zog und die zuletzt im Rahmen der Auseinandersetzung zwischen Kommunitarismus und Liberalismus Ende der 1980er Jahre besonders pointiert in Philosophie und Politiktheorie geführt worden war.⁸ Taylor bezeichnet die Vertreter dieser beiden Paradigmen als Atomisten bzw. Holisten: „Die große, seit mehr als drei Jahrhunderten andauernde Auseinandersetzung auf diesem Gebiet trennt Atomisten von Holisten (...)“ (Taylor 1993: 103)

6 vgl. Haug (1997: 39f.) oder auch Astone (1999: 13)

7 Weshalb gerade auch von Autoren dieses Lagers häufig Kritik an der Verwendung des Kapitalbegriffs im Zusammenhang mit sozialen Beziehungen geübt wird (vgl. Fine/Green 2001; Smith/Kulynych 2002; Bankston/Zhou 2002).

8 Auch Täube (2002) verortet die Sozial-Kapital-Debatte in diesem Spannungsfeld. Zudem wird von einigen Autoren (Woolcock 1998: 159ff. oder auch Schechler 2002: 19ff) angemerkt, dass gerade Fragen der Bedeutung von Normen, Gemeinschaft oder Vertrauen für das Zustandekommen und Funktionieren einer Gesellschaft von Individuen im Rahmen vor allem der klassischen Ökonomik von Smith oder Mill behandelt wurden und sich der Sozial-Kapital Begriff daher in der Reihe solcher Begriffe wie „intangible assets“ (Veblen 1908), „social energy“ (Hirschman 1985) oder „sociability“ (Hirsch 1976) zu sehen hat. Damit wird unterstrichen, dass die Problematik hinter der aktuellen Diskussion nicht neu ist. Vgl. des Weiteren dann Etzioni (1997: 18f. und 25f.); Beck (1994: 26ff.); Freudenthal (1982: 251ff.) und Tönnies (1996: 14).

Bei Dumont wird hingegen von Individualismus und Holismus gesprochen: „Ihr Unterschied erhellt sich daraus, welcher Begriff grundsätzlich höher bewertet wird: das soziale bzw. politische Ganze oder das elementare menschliche Individuum. Je nachdem sprechen wir von ‚Holismus‘ oder von ‚Individualismus‘.“ (Dumont 1991: 74)

Diese Gegenüberstellung der beiden Paradigmen wurde besonders auch von Parsons hervor gehoben, der ‚individualistisch‘ und ‚utilitaristisch‘ gleichsetzend dieser Strömung einen Atomismus vorwirft, der das Hobbessche Problem, nämlich wie sozialer Zusammenhalt bzw. Ordnung angesichts der rein egoistischen Natur des Menschen möglich sein kann, nicht zu lösen vermag. Weshalb er selbst für einen theoretischen Ansatz eintritt, den er der „kollektivistischen Seite der Haupttraditionen des modernen sozialtheoretischen Denkens“ (Parsons 1961: 91) zuordnet.⁹ Diese Trennung in zwei antagonistische Theorielager schlug sich auch in der gesellschaftlichen Wirklichkeit nieder, insofern als verschiedenste Gruppierungen und Klassen sie sich als ideologische Basis zu eigen machten. Polanyi (1977: 172) spricht in der Folge von einer Doppelbewegung zweier Organisationsprinzipien, die die Sozialgeschichte der westlichen Welt seit dem 19. Jahrhundert formte: „Um zum Kern der Sache zu kommen: Man ist sich einig, daß die um die Verbreitung des Marktsystems bemühte liberale Bewegung auf eine Gegenbewegung stieß, die dieses Marktsystem zum Schutz der Gesellschaft einschränken wollte (...).“ (Polanyi 1977: 185)

Die Auseinandersetzung der beiden Paradigmen¹⁰ ist bis heute nicht entschieden worden. Das dahinter stehende modellogische Problem, warum wirklich selbstbestimmte Individuen soziale Makrophänomene bilden sollten, über die sie keine Kontrolle haben bzw. umgekehrt wie und warum totale Makrophänomene wie die Gesellschaft Kontrolle abgeben und selbstbestimmte Individuen ermöglichen sollten, harrt bis zum heutigen Tag einer

9 vgl. Francis (1965); Vanberg (1975); Bohnen (1975) oder auch die Einteilung der soziologischen Paradigmen bei Wilson (1973).

10 In Erweiterung der Kuhnschen Vorstellung von Paradigmen (vgl. Kuhn 1973), sollen hierunter im Folgenden nicht nur wissenschaftliche Theorien und Weltanschauungen einer bestimmten Lesart in einer bestimmten Zeit und in einer bestimmten „scientific community“ fallen, sondern allgemein die ganze Art und Weise, wie Menschen, Gesellschaft und Welt verstanden werden. Zu einem Paradigma gehören demnach nicht nur Theorien bzw. ein theoretisches Weltbild, sondern auch die aus diesen Vorstellungen erwachsenen politischen Überzeugungen und die daraus jeweils resultierende Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung. Sie könnten daher auch nach Abel als „Weltbilder“ bezeichnet werden (vgl. Abel 2004:117ff.)

theoretischen Auflösung. „Beide Sichtweisen bleiben bis auf weiteres unvereinbar, werden sogar mit einer Modernisierung, die die Individuen und ihre Dilemmata und Ansprüche freisetzt, immer unversöhnlicher, bringen gegensätzliche Erklärungen, Methoden, Theorien und Theorietraditionen hervor.“ (Beck 1994: 27)

Die Unvereinbarkeit der beiden Positionen scheint eine Lösung letztlich nur durch die Negation der anderen Position zu erlauben. Früher oder später wird demnach entweder die Gesellschaft als integriertes Ganzes oder das selbstbestimmte Individuum verschwinden müssen (vgl. Willke 2003: 92).

Angesichts dieser Situation verwundert es daher nicht, dass u.a. Keupp meint „Es besteht besonderer Anlaß gerade jetzt nach dem Stellenwert des ‚Sozialen‘ radikal zu fragen.“ (Keupp, Internet 2005: 7). Genau dies geschieht nun gerade mit der Sozial-Kapital-Debatte.

Da es sich bei dieser Diskussion zusammenfassend also eigentlich um die Stellvertreterdebatte für die Stellung bzw. Bedeutung des Sozialen an sich handelt, sollen im Folgenden die beiden sich in dieser seit fast drei Jahrhunderten währenden Auseinandersetzung gegenüberstehenden Paradigmen mit ihren heutigen politischen und theoretischen Positionen und Richtungen dargestellt und die unterschiedlichen Sozial-Kapital-Konzepte darin verortet werden, um anschließend in einem Diskussionsteil zu eruieren, ob eine Lösung des genannten Antagonismus wirklich nur in der Negation einer der beiden Positionen – Individualismus oder Kollektivismus – liegen kann.

2 Individualistisches Paradigma

Das erste hier vor zu stellende Paradigma, das in der genannten Auseinandersetzung die individualistische Sichtweise vertritt,¹ ist hervorgegangen aus dem Liberalismus, welcher sich im Zusammenhang mit verschiedenen sozio-ökonomischen und wissenschaftlichen Umwälzungen etwa seit der Renaissance entwickelte. Vorwärts getrieben wurde diese Entwicklung vor allem durch das Aufstreben des ehemals städtischen Bürgertums, das ein existenzielles Interesse daran hatte, dass die Welt nicht wie im mittelalterlichen, thomistischen Weltbild für eine hierarchisch geordnete Widerspiegelung des Göttlichen gehalten wurde, sondern eine aus (individuellen) Einzelteilen bestehende und durch Naturgesetze bestimmte Ordnung darstellt, die von menschlicher Vernunft erfasst und beeinflusst werden kann.

Die vom Bürgertum betriebene Durchsetzung der kapitalistischen Wirtschaftsordnung bedingte, dass das bürgerliche Menschenbild zum Leitbild wurde (vgl. Willke 2003: 36f.). Dies bedeutete, dass das Individuum statt wie bisher der soziale Kontext als entscheidende gesellschaftliche Größe betrachtet wurde. Das Eigeninteresse erhielt einen höheren Stellenwert als das Allgemeinwohl, die Gleichheit aller Menschen wurde betont, die persönlichen Fähigkeiten und nicht das erbliche Recht entschieden über Wohlstand und Erfolg und die Vernunft anstatt der Tradition rückte in den Mittelpunkt des gesellschaftlichen Denkens und Handelns (vgl. Freudenthal 1982: 209). Befreiung aus sozialen Bezügen, die das individuelle Leben in bestimmte Bahnen lenkten, und statt dessen die Verwirklichung des Leitmotivs „jeder ist seines Glückes Schmied“ wurden zum Ziel. Spätestens mit der Aufklärung und der französischen Revolution hatte das alte Weltbild und die damit verbundene soziale Ordnung entgültig abgedankt (vgl. Miegel 1996: 1190). Die folgende Zeit kann als Phase der Festigung und Ausweitung des liberalen Menschen- und Gesellschaftsbildes betrachtet werden. Im 20. Jahrhundert

1 Dieses Paradigma bildet in inhaltlichen Einzelfragen zwar keine völlig homogene Sicht, Plehwe sagt z. B. über den Neoliberalismus, er sei „kein Singular, sondern ein Plural“ (1999: 206) dennoch teilen alle im Folgenden genannten Vertreter und Richtungen im Kern ihrer Aussagen ein ähnliches – individualistisches – Menschenbild (Etzioni 1997: 29). Die Probleme, die durch die Bezeichnungen „individualistisch“ und „kollektivistisch“ entstehen sind dem Autor bewußt, da eine solche Kennzeichnung in der Literatur aber geläufig ist, wird sie hier beibehalten (vgl. Vanberg 1975: 239).

wurde dieser Prozess lediglich durch die beiden Weltkriege gestört, die einen direkten ideologischen Rückschlag in Form des Sozialismus in Rußland bzw. des Faschismus in Europa als auch einen indirekten Rückschlag in Form der Weltwirtschaftskrise bedeuteten.

2.1 Erste Phase der neoliberalen Bewegung

Vom 26. bis 30. August 1938 berief der französische Philosoph Rougier eine Konferenz in Paris ein, zu der er 26 international bekannte liberale Wissenschaftler und Publizisten u.a. Aron, Hayek, von Mises, Röpke, Eucken, Rüstow oder auch Popper einlud. Das Treffen wurde als „Kolloquium Walter Lippmann“ bezeichnet (vgl. Cockett 1994: 9), da Lippmanns Buch „An Inquiry into the Principles of the Good Society“ (1937), in dem der amerikanische Publizist dafür eintritt, dass eine liberale Bewegung nicht nur die Freiheit als Ziel haben darf, sondern auch aktiv Wege dorthin aufzeigen muss, als Diskussionsbasis fungierte. Die von Rougier vorgeschlagene Gründung eines „Zentrums zur Erneuerung des Liberalismus“ konnte aufgrund des Kriegsbeginns jedoch nicht umgesetzt werden. Dies geschah erst Anfang April 1947 mit der Gründung der sog. Mont-Pelerin Gesellschaft. Hayek hatte knapp 50 Wissenschaftler, darunter auch Friedman sowie 14 der ehemals 26 Teilnehmer des „Walter Lippmann Kolloquiums“ in den schweizerischen Kurort Mont-Pelerin und dort in das Hotel „du Parc“ geladen, um zu erörtern, wie auf lange Sicht dem Liberalismus zum Durchbruch verholfen werden könnte (vgl. Cockett 1994: 108 ff.). Zum einen sollte der Liberalismus auf der theoretisch ideologischen Ebene gestärkt werden. Hayek beschrieb diese Aufgabe als: „not to spread a given doctrine, but to work out in continuous effort, a philosophy of freedom which can claim to provide an alternative to the political views now widely held. Our goal, in other words, must be the solution not of the practical task of gaining mass support for a given programme, but to enlist the support of the best minds in formulating a programme which has a chance of gaining general support. Our effort therefore differs from any political task in that it must be essentially a long-run effort, concerned not so much with what would be immediately practicable, but with the beliefs which must regain ascendance if the dangers are to be averted which at the moment threaten individual freedom“ (Hayek 1947, zit. in Cockett 1994: 104) Zum anderen sollte aber auch der Aufbau eines weitgestrickten Netzwerks einflussreicher Multiplikatoren wie z. B. Politiker, Unternehmer, Wissenschaftler, Publizisten, Medienvertretern etc. voran getrieben werden. Hierbei orien-

tierte man sich ganz offen an den erfolgreichen Strategien der sozialistischen Bewegung Anfang des 20. Jahrhunderts. (vgl. http://www.buena-vista-neoliberal.de/html/bvn_about_ger.html vom 23.09.03)

2.1.1 Ordoliberaleres Lager

Schon bald nach der Gründung der Mont-Pelerin Gesellschaft entfernte sich das Lager um Eucken und der sog. Freiburger Schule jedoch inhaltlich von deren Kernaussagen. Bei dem von Röpke als „dritter Weg“ (vgl. Röpke 1992: 43) – neben Laissez-faire-Liberalismus und Kollektivismus – bezeichneten Ansatz, der später als Ordoliberalismus bekannt wurde, geht die Freiburger Schule davon aus, dass sich eine funktionsfähige Wettbewerbsordnung nicht von selbst ergibt, sondern vom Staat geschaffen und aufrecht erhalten werden muss. Aufgabe staatlicher Wirtschaftspolitik sei es daher, den vollständigen Wettbewerb bei vollständiger Konkurrenz mittels konstituierender und regulierender Prinzipien auf allen Gebieten als Voraussetzung für wirtschaftliche und politische Freiheit herzustellen und zu gewährleisten. Basierend auf den Arbeiten Euckens entwickelten nach 1945 vor allem Müller Armack und der spätere Wirtschaftsminister und Bundeskanzler der Bundesrepublik Deutschland Erhard, der selbst noch beim zweiten Treffen der Mont-Pelerin Gesellschaft in Seelisburg anwesend war, die Konzeption der „Sozialen Marktwirtschaft“. Zu ihr gehörte auch eine begrenzte Umverteilung des gesellschaftlichen Wohlstandes anstatt einer minimalen Abmilderung akuter Not, wie sie von der Mont-Pelerin Gesellschaft vorgeschlagen wurde. Das ordoliberale Lager ist aber niemals so prägend für den Neoliberalismus geworden, wie das Lager um Hayek und Friedman. „Es sind die Libertarians, die beim Vormarsch des Neoliberalismus die Pflöcke einschlagen und den Rückzug des Staates betreiben.“ (Maier-Rigaud 2001: 272)

2.1.2 Libertäres Lager

Die Mont-Pelerin Gesellschaft entwickelte ihre Inhalte und Kontakte, getragen von der zweiten österreichischen Schule um von Mises und Hayek, hauptsächlich in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts in den USA weiter, wo die Anhänger der neoliberalen Ideen als „Libertarians“ bezeichnet wurden. Heutzutage lassen sich der Mont-Pelerin Gesellschaft selbst ca. 600 Mitglieder (vgl. Cockett 1994: 118) zurechnen. Die von ihr begründete neolibe-

rale Bewegung wird von Dutzenden von think-tanks weltweit getragen.² Zu den einflussreichsten Einrichtungen in den USA zählen heute vor allem die „Heritage Foundation“ und das „Cato Institute“. Bedeutend gerade für die Breitenwirkung in der Bevölkerung war aber auch Rand und die von ihr begründete Rand Foundation. Verpackt in eher triviale Geschichten verbreitete Rand in ihren Romanen eine neoliberale Weltansicht, die als Objektivismus bekannt wurde.

Die Mitglieder der Mont-Pelerin Gesellschaft um Friedman und Hayek sahen sich vor den Hintergrund des sog. „Kalten Krieges“ von Anfang an als Krieger in einer Schlacht gegen Feinde der Freiheit, als „warriors with phd. s“ (vgl. Heritage Foundation, Internet 2004) oder wie Hayek es ausdrückte: „an army of fighters for freedom“ (Hayek zit. in Cockett 1994: 104). Dies wird auch in der Gründungs-Erklärung der Mont-Pelerin Gesellschaft deutlich: „The central values of civilization are in danger. Over large stretches of the earth’s surface the essential conditions of human dignity and freedom have already disappeared. In others they are under constant menace from the development of current tendencies of policy. The position of the individual and the voluntary group are progressively undermined by extensions of arbitrary power. Even that most precious possession of Western Man, freedom of thought and expression, is threatened by the spread of creeds which, claiming the privilege of tolerance when in the position of a minority, seek only to establish a position of power in which they can suppress and obliterate all views but their own. The group holds that these developments have been fostered by the growth of a view of history which denies all absolute moral standards and by the growth of theories which question the desirability of the rule of law. It holds further that they have been fostered by a decline of belief in private property and the competitive market; for without the diffused power and initiative associated with these institutions it is difficult to imagine a society in which freedom may be effectively preserved.“ (Mont-Pelerin Gesellschaft, Internet 2004)

2 Eine Liste der verschiedenen think-tanks und Institute findet sich unter:
<http://www.atlasusa.org/directory/index.php?refer=directory> vom 28.04.04
 oder : <http://www.buena-vista-neoliberal.de/> vom 28.04.04
 Darunter befinden sich auch „special issue think tanks“, die sich z. B. der Ökologiebewegung annahmen, um diese durch Widerlegung von Fakten oder dem Uminterpretieren von Sachverhalten in das liberale Lager einzugliedern. (<http://www.buena-vista-neoliberal.de/liste/gsl8.html> vom 28.04.04)

2.2 Zweite Phase der neoliberalen Bewegung

Im Jahr 1974 erhielt Hayek den Nobelpreis für Wirtschaft, Friedman zwei Jahre später. Dieses Ereignis markierte den Beginn der zweiten Phase der neoliberalen Bewegung, während derer die bis dahin theoretisch erarbeiteten Konzepte der neoliberalen Ökonomen über die aufgebauten strategischen Netzwerke in praktische Politik umgesetzt werden konnten. Denn die bis dahin vorherrschende keynesianische Wirtschaftspolitik hatte begonnen Schwächen zu offenbaren (vgl. Willke 2003: 31ff.). Die Versuche, den durch die Ölkrise 1973 und 1979 ausgelösten Konjunkturerinbrüchen durch zusätzliche staatliche Investitionen im Sinne keynesianischer Wirtschaftspolitik entgegen zu steuern, schlugen fehl. Schließlich musste 1973 aufgrund expansiver Staatsausgaben der USA das „Bretton Woods System“, das stabile Wechselkurse garantierte, aufgegeben werden. Neue Antworten und Lösungen auf die drängenden wirtschaftspolitischen Fragen wurden gesucht. In dieser Situation war es zuerst Friedman, der als Berater des chilenischen Diktators Pinochet die Chance erhielt, neoliberale Ideen in praktische Politik umzusetzen. Die 1979 an die Macht gekommene Premierministerin Thatcher brachte Großbritannien Anfang der 1980er Jahre ebenfalls auf diesen Weg. Dort hatte vor allem das 1957 unter Anregung von Hayek gegründete „Institute of Economic Affairs“, das „Adam Smith Institute“ sowie das „Centre for Policy Studies“, welches nach der Wahlniederlage der Konservativen 1974 von Thatcher und Sir Keith Joseph gegründet worden war, entscheidend das Feld für neoliberale Wirtschaftspolitik bereitet. Hinzu kam eine breite Unterstützung durch die Medien. Schwerpunkt des als „Thatcherismus“ bekannt gewordenen Programms bildete die Reduktion des Einflusses der Gewerkschaften, die Bekämpfung der Inflation, ein Abbau der Steuern für höhere Einkommen, die Privatisierung von Staatsbetrieben sowie eine am „free market“-Gedanken orientierte Reform des Gesundheits- und Erziehungswesens. Thatcher zufolge hatte der Wohlfahrtsstaat „moralische Krüppel“ geschaffen, die durch eine Abhängigkeitskultur dazu gebracht wurden, persönliche Verantwortung an den Staat zu delegieren (vgl. Eccleshall 1994: 72ff.). “I think we’ve been through a period where too many people have been given to understand that if they have a problem, it’s the government’s job to cope with it. ‘I have a problem, I’ll get a grant.’ ‘I’m homeless, the government must house me.’ They’re casting their problem on society. And, you know, there is no such thing as society.” (Thatcher 1987)

Im Laufe des Jahres 1981 schließlich folgten auch die USA dem chilenischen und britischen Beispiel. Der damals neu gewählte republikanische Präsident Reagan, der in engem Kontakt mit Thatcher stand, implementierte ebenfalls eine an neoliberalen Konzepten orientierte Wirtschaftspolitik. Auch Reagan glaubte, dass durch eine Angebotspolitik – also Entlastung höherer Einkommensgruppen, um dadurch mehr Investitionen zu ermöglichen – der freigesetzte Wettbewerb letztlich auch den unteren Einkommensgruppen zugute kommen würde. Den Wohlfahrtsstaat mit seinen Umverteilungen erachtete er hingegen gerade für diese unteren Einkommensgruppen als schädlich. Ergänzt wurde diese sog. „Reagonomics“ durch Rekordausgaben im Verteidigungshaushalt angesichts des Wettrüstens mit der Sowjetunion, sowie einer restriktiven Geldpolitik, um die Inflation einzudämmen. Parallel zu der praktischen Umsetzung der neoliberalen Konzepte folgten weitere akademische Ehrungen für neoliberale Wissenschaftler in Form von Nobelpreisen an Stiegler (1982), Buchanan (1986), Allais (1988), Coase (1991) sowie Becker (1992).

Nach dem Ende des sog. „Kalten Krieges“ zu Beginn der 1990er Jahre wurde die Marktwirtschaft schließlich auch de facto zum einzig akzeptierten System weltweit (vgl. Gruppe Von Lissabon 1997: 83; Willke 2003: 14), was dem neoliberalen Lager als Argument für dessen evolutionäre Überlegenheit im Sinne Hayeks zugute kam. Zwar lassen sich in der während der 90er Jahre des letzten Jahrhunderts aufkommenden Globalisierungsdebatte unterschiedliche Facetten ausmachen, die treibende Kraft dahinter war jedoch vor allem die nun ungebremst wirkende Kraft des Marktes und dementsprechend die Ausweitung der ursprünglich nur national gedachten neoliberalen Argumente und politischen Forderungen auf die ganze Welt.

Nach dieser kurzen Darstellung der Entwicklung der neoliberalen Bewegung soll im Folgenden nun die theoretische Grundstruktur der individualistischen Sicht verdeutlicht werden, um die daraus resultierenden praktisch politischen Forderungen darauf aufbauend darzustellen.

2.3 Das Individuum in der neoklassischen Ökonomik

Die Ökonomik insgesamt, nicht nur der neoliberale Zweig, vertritt ein dem Sinn nach einheitliches Menschenbild, das als „economic man“ bezeichnet wird. In seiner modellogisch reinsten und abstraktesten Variante wurde dieses Menschenbild in der neoklassischen Ökonomik, die zugleich auch die

Grundlage des Neoliberalismus bildet (vgl. Willke 2003: 34), unter dem Namen „homo oeconomicus“ bekannt. Zwar hat es in den letzten hundert Jahren eine Weiterentwicklung und Veränderung dieses Modells vom „economic man“ gegeben, es besteht jedoch noch immer ein gemeinsamer Kern aller Ansätze (vgl. Manstetten 2000: 20).

Grundlage dieses Modells bildet die Annahme, dass das Individuum sich in einer Entscheidungssituation befindet, die den Entscheider mit mindestens zwei unterschiedlichen Handlungsmöglichkeiten konfrontiert (vgl. Rehkugler/Schindel 1989: 15).

Da das Individuum zwar immer die Möglichkeit hat, eine Handlung auszuführen oder sie nicht auszuführen, es jedoch nicht die Möglichkeit hat, alle Alternativen gleichzeitig zu realisieren, also zu handeln und nicht zu handeln (es befindet sich in einer Situation der Knappheit), ist letztlich alles menschliche Verhalten ein Wählen; alle Handlungen sind Wahlhandlungen in Entscheidungssituationen³. Diese Entscheidungssituationen werden im Wesentlichen bestimmt durch die Präferenzen des Individuums und durch die Restriktionen (vgl. Kirchgässner 1991: 13).

Diese Restriktionen, also die Menge der Ereignisse, die nicht vom Entscheidungsträger willentlich beeinflusst werden können, begrenzen den Handlungsraum des Individuums, welcher die Menge der Handlungsmöglichkeiten des Entscheidungsträgers darstellt, aus denen er wählen muss.

Welche Alternative des Handlungsraumes vom Individuum gewählt wird, hängt dann letztlich von dessen Zielen bzw. Präferenzen ab. Ziele sind dabei ganz allgemein zukünftige Zustände (Sollzustände), die durch bestimmte Entscheidungen bzw. Handlungen hergestellt werden sollen (vgl. Rehkugler/Schindel 1989: 43). Sie stellen allgemeine Anweisungen dar, die nicht unmittelbar in eine Handlung übertragen werden können (wie z. B. der Wunsch nach Reichtum). Diese Ziele wiederum können mannigfaltig sein. Erst indem Ziele bewertet und einige Ziele anderen Zielen vorgezogen werden, entstehen Präferenzen.

3 „Der ökonomische Ansatz ist offenkundig nicht auf materielle Güter und Wünsche beschränkt, noch allein auf den Marktbereich.“ (Becker 1982: 5) „In der Tat bin ich zu der Auffassung gekommen, daß der ökonomische Ansatz so umfassend ist, daß er auf alles menschliche Verhalten anwendbar ist, sei es nun Verhalten, das monetär meßbar ist oder unterstellte ‚Schatten‘-Preise hat, seien es wiederkehrende oder seltene Entscheidungen, seien es wichtige oder nebensächliche Entscheidungen, handele es sich um emotionale oder nüchterne Ziele, reiche oder arme Menschen (...).“ (Becker 1982: 7)

Nimmt man nun weiterhin an, dass ein Individuum alle möglichen Alternativen ordnen kann, so kann man die Präferenzen dieses Individuums in einer Präferenzordnung zusammenfassen. Hierfür gilt:

- „1. Jedes Individuum hat eine Präferenzrelation. Das bedeutet, daß es in der Lage ist, alle Güterbündel mit denen es konfrontiert ist vollständig derart zu ordnen, daß ein Güterbündel x_1 gegenüber einem Güterbündel x_2 entweder als besser, als gleich bzw. indifferent oder als schlechter eingeschätzt wird. Diese Annahme ist die Annahme der Vollständigkeit der Präferenzrelation. Zu dieser Vollständigkeit gehört insbesondere, daß das Individuum vollständig informiert ist über sich selbst und über die Welt, soweit sie in das Gesichtsfeld seiner Wahl fällt. Ohne vollständige Information in diesem Sinne besteht die Möglichkeit, daß die Präferenzrelation eines Individuums instabil oder widersprüchlich ist.
2. Für jedes Güterbündel x gilt: es wird sich selbst gegenüber vorgezogen oder ist indifferent gegenüber sich selbst. Diese Annahme ist die Annahme der Reflexivität, sie ist vor allem modelltechnischer Natur.
3. Ist Güterbündel x_1 Güterbündel x_2 und Güterbündel x_2 Güterbündel x_3 vorgezogen, dann ist Güterbündel x_1 Güterbündel x_3 vorgezogen (Annahme der Transitivität).

Sind diese Bedingungen der Vollständigkeit, Reflexivität und Transitivität gegeben, dann ist die Präferenzrelation eine Präferenzordnung.“ (Manstetten 2000: 167)

Die Präferenzordnung konstituiert somit auch das Individuum als eben dieses spezielle Individuum. Gemäß dieser Präferenzordnung wählt das Individuum nun die Alternative, die ihm am ehesten die Realisierung dieser Präferenzen erlaubt, die ihm mit anderen Worten den höchsten Nutzen verschafft.⁴ Indem also alle Informationen über die Restriktionen und Handlungsmöglichkeiten analysiert und die Alternativen miteinander verglichen werden, versucht das Individuum diejenige Alternative zu ermitteln, die seinen Nutzen maximiert. Eine Handlung, die nicht der Nutzenmaximierung dient, ist nicht denkbar.

4 Bei der häufig verwendeten Unterscheidung von zwei Versionen der Nutzenmaximierung: ein Ziel mit einem minimalen Aufwand an Mitteln zu erreichen (*Minimumversion* des ökonomischen Prinzips) oder mit einem gegebenen Potenzial an Mitteln maximale Zielerreichung (*Maximumversion* des ökonomischen Prinzips) zu erreichen (vgl. Retzmann 2000: 11), handelt es sich logisch tatsächlich um ein und dasselbe Prinzip in zwei Versionen (vgl. Gäfgen 1974: 103).

Das Individuum handelt somit rational und egoistisch, denn es orientiert sich nur an seiner eigenen Präferenzordnung. Ähnlich einem Computerprogramm, das auch nur ausführen kann, was in seinem Programm steht, kann das jeweilige Individuum nur gemäß seiner eigenen Präferenzordnung die entsprechende Entscheidungssituation durch Analyse aller Informationen und Abgleich mit seiner Präferenzordnung bewerten und dann dementsprechend nutzenmaximierend handeln.

Andere Individuen geraten lediglich als Restriktionen, als Rahmenbedingungen bei der Verfolgung seiner Präferenzen in das Blickfeld des Individuums. Es gibt mithin nur zwei Möglichkeiten: Entweder ist etwas eine interne Größe, dann handelt es sich um ein Teil der Präferenzordnung oder es ist eine externe Größe, dann sind es Restriktionen. „Allein das Individuum soll zur Einschätzung und Festlegung seiner individuellen Nutzenzustände berechtigt sein. Nur die Selbstbestimmung individueller Nutzenzustände ist zugelassen.“ (Brentel 1999: 93) Das Individuum der ökonomischen Verhaltenstheorie nimmt keinen Anteil am Nutzen anderer, weder einen durch Altruismus motivierten positiven Anteil noch einen durch Missgunst motivierten negativen Anteil. Der „homo oeconomicus“ hat also weder einen Vorteil davon, dass ein anderer keinen Vorteil hat, noch hat er umgekehrt einen Vorteil davon, dass ein anderer einen Vorteil hat. Die Haltung des „homo oeconomicus“ gegenüber seiner Mitwelt kann daher als eine „gegenseitig desinteressierte Vernünftigkeit“ (Rawls 1971: 168) bezeichnet werden.

Damit die hier beschriebene Handlungsweise des „homo oeconomicus“ modelltheoretisch möglich wird, muss neben der Annahme vollständiger Information außerdem noch angenommen werden, dass vollkommene Konkurrenz vorliegt, es also zu keinen Vermachtungsphänomenen wie z. B. Kartellen oder Ähnlichem bzw. nicht-ökonomischen Marktbehinderungen wie externen Effekten kommt und dass die Anpassungsvorgänge quasi zeitgleich ablaufen. Der „homo oeconomicus“ lebt daher in einer zeitlosen Welt, in der Veränderungen der Präferenzen bzw. der Restriktionen sofort ohne Verzögerung zu entsprechenden Anpassungsprozessen führen.

An den Annahmen des Modells vom „homo oeconomicus“ ist in der Vergangenheit häufig Kritik geübt worden. Besonders das Axiom der vollständigen Information und der Rationalität wurde als nicht realistisch bezeichnet. „Gegen diese Auffassung des homo oeconomicus kann man zu Recht einwenden, daß die Wirtschaftssubjekte nie vollständig informiert sind und daß sie außerdem keine wandelnden Computer sind. Diese Annahme ist unrealis-

tisch und empirisch widerlegt (falsifiziert).“ (Kirchgässner 1991: 28) Daher wurden in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts verschiedene Modelle entwickelt, die diesen kritischen Einwürfen Rechnung tragen.

2.3.1 *Theorien eingeschränkter Rationalität*

Die Modelle, die die Kritik am „homo oeconomicus“ aufgreifen und versuchen ein realistischeres Bild eines ökonomisch handelnden Menschen zu zeichnen können allgemein als Theorien eingeschränkter Rationalität bezeichnet werden. Für diese ist Selten/Klopstech zufolge charakteristisch: „Jedes Individuum kann nur in begrenztem Umfang Informationen aufnehmen und verarbeiten. Diese Feststellung gilt übrigens nicht nur für Menschen, sondern für jedes beliebige (ökonomische) System, denn jedes System ist einer Zeitbeschränkung unterworfen. Ein klassisches Beispiel dafür ist ein Computer. Die Lösung von Problemen mit dem Computer braucht Rechenzeit. ‚Gutartige‘ Probleme sind dadurch definiert, daß sie sich in sogenannter polynominale Zeit lösen lassen, ‚böartige‘ benötigen mehr Zeit, sogenannte exponentiale Zeit (...) Das bedeutet, daß die Kontroverse volle Rationalität versus eingeschränkter Rationalität kein technologisches Problem ist. Ungeachtet der Fortschritte in der Computertechnologie wird volle Rationalität nicht nur für die heutige Zeit, sondern für immer undurchführbar bleiben. (...) ‚Was ist eingeschränkte Rationalität?‘ Sie ist diejenige Rationalität, die explizit die beschränkten Gedächtnis- und Rechenfähigkeiten und die Implikationen dieser Beschränkungen berücksichtigt. Eingeschränkt rationales Verhalten ist systematisches Verhalten, das entsprechende kognitive Prozesse enthält. Je nach Problemstellung kann dies Lernen, Imitation, Suche, Anspruchsniveauorientierung usw. sein. All diese Verhaltensweisen führen i. A. nicht zu einem Optimum.“ (Selten/Klopstech 1984: 12)

Bei dem Konzept des Anspruchserfüllungsprinzips von Simon (1955) werden z. B. nacheinander verschiedene Verhaltensalternativen mit einem exogenen Kriterium zufriedenstellend/nicht zufriedenstellend verglichen. Beim bisherigen Maximierungsprinzip wurden alle Alternativen simultan verglichen und die maximale gewählt. Wann nach dem neueren Konzept eine Lösung gut ist, hängt von den Umständen ab. Die Verhaltensalternativen sind ebenfalls nicht determiniert; es können also Lernen, Imittieren oder Routine zu annehmbaren Lösungen führen.

Ein verhaltenstheoretischer Ansatz von Cyert/March (1963), basierend auf den Arbeiten Simons, geht von folgenden Grundprinzipien für das Entscheidungsverhalten von und in Unternehmungen aus:

- Erfolgreiches Verhalten prägt sich ein und wird aufgrund von Erfahrungen beibehalten. Routineverhalten wird entwickelt.
- Ändert sich die Umwelt in negativer Weise, so sucht die Unternehmung nach neuen Regeln. Diese Suche ordnet sich zwischen echten neuen Entscheidungen und ähnlichen Entscheidungen ein.
- Eine Suche findet eher in der Nähe, sowohl der alten, bekannten Regel als auch des Problemsymptoms statt.
- Es wird eine Lösung gesucht, die gut im Sinne des Anspruchserfüllungsprinzips ist.
- Erfahrungen anderer können bei der Suche herangezogen werden.

Ein weiterer Ansatz stammt von Elster. Dieser geht von einer „Metapräferenz für Rationalität“ (Elster 1987: 101) der Individuen aus, wonach eine grundsätzliche Einsichtsfähigkeit in die langfristig besseren Präferenzen besteht. Zwar ist menschliches Verhalten aus unterschiedlichen Gründen, wie Willensschwäche oder Unsicherheit immer beschränkt rational; indem sich die Akteure dieser Tatsachen jedoch bewusst werden, können sie aktiv gestaltend in die Situation eingreifen: Entweder durch die Manipulation der realisierbaren Menge der Handlungsoptionen, die Manipulation des eigenen Charakters (z. B. der Präferenzstruktur) oder durch die Manipulation der Informationen, indem beispielsweise bestimmte Informationen ignoriert werden. Durch solche indirekten Strategien der Selbstverpflichtung kann trotz beschränkter Rationalität letztlich doch rational gehandelt werden. Als Beispiel hierfür nennt Elster Odysseus Passage der Insel der Sirenen (vgl. Elster 1987: 67). Dieser weiß, dass er angesichts des betörenden Sirenengesangs nicht die richtigen Entscheidungen treffen können, sondern seinen Männern den Befehl zur Landung auf der Insel geben und damit alle in den Tod schicken wird. Daher befiehlt er seinen Männern, ihn an den Mast zu fesseln und sich selbst die Ohren mit Wachs zu verstopfen. Auf diese Weise kann er selbst den Gesang hören und bringt gleichzeitig niemanden in Gefahr. Indem er also die Situation in bestimmter Weise gestaltet hat, konnte er trotz seiner durch den Sirenengesang stark eingeschränkten Rationalität langfristig doch rational handeln.

2.3.2 *Das REMM Modell*

Das entsprechende Modell eines ökonomischen Individuums mit eingeschränkter Rationalität stammt von Meckling und wird als „Resourceful Evaluating Maximizing Man“ (REMM) bezeichnet⁵: „Man is Resourceful, he ‚reasons‘ about consequences of changes in his environment and in his own behaviour; he is an Evaluator, he has preferences, and, finally, he is a Maximizer, he acts so as to achieve the highest level of ‚good‘ as he perceives it.“ (Meckling 1976: 545) Lindenberg fügte diesem Modell später die Gesichtspunkte der Restriktionen (restricted) und Erwartungen (expecting) hinzu, die bei Meckling nur implizit angenommen worden waren, so dass aus dem REMM ein RREEMM Modell wurde (vgl. Lindenberg 1985: 100f.). Beide Modelle gehen zwar ebenso wie beim „homo oeconomicus“ von Entscheidungssituationen aus, der Unterschied besteht aber vor allem darin, dass von der Annahme der vollständigen Information abgerückt wird. Vielmehr werden die Handlungsalternativen danach ausgewählt mit welcher Wahrscheinlichkeit, mit welcher Erwartung diese zur Nutzenmaximierung führt. Die Erwartungen wiederum hängen von vorherigen Entscheidungen ab, die hinsichtlich ihrer Zweckmäßigkeit bei der Maximierung bewertet und evaluiert wurden.⁶

2.4 **Das neoliberale Gesellschaftsbild**

Der ursprünglich von der schottischen Moralphilosophie (Mandeville, Smith, Hume, Ferguson) entwickelte Ansatz zur Erklärung sozialer Realität kann trotz seiner hauptsächlich in der Ökonomie erfolgten Anwendung als Paradigma einer allgemeinen „individualistischen Sozialtheorie“ (vgl. Vanberg 1975: 3ff.)⁷ verstanden werden, das in Form der „rational choice theory“ oder der „Neuen Institutionenökonomik“ auch in Soziologie und Politikwissenschaft immer größeren Raum einnimmt und letztlich auch als Grundlage des neoliberalen Gesellschaftsbildes gelten kann.

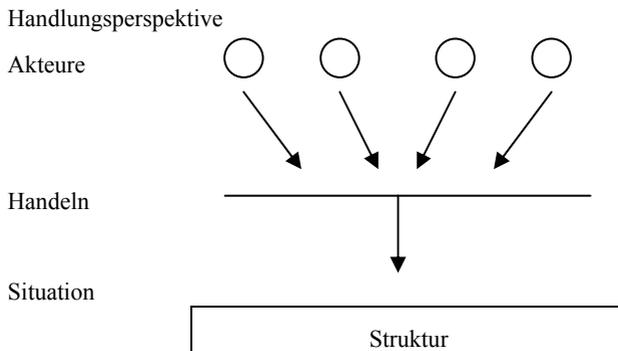
5 Das Modell weist zudem eine große Nähe zur soziologischen Wert-Erwartungstheorie auf (vgl. Esser 1999: Kapitel 7).

6 Tatsächlich beziehen sich viele Ökonomen implizit auf die Vorstellung des REMM und somit die eingeschränkt rationale Variante des „homo oeconomicus“, so z. B. auch McKenzie/Tullock (1984).

7 vgl. die Gegenüberstellung von individualistischer und kollektivistischer Soziologie u.a. bei Vanberg (1975), Bohnen (1975), Esser (1993: 405)

Ausgangspunkt aller sozialen Makrophänomene sind gemäß des darin angenommenen methodologischen Individualismus die einzelnen Individuen, die durch ihre jeweiligen interdependenten Handlungen diese im Sinne eines bottom-up quasi von unten her durch ihre Interaktionen aufbauen. „Die Gesellschaft ist in dieser Sichtweise nur eine (Kurz-)Bezeichnung für diesen *Verflechtungszusammenhang* von interdependenten *Akteuren*, aber *keine* eigene, schon gar keine holistische Realität. Sie ist in dieser Sichtweise *kein* eigenes neues ‚Wesen‘, das sich zu den Akteuren hinzugesellt und so einen ontologischen Unterschied zwischen der ‚Gesellschaft‘ hier und den ‚Individuen‘ dort schafft.“ (Esser 1993: 405)

Dieser Zusammenhang kann auch noch einmal graphisch verdeutlicht werden:



Quelle: Reckwitz (1997: 39)

Die Akteure schaffen also durch ihr individuelles Handeln unbeabsichtigt auch die gesellschaftlichen Makrophänomene wie z. B. Strukturen oder Normen. Gesellschaftliche Kohäsion und Ordnung wird also nicht durch eine natürliche Interessenharmonie bzw. ein soziales Bewusstsein hergestellt oder durch Herrschaft, wie beim Leviathan Hobbes‘, erzwungen, sondern besteht aufgrund eines Systems rationaler Interessenverschränkung von Leistung und Gegenleistung, das die unterschiedlichen Einzelinteressen zu einem Netz allseitiger Abhängigkeiten verbindet (vgl. Vanberg 1975: 10; Reckwitz 1997: 61f.).

Dieser Zusammenhang wurde dann u.a. in den sozialen Austauschtheorien weiter ausformuliert. Deren Grundannahme besteht nach Blau (1968: 452) in

dem einfachen Gedanken, dass Menschen neue soziale Beziehungen eingehen, weil sie erwarten, dass dies für sie Belohnungen materieller oder immaterieller Art einbringen wird, und dass sie Beziehungen zu anderen Personen einzig unter diesem Gesichtspunkt aufrechterhalten und ihre Interaktion mit ihnen ausweiten.

Die Grundregel, durch die der soziale Handlungszusammenhang bestimmt ist, wird somit im Prinzip der Reziprozität, der Gegenseitigkeit von Leistungen, gesehen. Gesellschaft stellt also keine hinzukommende Entität dar, sondern ist das unintendierte und nicht ins rationale Kalkül einfließende Ergebnis der reziproken Leistungserbringungen der ihren Nutzen verfolgenden Individuen.⁸ Bei Smith heißt dieses Phänomen dann „invisible hand“, da wie durch eine unsichtbare Hand die nur ihrem Eigeninteresse folgenden Akteure doch eine soziale Ordnung generieren, die allen den größtmöglichen Wohlstand beschert. „Prototypisch für die nutzentheoretische Perspektive auf soziale Strukturen bleibt das Modell des Marktes, wie es die neo-klassische Ökonomie voraussetzt: Mit Präferenzen und Gütern ausgestattete Individuen stehen sich gegenüber, konfrontieren sich gewissermaßen gegenseitig mit ihren Handlungen, bis am Ende auf der von niemandem beabsichtigten ‚kollektiven‘ Ebene eine bestimmte Güterverteilung und ein bestimmtes Niveau von Güterpreisen erreicht ist. Preise und Güterverteilung stellen damit für die Nutzentheoretiker paradigmatische Fälle sozialer Strukturen dar, die sich nicht auf die Eigenschaften von Individuen reduzieren lassen, wohl aber durch diese – unintendierte – produziert werden.“ (Reckwitz 1993: 62)

Die heutzutage von der „Neuen Institutionenökonomik“ untersuchten Makrophänomene wie Organisationen oder Institutionen und die darin enthaltenen Konzepte wie dem der Transaktionskosten, der Verfügungsrechte (property rights), der relationalen Verträge oder dem Konzept der Vertretung (principal-agent-theory) sind schlussendlich nur Ausdifferenzierungen dieser Grundannahme (vgl. Richter/Bindseil 1995).

Die Marktwirtschaft stellt in diesem Paradigma einer individualistischen Sozialtheorie eine „spontane Ordnung“ oder auch Katallaxie dar (Hayek 1969a: 121), die im Laufe der Evolution als einzig mögliche, überlebensfähige Ordnung entstand (vgl. Hayek 1969b). Diese jedoch ist wie alles in der Evolution in keinsten Weise zweckgerichtet, z. B. um eine Maximierung der Bedürfnisbefriedigung oder des Wohlstandes zu erzielen. Sie ist nur eine abstrakte,

8 vgl. Hume (1973: 3. Buch, Teil 2)

akkumulierte Größe, das einzig mögliche Ergebnis, wenn alle frei ihren individuellen Interessen nachgehen vergleichbar dem gasförmigen Aggregatzustand, wenn alle Atome einer Substanz sich bei einer bestimmten Temperatur in jede Richtung bewegen (vgl. Reese-Schäfer 1994: 30). Da jeder mit unterschiedlichen Talenten und Ressourcen ausgestattet ist, ist Ungleichverteilung quasi konstitutiv für die „spontane Ordnung“. Daran etwas ändern zu wollen aufgrund subjektiver Größen wie „sozialer Gerechtigkeit“, würde bedeuten, die Freiheit des Einzelnen zu beschneiden und die natürlich entstandene und damit optimale Ordnung zu zerstören (vgl. Hayek 1969a: 119 und 1981: 98). Die einzige Einschränkung der Verfolgung individueller Interessen stellt die Befolgung bestimmter allgemeingültiger Verhaltensregeln im Sinne von Verboten dar. Sie untersagen den Eingriff in die geschützte Sphäre anderer Menschen, die als deren Eigentum definiert ist – Anspruch auf Unversehrtheit der Person, uneingeschränktes Verfügungsrecht über das Eigentum (Vertragsfreiheit), Gewährleistung von Ansprüchen und Erwartungen, die mit dem Eigentum verbunden sind (vgl. Hayek 1969a: 110). Diese Grund- und Freiheitsrechte, die die Chancengleichheit in der Ausgangssituation oder auch Urzustand („original position“; Rawls 1971: 27ff.) aller ungebundenen, d. h. frei von sozialen Beziehungen gedachten, nur an der Verfolgung ihrer Eigeninteressen interessierten Individuen garantieren, ermöglichen somit auch so etwas wie die neoliberale Definition von Gerechtigkeit, die später von Rawls (1971) entwickelt wurde.

2.4.1 Soziales Kapital als Ressource

Soziales Kapital bzw. das „Soziale“ muss gemäß des bisher dargestellten Menschen- und Gesellschaftsbildes individualistisch und im Sinne einer Ressource verstanden werden. Dies wird auch deutlich, wenn man die zu diesem Paradigma zu rechnenden Autoren und deren Diskussionsbeiträge näher betrachtet.

Coleman

Coleman hat bei Lazarsfeld und Merton studiert. Zu seinem Umfeld gehören u. a. Bell, Blau, Lipset, Wallerstein und Glazer. 1973 erhielt Coleman einen Ruf an die Universität Chicago, wodurch er engen Kontakt zu führenden Vertretern der amerikanischen Mikroökonomie erhielt wie Coase und Becker, mit dem er auch ein Seminar gemeinsam veranstaltete.

Schon früh begann Coleman sich für eine integrative, fächer- und themenübergreifende Sozialtheorie auszusprechen, um der zunehmenden Zersplitterung der Theorielandschaft entgegen zu wirken. Themen wie soziale Tauschbeziehungen, Vertrauens- und Normenbildung oder kollektives Verhalten sollten Coleman zufolge alle im Rahmen einer einheitlichen Handlungstheorie zu interpretieren sein. Die Grundierung seiner Theorie durch den Rational-Choice-Ansatz ist dabei nicht als „ökonomischer Imperialismus“ zu verstehen, die ökonomische Theorie kann jedoch erklären, „wie das Handeln einzelner Akteure durch vorgegebene Verteilungsstrukturen beschränkt und kanalisiert wird und wie andererseits aus den situativ ausgerichteten Handlungen einer Vielzahl von Akteuren die Interdependenzdynamik ihrer kollektiven Situation resultiert, deren Verteilungswirkung im nächsten Schritt die weitere Situationslogik der Akteure bestimmen.“ (Müller/Schmid 1998: 11)

Aufgrund unbeabsichtigter Nebenwirkungen und Interdependenzen entstehen so in einem Mikro-Makro-Mikro-Übergang aus individuell rationalen Entscheidungen kollektive Phänomene, die dann wiederum rekursiv als Beschränkungen und/oder Voraussetzungen der individuellen Handlungen fungieren. Strukturelle Reproduktion wie struktureller Wandel lassen sich so mit ein und demselben Modell beschreiben. Auf diese Weise wird eine „struktur-individualistische“ Erklärungslogik möglich. Es geht Coleman mit anderen Worten um die „peaceful coexistence of man and society, as two intersecting systems of action.“ (Coleman 1990: 5)

Colemans Handlungstheorie basiert dementsprechend auf der am Rational-Choice-Ansatz orientierten Annahme, dass im Rahmen sozialer Beziehungen zwischen Individuen bzw. Gruppen Ressourcen auf Grundlage zielgerichteter, nutzenmaximierender Handlungsweisen getauscht werden, über die die jeweiligen Akteure Kontrolle besitzen.⁹ Akteure, Ressourcen, Kontrolle und Interesse bilden daher auch die vier analytischen Elemente, über die sich nach Coleman jede soziale Handlung identifizieren lässt. Da die Akteure nicht über alle Ressourcen, die für sie von Interesse sind, Kontrolle besitzen, sind sie gezwungen Transaktionen einzugehen, bei denen sie ihre Kontrollrechte über Ressourcen gegen andere Kontrollrechte von anderen Akteuren eintauschen. Dabei unterscheidet Coleman vier Typen von Ressourcen: private (teilbare) Güter, Ereignisse (wozu auch Handlungen oder spezielle Fertigkeiten gezählt werden), Informationen sowie soziales Kapital.

9 Die Nähe zum property rights Ansatz wird hier besonders deutlich.

Für Coleman stellt letzteres einen Aspekt der Sozialstruktur dar, dessen Wirkung in einer Handlungsbegünstigung der Individuen besteht. Die Existenz dieses „Ganzen“ ist also auch von Vorteil für das Individuum. „Ich werde diese sozialstrukturellen Ressourcen als Kapitalvermögen für das Individuum bzw. als soziales Kapital behandeln. Soziales Kapital wird über seine Funktion definiert.“ (Coleman 1991:392)

Dieses soziale Kapital wiederum kommt nach Coleman (1991: 396) in fünf verschiedenen Formen vor:

„Verpflichtungen und Erwartungen“: Wenn A etwas für B tut und diesem vertraut, dass auch B in der Zukunft etwas für A tun wird, so bedeutet dies für A die Erwartung und für B die Verpflichtung einer Gegenleistung, um dieses Vertrauen aufrecht zu erhalten. Die Verpflichtung, in der B gegenüber A steht, kann man als eine Art Gutschrift betrachten, die A besitzt und die von B mit irgendeiner Leistung eingelöst werden muss. Diese Form des sozialen Kapitals hängt einerseits davon ab, welcher Grad an Vertrauenswürdigkeit in der konkreten Umwelt des Individuums herrscht und wie viele dieser Gutschriften das Individuum tatsächlich besitzt und jederzeit einlösen kann.

„Informationspotenzial“: über soziale Beziehungen können Informationen erlangt werden, die auf anderem Weg gar nicht oder nur mit mehr Kosten zu erlangen wären. Coleman nennt als Beispiel einen Wissenschaftler, der sich über den Kontakt mit Kollegen auf benachbarten Forschungsgebieten auf dem Laufenden hält, anstatt sich selbst in diese Felder einzulesen.

„Normen und wirksame Sanktionen“: Normen ermöglichen es Externalitäten zu internalisieren und öffentliche Güter bereit zu stellen. Das soziale Kapital besteht hier in der „Normierung“ bzw. Regelbefolgung und damit Vorausberechenbarkeit der Handlungen anderer, wodurch Beiträge zu öffentlichen Gütern auch dann geleistet werden, wenn diese kurzfristig individuell nicht rational erscheinen. Ein Grund für diese Regelbefolgung sind die möglichen Kosten des Defektierens, die durch Sanktionen verursacht werden.

„Herrschaftsbeziehungen“: Die Übertragung von Kontrollrechten einer Gruppe von Personen auf eine einzelne Person A bedeutet nicht nur für diese Person A einen hohen Grad an sozialem Kapital, sondern auch für die Gruppe. Denn die Konzentration von Kontrollrechten verhindert laut Coleman die Trittbrettfahrer-Option, d. h. dass wirklich nur die Personen an einem öffentlichen Gut partizipieren können, die auch

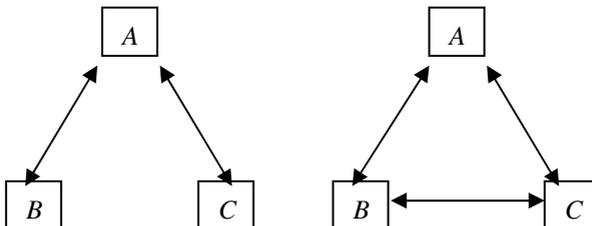
einen Beitrag geliefert haben. Herrschaft erfüllt also eine ähnliche Funktion wie Normen und Sanktionen, indem sie die Bereitstellung und Nutzung öffentlicher Güter regelt.

„*Übereignungsfähige soziale Organisationen*“: Dies meint Organisationen, die, zu bestimmten Zwecken gegründet, darüber hinaus auch zur Verfolgung anderer Ziele dienlich sind. Die Mitgliedschaft in einer Gewerkschaft eröffnet beispielsweise neben der Vertretung der Arbeitnehmerinteressen auch die Möglichkeit zu bestimmten Fort- und Weiterbildungsmaßnahmen.

„*Zielgerichtete Organisationen*“: Diese werden gegründet, um bestimmte Ziele durch gemeinsame, koordinierte Vorgehensweise zu verwirklichen.

Von Bedeutung für die Bildung einer dieser fünf Formen des sozialen Kapitals sind laut Coleman folgende Aspekte:

Die „relative Quantität“ (1991: 407) und die „Geschlossenheit sozialer Netzwerke“ (1991: 413). In einem Handlungssystem mit drei Personen A, B und C sind verschiedene Formen der wechselseitigen Beziehungen denkbar. Steht z. B. A in Beziehung zu B und C, B und C stehen aber in keiner Beziehung untereinander, so besitzt A mehr soziales Kapital als B und C. Das soziale Kapital in einem solchen Handlungssystem ist also abhängig von der relativen Quantität der möglichen Beziehungen. Von Geschlossenheit spricht Coleman in dem Fall, wo A, B und C alle untereinander in wechselseitiger Beziehung stehen und somit alle möglichen Beziehungen auch tatsächlich realisiert werden. Coleman veranschaulicht diesen Kontext graphisch so (1991: 407 f.):



Als weiterer Faktor fördert laut Coleman (1991: 415) die „Stabilität“ von Beziehungen die Entstehung sozialen Kapitals auf zwei Wegen. Zum einen begünstigt sie die Investition in Beziehungen, die sich erst nach einiger Zeit auszahlen, zum anderen gibt sie den Beteiligten eine gemeinsame Vergangenheit und so die Möglichkeit wechselseitiges Vertrauen aufzubauen. Zudem existiert eine Art natürlicher Zerfall von sozialem Kapital: „Soziale Beziehungen zerbrechen, wenn sie nicht aufrecht erhalten werden. Erwartungen und Verpflichtungen verlieren mit der Zeit an Bedeutung. Und Normen sind abhängig von regelmäßiger Kommunikation.“ (Coleman 1991: 417) Stabilität ist daher von grundsätzlicher Bedeutung für die Entstehung und den Bestand von sozialem Kapital.

Schließlich betont Coleman auch die Bedeutung von „Ideologie“ als Faktor der Bildung oder aber auch der Zerstörung sozialen Kapitals (1991:416). Denn eine Ideologie ruft soziales Kapital dadurch hervor, dass sie in einem Individuum, das ihr folgt das Bedürfnis weckt, im Interesse von etwas oder jemand anderem zu handeln. So bewirken religiöse Lehren beispielsweise, Rücksicht auf die Interessen anderer Personen zu nehmen. Umgekehrt kann eine Ideologie, die die Eigenständigkeit und den Vorrang des Individuums vor der Gemeinschaft betont, die Entwicklung sozialen Kapitals negativ beeinflussen.

Insgesamt aber ist vor allem kennzeichnend für soziales Kapital, dass es den Charakter eines öffentlichen Gutes hat, was bedeutet, dass es quasi zufällig als Nebenprodukt der nutzenmaximierenden Handlungen der rationalen Individuen entsteht und nicht durch absichtliche Investitionen bzw. Handlungen dieser Individuen (vgl. Coleman 1991: 409).

Soziale Netzwerke als soziales Kapital

Im Anschluss an den Transaktionismus von Boissevain (1974), wonach Interaktionen in einem Netzwerk als Austausch definiert sind und das Netzwerk insgesamt dementsprechend als Ressource aber auch als Beschränkung verstanden werden kann, hebt die Begriffsbestimmung der Netzwerkforschung, die dem Rational-Choice-Ansatz folgt, vor allem auf den Ressourcencharakter des sozialen Kapitals ab, wobei das soziale Kapital als die über Kontaktpersonen potenziell zu erlangenden Ressourcen – ökonomisches Kapital, Humankapital und Netzwerkressourcen (vgl. Weesie/Verbeek/Flap

1990: 92) – definiert ist.¹⁰ Bei einschlägigen Untersuchungen steht die Frage im Vordergrund, zu welchen Personen mit welcher Art von Ressourcenausstattung Zugang zu erlangen ist. Beispielsweise konnte gezeigt werden, dass soziales Kapital bei der Jobsuche hilfreich ist (vgl. Granovetter 1974; Lin 1982; Marsden/Huribert 1988; Preisendörfer/Voss 1988; Freitag 2000), bzw. dass das soziale Kapital Einfluss auf das Einkommen hat (vgl. Boxman/De Graaf/Flap 1991; Meyerson 1994).

Nach Flap können soziale Netzwerke daher als Manifestationen sozialen Kapitals betrachtet werden. “Someone’s social relations can be interpreted as his social capital since they are instrumental for his goal attainment.” (Flap 1995: 1) So setzt sich soziales Kapital, Flap zufolge, aus der Anzahl der potenziell helfenden Personen innerhalb des Netzes, der Stärke der Beziehungen und der daraus resultierenden Hilfe sowie den Ressourcen, auf die durch die Beziehungen zurückgegriffen werden kann, zusammen (vgl. Flap/De Graaf 1986: 146). Dementsprechend können Personen mit mehr sozialem Kapital ihre Ziele besser realisieren, und Investitionen in Beziehungen erfolgen unter Berücksichtigung der aus der Beziehung zu erwartenden Erträge. “(...) the number of people who can be expected to provide support and the resources those people have at their disposal.” (Boxman/Graf/Flap 1991: 52)

Becker versteht soziales Kapital daher auch als Teilmenge des Humankapitals: “I consider social capital to be a particular type of human capital (...). It is a form of human capital because it is part of me. However, it is very different from the skills I have as an educated person, or the training I have or the knowledge I have. Social capital involves a linkage among individuals. That is why it is “social”. It is capital because it has some durability, where depreciation may be endogenous.” (Becker, Internet 2003)

2.5 Praktisch politische Forderungen der Neoliberalen

Die von den Vertreten des individualistischen Paradigmas angestrebte politische Umsetzung der dargestellten Sicht impliziert in ihrer radikalsten Form einen „Nachtwächterstaat“,¹¹ dessen Aufgabe darin besteht, innere Sicherheit

10 Auch in der Netzwerkforschung lässt sich eine zweigeteilte Forschungstradition feststellen, wobei die individuums- oder handlungstheoretische Richtung dem neoliberalen Lager, die strukturorientierte hingegen dem kollektivistischen Lager zugerechnet wird (vgl. Haug 1997: 13).

11 Wie es Lasalle nannte und wie er bei Nozick (1976) am prononciertesten ausformuliert wurde

in Form von Rechtssystem und Polizei, sowie äußere Sicherheit durch eine Armee zu gewährleisten. Alle anderen Einschränkungen des freien Wettbewerbs dürfen demnach nicht toleriert werden. Folglich müssen auch Parlamente in partizipativen Massendemokratien in ihren Kompetenzen beschnitten werden, denn aus deren Eigenlogik des Wahlkampfes heraus müssen die Parteien in solchen Systemen auf die Herstellung gleicher Lebenschancen aller Bürger und somit Umverteilung ausgerichtet sein, um ihre Wählerschaft zu vergrößern. Zudem wird die „Tyrannei der Mehrheit“ befürchtet, die die Rechte von Minderheiten einschränkt (vgl. Hayek 1977: 18f. und 1979: 35). Inhaltlich forderte die Gruppe um Hayek und Friedman daher im Prinzip die Rückkehr zum Manchester-Liberalismus.¹² Heutzutage lässt die Globalisierung diese Prinzipien schließlich zunehmend für alle Menschen in allen Ländern der Welt verbindlich werden. Ähnlich wie Individuen bzw. Unternehmen müssen demnach auch Staaten im Wettbewerb um Investitionen versuchen, ihre Interessen durchzusetzen. Dies bedeutet, dass man sich auf seine Stärken konzentrieren und diese gezielt einsetzen und fördern muss, beispielsweise indem man Gesetze für Unternehmen lockert. „(...) es entsteht eine Art Weltleistungsgesellschaft, in der globale Ungleichheiten zwischen Ländern, Staaten und Regionen nach ökonomisch meßbaren ‚Leistungsprinzipien‘ zugewiesen werden – nach dem Grundsatz: Jedes Land ist seines eigenen (Un-) Glücks Schmied“ (Beck 2002: 193)

Nicht direkt im globalen Wettbewerb ökonomisch zu verwertende bzw. scheinbar hinderliche Einrichtungen der Staaten, wie bestimmte Arbeitnehmerrechte oder soziale Sicherungssysteme, stellen demnach einen Luxus dar, den man sich nur bedingt leisten kann. „In der Vorstellung der Mehrheit der politischen Führungskräfte in aller Welt – vor allem aber in den reichen Ländern – bedeutet die Erhaltung des Sozialstaates einen Verlust an wirtschaftlicher Wettbewerbsfähigkeit (...). Soziale Gerechtigkeit und wirtschaftlicher Erfolg im Wettbewerb werden zunehmend als miteinander unvereinbare Ziele angesehen.“ (Gruppe von Lissabon 1997: 69f.)

12 Der Begriff des Manchester-Liberalismus bzw. -kapitalismus geht zurück auf die 1838 in Manchester von Cobden, einem ursprünglich aus armen Verhältnissen stammenden, erfolgreichen Unternehmer, der zu dem Vorkämpfer des Freihandels in England wurde, gegründeten Anti Corn Law League (vgl. Maier-Rigaud 2001: 26). Das Ziel dieser Liga war ursprünglich die Abschaffung der Kornzölle, die 1815 nach dem Sieg über Napoleon eingeführt worden waren, um die Preise für Getreide auf dem hohen Niveau der Kriegszeit zu halten. Schon bald kämpfte die Liga aber für den freien Wettbewerb als solchem.

Bestimmend wurde der Begriff des sog. „Washington Consensus“, den der Ökonom Williamson (1990) prägte. Zehn Politikempfehlungen bildeten seiner Meinung nach das konsensfähige Erfolgsrezept für die Reform von Volkswirtschaften, vor allem in Entwicklungsländern¹³:

- fiskalische Disziplin (ausgeglichenes Staatshaushaltsbudget),
- Umlenkung der öffentlichen Ausgaben in jene Bereiche, die sowohl wirtschaftliches Wachstum als auch eine gleichmäßigere Einkommensverteilung versprechen,
- Niedrigere Steuersätze (Senkung der Unternehmens- und Einkommenssteuer),
- Liberalisierung des Finanzmarktes,
- Schaffung eines stabilen Wechselkurses,
- Handelsliberalisierung,
- Liberalisierung ausländischer Direktinvestitionen (Beseitigung von Marktzutrittsschranken, Gleichbehandlung ausländischer und inländischer Firmen),
- Privatisierung von staatlichen Produktions- und Dienstleistungsunternehmen,
- Deregulierung (Abbau von Marktbarrieren),
- gesicherte Eigentumsrechte.

Ähnlich wie auf nationaler Ebene soll so auch international der Wettbewerb schließlich zur bestmöglichen Ordnung für alle, auch die ökonomisch Schwächeren, führen.

Zwar bedeutet diese neoliberale Programmatik bereits eine Reduktion staatlichen Einflusses auf ein Minimum im Sinne des Nachtwächterstaates, weshalb die Vertreter dieser Konzeption in Amerika auch als „minarchists“ bezeichnet werden (vgl. http://www.politicalinformation.net/encyclopedia/Libertarianism.htm#Anarchists_and_minarchists vom 28.04.04), in neuerer Zeit radikalisiert sich aber auch diese neoliberale Gruppierung noch weiter.

Rothbard (1926-1995) sowie Goodmann (1911-1972) stehen für den Versuch, den Neoliberalismus Hayeks und Friedmans mit anarchistischen Ideen zu verbinden. Diese sog. Anarcho-Kapitalisten, als deren bekanntester Ver-

13 Williamson wollte nach eigenen Angaben jedoch kein Manifest für einen Marktfundamentalismus schaffen und versuchte später die fälschliche Verwendung seines Vorschlags zu revidieren (Williamson 2000).

treter David Friedman, der Sohn Milton Friedmans, gilt, teilen die liberalistische Ablehnung des Staates sowie die Betonung der Autonomie und Freiheit des Individuums, der Selbstbestimmung, Freiwilligkeit und Dezentralisation. Sie werfen dem Liberalismus jedoch vor, nicht konsequent genug an die eigenen Ideen zu glauben. Denn indem ein Nachtwächterstaat zur Aufrechterhaltung der individuellen Freiheit und des Wettbewerbes gefordert wird, anerkennt man, dass Individualismus und Markt allein nicht ausreichen. Dem gegenüber fordern die Anarcho-Kapitalisten im festen Glauben an die Überlegenheit liberaler Ordnungsprinzipien die totale Auflösung staatlicher Strukturen zugunsten des freien Wettbewerbs. „Diese Ökonomen und ihre libertären Verbündeten in der ganzen Welt sind die Speerspitze der neuen Revolution, die die Menschen von dem – nach Friedrich Nietzsche – ‚kältesten aller Ungeheuer‘ befreit – dem Staat.“ (Blankertz 2002: 8)¹⁴

Organisationen oder Institutionen würden – wenn überhaupt, dann nur – auf Grundlage des Wettbewerbs entstehen, da sie den einzelnen, beteiligten Individuen Vorteile verschaffen würden. Sobald dies nicht mehr der Fall sei, lösten sie sich wieder auf. Einen Nachtwächterstaat brauche es folglich nicht, da der Markt tatsächlich die bestmögliche Ordnung darstelle und daher keine externe Steuerung oder einen durch andere Prinzipien hervorgebrachten Rahmen brauche, um existieren zu können. Die Anarcho-Kapitalisten gehen also davon aus, dass letztlich alle Leistungen, die bisher der Staat erbringt, durch private Einrichtungen ersetzt werden könnten. Blankertz zählt hierzu u. a. die Schaffung eines privaten Rechtssystems, das dann durch Gewohnheit, Verhandlungen, Präzedenzfälle und Verträge ersetzt würde. Er plädiert daher auch für die Zulassung privater Schiedsgerichte. Ein Argument – das z. B. von David Friedman vorgebracht wird – warum dies funktionieren würde, ist, dass die Wirtschaftssubjekte an guten, langfristigen Geschäftsbeziehungen interessiert seien und daher nicht versuchen würden, kurzfristige Vorteile durch Gewalt oder Betrug zu erlangen.

Aber darüber hinaus wird auch die Abschaffung des Monopols staatlicher Währung und somit die Zulassung privater alternativer Tauschmittel, die Schaffung privater Sicherheitsagenturen statt staatlicher Polizei, privater Sozialversicherungen und Schulen, Legalisierung aller ‚opferlosen Delikte‘, also auch von Drogendelikten, sowie die Abschaffung einer staatlichen Armee gefordert (vgl. Blankertz 2002: 344f.).

14 Blankertz sowie die Zeitschrift „Eigentümlich frei“ zählen in Deutschland zu den prononciertesten Vertretern des Anarcho-Kapitalismus.

3 Kollektivistisches Paradigma

Die Opposition zur vorstehend skizzierten individualistischen Sicht, jenes Paradigma also, das in der oben genannten grundsätzlichen philosophischen und politischen Zwiespaltung der westlichen Zivilisation seit der Aufklärung die gegensätzliche Strömung verkörpert, soll im Folgenden als „kollektivistisches Paradigma“ bezeichnet werden, was jedoch im Hinblick auf ältere politische Debatten nicht wertend, sondern eben beschreibend als „dem Ganzen verpflichtet“ gemeint ist.¹ Konstitutiv ist hier die Ansicht, dass nicht das Individuum, sondern soziale Ordnungen, gemeinsame Werte und Normen, ein Ideal, die Gemeinschaft etc. von grundlegender Bedeutung sind und Individualismus bzw. Liberalismus nur im Rahmen einer solchen überindividuellen Einbettung bzw. Sinngebung und daher auch nur im Rahmen der dadurch gesteckten Grenzen existieren könne.

Bis in die Neuzeit bestimmte dieses Paradigma das Denken und Handeln der Menschen. So beruhte denn auch die gesellschaftliche Ordnung auf einer idealistischen Weltanschauung, wie sie in besonders klarer Weise bereits von Platon vertreten wurde. Dem Allgemeinen, der Idee, der Seele, dem Geist wurde Existenz zugeschrieben, dem Einzelnen, dem Wahrnehmbaren, dem Körperlichen, der Materie jedoch nur eine abgeleitete, untergeordnete Existenzart als Erscheinungswelt zugewiesen oder die Existenz gar ganz abgesprochen. Veranschaulicht wurde dies zumeist mit dem Höhlengleichnis Platons (1973: 353). Demnach ist die Erkenntnissituation des Menschen vergleichbar mit einem Gefangenen in einer Höhle, der nicht nach draußen, sondern nur an eine ihm gegenüberliegende Höhlenwand blicken kann, auf der sich die Schatten der vor der Höhle vorbeikommenden Dinge abbilden. Er sieht also nie die wirklichen Dinge, die Ideen, sondern nur ihre Abbilder. Ähnlich verhalte es sich auch in der Wirklichkeit, wo der Mensch immer nur die materiellen Abbilder, nie aber die ihnen zu Grunde liegenden Ideen

1 Die Einteilung orientiert sich an Etzioni (1997: 32 und 39). Anders als bei Etzioni werden hier jedoch auch die Kommunitaristen zu diesem Lager gezählt, da sie sich, wie auch Etzioni erklärt (1997: 41), eher graduell jedoch nicht inhaltlich von anderen sozialkonservativen Gruppierungen unterscheiden. Zudem werden die Sozialisten aufgrund ihrer nicht-individualistischen Gesellschaftskonzeption zu diesem Lager gezählt, auch wenn dies bei Etzioni nicht explizit erfolgt. Eine ähnliche Einteilung findet sich u.a auch bei Tönnies (1996: 15) und Beierwaltes (1995: 24).

erkennen könne. Die Ideen bilden nach Platon wiederum eine hierarchische Ordnung mit der „einen“ Idee, der Vollkommenheit, an der Spitze.

Die das Abendland über Jahrhunderte dominierende katholisch-christliche Glaubenslehre basiert letztlich auf diesem antiken Idealismus. Es soll hier nun nicht näher auf die thomistische Philosophie eingegangen werden, die in besonders klarer Weise den Idealismus Platons aufgriff und die katholische Lehre im ausgehenden Mittelalter beherrschte, relevant sind im hier zu behandelnden Kontext lediglich die Folgerungen für die gesellschaftliche Ordnung. Demnach besteht die Welt aus grundsätzlich unterschiedlichen Teilen, die ihre Qualität aus ihrer Stellung in einer Hierarchie erfahren. Eine Gesellschaft ist somit nur als ein hierarchischer Organismus zu denken, der von einem leitenden Organ beherrscht wird (vgl. Freudenthal 1982: 188). Ein außerhalb dieser Ordnung existierendes Individuum, das frei über sein Schicksal bestimmt, wäre demnach genauso absurd und nicht denkbar wie eine Hand, die ohne einen Körper existiert und einem eigenen Willen folgt. Die Monarchie bzw. Diktatur stellt in dieser Sicht daher auch die philosophisch einzig denkbare, richtige Gesellschaftsform dar.

Mit dem Aufkommen der Wissenschaften in der Renaissance, dem Erlühen der Städte und dem einhergehenden Machtzuwachs des Bürgertums verlor das kollektivistische Paradigma jedoch sowohl theoretisch als auch praktisch-politisch immer mehr Einfluss an das individualistische Paradigma. Ab dem 19. Jahrhundert ist es dann nur noch als Opposition zu diesem Paradigma, die dessen Mängel anprangert, vorzufinden. Dies bildet bis heute die Ausgangskonstellation für die Auseinandersetzung um die Frage der Vorherrschaft von Individuum oder Gesellschaft bzw. die Bedeutung und Stellung des „Sozialen“.

Dabei sind auch die Vertreter des kollektivistischen Paradigmas alles andere als eine homogene Bewegung.² Im ökonomischen Modell bildet das Verhalten der Individuen den Fokus des Interesses. Je nachdem welche Präferenzordnung das Individuum hat, wie es also letztlich definiert ist, verhält es sich anders. Festgestellt werden können jedoch bestimmte Muster, die allen Individuen gemeinsam sind. Sehr stringent lassen sich daher im individualistischen Paradigma aus dem theoretisch fundierten Menschenbild auch konkrete Folgerungen hinsichtlich der politischen Gestaltung einer Gesellschaft ableiten. Beim kollektivistischen Paradigma bildet hingegen das soziale Ganze

2 vgl. Polanyi (1977: 186)

den Fokus des Interesses. Da es sich per definitionem eben um Ganzheiten handelt, kann es anders als beim individualistischen Menschen- und Gesellschaftsbild aber keine gemeinsamen Muster aller Ganzheiten, also keine „Meta-Ganzheit“, und folglich auch keine eindeutig ableitbaren politischen Forderungen des kollektivistischen Paradigmas insgesamt geben. Dies führt dazu, dass viele inhaltlich nebeneinander stehende Gruppierungen und Ansätze im kollektivistischen Paradigma existieren, die als Gemeinsamkeit lediglich die kollektivistische Sichtweise aufweisen. So werden Konservative und Sozialisten zwar hinsichtlich ihrer politischen Inhalte als sich diametral gegenüber stehende Lager aufgefasst, die Struktur ihrer Argumentation ist jedoch größtenteils identisch.³ Beide verstehen das gesellschaftliche Ganze als entscheidende Größe, nicht das Individuum; beide sind stark wertorientiert, und beide favorisieren staatliche Regelungen gegenüber einem freien, individuellen Aushandeln. Angesichts der Herausforderung durch den Liberalismus seit der Aufklärung sind also beide in ihrer Gesellschaftskonzeption eigentlich konservativ. Darüber hinaus kann das „Ganze“ nicht nur politisch, sondern auch auf einer abstrakteren Ebene theoretisch definiert werden. Es handelt sich dann nicht mehr um konkrete soziale Gruppen, sondern um soziale Makrophänomene wie Strukturen oder Normen. Und auch hier ergeben sich aus unterschiedlichen Definitionen der abhängigen Variable unterschiedliche Erklärungen und Rückschlüsse.

Im Folgenden sollen einige bedeutende Gruppen und Ansätze des kollektivistischen Paradigmas vorgestellt werden. Begonnen wird mit den politischen Gruppierungen, wobei die Darstellung aus Platzgründen nur sehr kursorisch bleiben kann und sich vor allem auf die historische Entwicklung und die politische Bedeutung in der Auseinandersetzung mit dem individualistischen Paradigma konzentrieren soll. Im Anschluss folgt dann eine ebenfalls kurz gehaltene Darstellung der wichtigsten sozialwissenschaftlichen Ansätze, die eben auf theoretischer Ebene die Opposition zum wissenschaftlichen Hintergrund des individualistischen Paradigmas bilden.

3.1 Konservatismus

Mit dem endgültigen Zerfall der politischen Ordnung in der französischen Revolution und mit der endgültigen Etablierung des individualistischen Paradigmas als dem bestimmenden theoretischen und politischen Lager entstand

3 vgl. Tönnies (1996: 15) und Beierwaltes (1995: 24).

zwangsläufig der Konservatismus als politische Bewegung (vgl. Beyme 2002: 335). In Frankreich tauchte der Begriff um 1795, in England um 1830 auf. Anders als der Liberalismus vertritt der Konservatismus im Allgemeinen keine universalen Prinzipien, sondern bezieht sich auf den Erhalt bzw. die Wiederherstellung bestimmter Einrichtungen und Ordnungen aus jeweils länderspezifischer Perspektive. Als gemeinsame Kerngedanken können jedoch folgende Punkte genannt werden: „(...) monarchisch-legitimistisches Verfassungsverständnis, Verteidigung der Religion und traditioneller Autoritäten und Normen, eine hierarchische, herrschaftlich gegliederte Gesellschaftsordnung gemäß überkommenen adligen Privilegien und Eigentumsverhältnissen (...) sowie ein vergangenheitsorientiertes, gegen liberalen Fortschrittsoptimismus gerichtetes Geschichtsbild“ (Schiller 1996: 358)

Eine rationalisierte Konservatismustheorie existierte also nicht, statt dessen wurden Einzelfälle und Ereignisse betrachtet. Beyme unterscheidet fünf Gruppen innerhalb der konservativen Bewegung:

1. „Status-quo-ante Konservative, denen schon das Metternich-System zu rationalistisch und konstruiert erschien.
2. Der konservative ‚Mainstream‘ war in der Regel ‚status-quo-orientiert‘. Einige Wandlungen seit der Revolution waren nicht mehr rückgängig zu machen. Es sollte möglichst rational gerettet werden, was noch zu retten schien und vor allem sollte weiteren progressiven Einbrüchen vorgebeugt werden.
3. Reformkonservative haben nach der Devise gehandelt, dass man vieles verändern müsse, wenn man es bewahren wolle. (...)
4. Christliche Konservative waren den Reformkonservativen, soweit sie sich als ‚christlich-sozial‘ verstanden, eng verwandt. Bei dieser Gruppe gab es jedoch die größten Widersprüche zwischen einem religiösen Traditionalismus und einer sozial progressiven Radikalität. (...)
5. Konservative Revolutionäre hatte es bis zu einem gewissen Grade schon bei den Status-quo-ante-Theoretikern gegeben, die sich mit den Veränderungen der Französischen Revolution nicht abfinden wollten. Die Ähnlichkeit bezog sich jedoch nicht auf die christlichen Grundlagen des Denkens, sondern nur auf die Methoden im politischen Kampf, die empfohlen wurden.“ (Beyme 2002: 340)

Der länderspezifischen Verwurzelung des Konservatismus ist dann auch seine Nähe zu nationalistischen Gedanken geschuldet. Hierbei handelt es sich im Kern um eine Haltung gegenüber dem eigenen Volk bzw. der eigenen Nation, die deren Eigenheiten und Besonderheiten so schätzt, dass man keiner anderen angehören möchte. Nationalisten identifizieren sich stark mit ihrem Volk, ihrer Nation und stellen deren Wohlergehen über das individuelle: „Du bist nichts, dein Volk ist alles“ oder in abgeschwächter Form „Frag nicht, was dein Land für dich tut, frag, was du für dein Land tun kannst“.

Verbunden mit dieser Wertschätzung gegenüber der eigenen Nation ist umgekehrt eine Abgrenzung und zumeist Geringschätzung anderer Gruppen, Völker und Nationen, die bis zur offenen Feindschaft reichen kann. Dies gilt auch für Minderheiten innerhalb der eigenen Nation. Im Chauvinismus schließlich wird das nationale Eigeninteresse häufig zum alleinigen, obersten Maßstab für die Politik.

In den 1930er Jahren wuchs sich der Konservatismus über den Nationalismus zum Nationalsozialismus aus und trat seinen „Siegeszug“ durch Europa an. Seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges beschränkt sich der Konservatismus nur noch auf die Betonung bestimmter traditioneller Werte und Lebensformen, wobei die Bedeutung der christlichen Orientierung allgemein eine abnehmende Tendenz zeigt. Konservatismus hat als Einstellung gegenüber Staat und Gesellschaft, quer durch alle Verbände, Vereine, Kirchen, Medien, Wissenschaft etc. seine Anhängerschaft. Politisch wird er hauptsächlich innerhalb der Parteiendemokratie von verschiedenen konservativen Parteien vertreten und beabsichtigt nicht, diese Demokratie oder die marktwirtschaftliche Ordnung rückgängig zu machen.

Der Neo-Konservatismus der 1970er Jahre kann als Reaktion auf die Reform- und Emanzipationsansprüche der 1968er Studentenbewegung sowie die weltwirtschaftliche Krise ab 1973 gesehen werden.

Für die Entstehung des Neoliberalismus war neben der Gefahr des Übergreifens des Sozialismus die Bedrohung durch den Nationalismus, wie er sich in seiner verheerendsten Form während des NS-Regimes in Deutschland geäußert hatte, von zentraler Bedeutung. Gegen beide Formen kollektivistischer Gesellschaftsordnung sah sich die „army of fighters for freedom“ (Hayek zit. in Cockett 1994: 104) im Kampf.

3.1.1 *Kommunitarismus*

Als eine moderne, moderate Variante konservativen Denkens kann der vor allem in den USA populäre Kommunitarismus gesehen werden. Historisch lässt sich der Kommunitarismus auf Tönnies zurück führen,⁴ der in seinem Werk „Gemeinschaft und Gesellschaft“ (1912) bereits die gemeinsame Gesinnung bzw. Sympathie der Menschen als Grundlage von Gemeinschaften sah und dem gegenüber die daran mangelnde „Gesellschaft“, in der die Menschen eher unverbunden nebeneinander arbeiten, negativ bewertete.

Ausgangspunkt der aktuellen kommunitaristischen Liberalismuskritik ist Sandels Werk „Liberalism and the Limits of Justice“ (1982), in dem er Rawls „Theory of Justice“ (1979) zu widerlegen versucht.

Die mit Sandels Werk entstandene Liberalismus-Kommunitarismus Debatte ist vielschichtig. So gibt es Autoren, die auf einer eher philosophischen Ebene das Menschenbild des Liberalismus kritisieren,⁵ wobei sie inhaltlich von gemäßigter Liberalismuskritik bis hin zum Republikanismus streuen (Taylor, Walzer, Sandel, MacIntyre). Andere, eher praktisch politisch orientierte Kommunitarierer, untersuchen hingegen die Bedeutung von Gemeinschaften bzw. die drohenden Gefahren ihrer Auflösung in der modernen Gesellschaft und entwickeln Konzepte, um die Gemeinschaft wieder zu stärken (Etzioni, Barber, Bellah, Galston, Glendon, Wolfe).

Als gemeinsame Kernaussage aller kommunitarischen Autoren kann gelten: „Menschen werden nicht als individuelle Akteure, die ihren eigenen Nutzen verfolgen, sondern als nicht isolierbare Teile einer normativ integrierten Gemeinschaft gesehen. Kommunitarier oder Kommunitaristen bestehen darauf, dass soziale Ordnung notwendigerweise auf moralischen Grundlagen beruhen muss.“ (Haug 2000: 322)

Allein durch individuelle Rechte oder staatlichen Zwang kann demnach keine Gemeinschaft bestehen. Sie muss vielmehr auf gemeinsamen moralischen Grundlagen beruhen. Das freie Individuum wiederum kann seine Identität nur in einer solchen Gesellschaft und Kultur einer bestimmten Art entwickeln und aufrechterhalten, weshalb es sich um die Gestalt dieser Gesellschaft und Kultur als Ganzes zu kümmern hat (vgl. Taylor 1985: 207).

4 Wobei dessen Grundlagen, die letztlich die Wurzeln des gesamten kollektivistischen Paradigmas darstellen, bis in die Antike zurück verfolgt werden können. vgl. Brunkhorst (1996: 21)

5 Die Kritik entzündet sich hierbei zumeist an den Werken Nozicks, Rawls oder Hayeks.

Daraus leitet sich Taylor und besonders MacIntyre zufolge eine als Patriotismus zu bezeichnende Haltung ab, die sich in der freiwilligen Unterstützung der jeweiligen Gemeinschaft z. B. durch Steuerzahlungen oder Gesetzestreue aber auch der Verteidigung der Gemeinschaft gegen Angriffe, notfalls mit dem eigenen Leben, äußert (vgl. MacIntyre 1993: 93) „Menschliches Sein und individuelle Freiheit können nicht außerhalb der miteinander verflochtenen und sich überlagernden Gemeinschaften, denen wir alle angehören, gedeihen. Ebenso wenig kann irgendeine Gemeinschaft auf lange Sicht überleben, wenn ihre Mitglieder nicht einen Teil ihrer Aufmerksamkeit, ihrer Kraft und ihrer Mittel gemeinsamen Vorhaben widmen. Die ausschließliche Verfolgung privater Interessen löst das Netz gesellschaftlicher Strukturen auf, von denen wir alle abhängen und schadet dem Bemühen um demokratische Selbstverwaltung. (...) Jedes Mitglied der Gemeinschaft schuldet allen übrigen etwas, und die Gemeinschaft schuldet jedem ihrer Mitglieder etwas.“ (Responsive Communitarian Platform 1994)

Politisch wird die kommunitaristische Idee vor allem von Etzioni vorangetrieben. Er unterhält ein kleines Büro in Washington, von dem aus einige Angestellte und Freiwillige ein Netz von Multiplikatoren regelmäßig mit Rundbriefen und Informationen versorgen sowie Konferenzen organisieren. Zudem wird hier die Vierteljahresschrift „The Responsive Community“ verlegt. Etzioni selbst versucht durch internationale Rundreisen auch direkten Einfluss auf Politiker zu gewinnen (vgl. Reese-Schäfer 1994: 3ff. und 1996: 4). Allerdings hat die Konjunktur des Kommunitarismus sowohl in der theoretischen als auch der politischen Debatte inzwischen deutlich abgenommen.⁶

Seit einiger Zeit werden die Positionen der Kommunitarier eher im Kontext der Diskussion des Sozial-Kapital-Begriffs und dort dann vor allem im Zusammenhang mit der Stärkung des dritten Sektors und der Zivil- bzw. Bürgergesellschaft rezipiert.

3.1.2 *Normen und generalisiertes Vertrauen als soziales Kapital*

In die Reihe dieser konservativen Gruppierungen gehören auch die Vertreter des Sozial-Kapital-Begriffs (Fukuyama, Putnam, Ingelhardt, Thomas), für die jener gleich zu setzen ist mit Normen, generalisiertem Vertrauen und Ge-

6 „Inzwischen ist es um den Kommunitarismus wieder etwas ruhiger geworden.“ (Michel 1999: 281) Sibylle Tönnies meint sogar, dass der Kommunitarismus seiner Zeit hinterherhinkte (Tönnies 1996: 18).

meinschaft: “Social capital can be defined simply as the existence of a certain set of informal values or norms shared among members of a group that permit cooperation among them.“ (Fukuyama 1997: 1)⁷

Fukuyama

Fukuyama zufolge ist die These der individuellen Nutzenmaximierung zurück zuweisen (vgl. Fukuyama 1995: 38). Die sozialen Netzwerke, in die das Individuum eingebettet ist, steuern vielmehr sein Handeln. Individuen agieren also nur insofern rational, als sie sich an die Traditionen und Normen ihrer Netzwerke und letztlich somit an ihrer Kultur halten (vgl. Fukuyama 1995: 37). „Das soziale Kapital, auf dem solche Gemeinschaften beruhen, kann nicht wie andere Formen des Humankapitals durch rationale Investitionsentscheidungen erworben werden. Ein Individuum kann zwar beschließen, in das übliche Humankapital zu „investieren“, und eine Hochschule besuchen oder sich zum Mechaniker oder Programmierer ausbilden lassen. Der Erwerb von sozialem Kapital hingegen setzt die Übernahme der in einer Gemeinschaft geltenden moralischen Normen und Tugenden wie Loyalität, Aufrichtigkeit und Zuverlässigkeit voraus. Darüber hinaus muß die Gruppe als Einheit bestimmte Normen annehmen, bevor zwischen den Mitgliedern Vertrauen entstehen kann: Soziales Kapital kann nicht durch das unabhängige Handeln einzelner Menschen erworben werden.“ (Fukuyama 1995: 44) „Das soziale Kapital beruht auf nichtrationalen Gewohnheiten und hat seinen Ursprung in »irrationalen« Phänomenen wie Religion und traditionellen Ethiken. Allem Anschein nach ist es eine notwendige Bedingung, damit rationale moderne ökonomische und politische Institutionen funktionieren – eine Beobachtung mit interessanten Implikationen für den gesamten Modernisierungsprozeß.“ (Fukuyama 1995: 381)

Als eine Teilmenge des sozialen Kapitals bezeichnet Fukuyama die sog. „spontane Soziabilität“. Diese definiert er als die Fähigkeit über die bestehende Gruppe hinaus „neue Zusammenschlüsse einzugehen und im Rahmen eines neuen Beziehungsgeflechts zu kooperieren.“ (Fukuyama 1995: 45)

Fehlt dieses soziale Kapital, muss Kooperation durch ein System formaler Regeln und Vorschriften hergestellt werden. Diese müssen jedoch verhandelt,

7 “(...) a culture of trust and tolerance, in which extensive networks of voluntary associations emerge.” (Ingelhardt 1997: 188)

“(...) those voluntary means and processes developed within civil society which promote development fore the collective whole.” (Thomas 1996: 11)

beschlossen, durchgesetzt und kontrolliert werden, was erhebliche Kosten verursacht und letztlich nie so effizient ist wie die freiwillige Kooperation.

Kultur ist dem wirtschaftlichen Erfolg also nur dann förderlich, wenn darin die Fähigkeit zu spontaner freiwilliger Assoziation und zur Übernahme gemeinsamer Werte und Normen begründet ist. Diese Fähigkeit ist aber in unterschiedlichen Kulturen unterschiedlich stark ausgeprägt, worin auch die unterschiedliche Prosperität und Fähigkeit zur Demokratie wurzelt. Fukuyama folgt hierin der Tradition von Webers These aus „Die protestantischen Ethik und der Geist des Kapitalismus“ (Weber 2000).⁸

In seinem Buch „Konfuzius und Marktwirtschaft“ untersucht Fukuyama verschiedene Nationen hinsichtlich seiner oben dargestellten These. Demnach lässt sich eine aufsteigende Linie der Soziabilität feststellen (vgl. Fukuyama 1995: 48f.). Am unteren Ende verortet Fukuyama stark „individualistische“ Gesellschaften mit einem sehr geringen Assoziationspotenzial wie z. B. Rußland. Charakteristisch für solche Gesellschaften sind fehlende intermediäre Institutionen auf der einen, straff organisierte kriminelle Banden und Korruption auf der anderen Seite (vgl. Fukuyama 1995: 129). „Familistische“ Gesellschaften hingegen wie z. B. China oder Taiwan, aber auch Frankreich und Italien, sind dadurch gekennzeichnet, dass hier zwar Kooperations- und Vertrauensbeziehungen in größerem Maße vorhanden sind, diese aber vor allem entlang der Verwandtschaftslinien vorkommen und Familien oder Clans daher das Bild prägen. Freiwillige Vereinigungen sind hingegen selten. Große Unternehmen können aufgrund der fehlenden spontanen Soziabilität nur durch staatliche Eingriffe entstehen, was zu einer „(...) sattelförmigen Verteilung von Unternehmen mit einer großen Anzahl von relativ kleinen Familienbetrieben auf der einen Seite und einigen großen Staatsunternehmen auf der anderen Seite (...)“ (Fukuyama 1995: 49) führt. Am oberen Ende des Spektrums stehen Nationen mit einem hohen Grad an generalisiertem Vertrauen und einer starken Neigung zur spontanen Soziabilität. Hierzu zählt Fukuyama u. a. die USA, Deutschland, Japan und die Niederlande. Volkswirtschaftlich äußert sich dies beispielsweise in der Tatsache, dass hier die größten privaten Unternehmen, aber auch Netzwerke kleinerer Unternehmen entstanden sind.

8 vgl. Fukuyama (1995: 53ff)

Putnam

Ein zweiter, für die Sozial-Kapital-Debatte besonders relevanter Autor, der soziales Kapital im Sinne von Vertrauen, Normen und Gemeinschaften definiert ist der amerikanische Politikwissenschaftler Putnam. Dessen Intention ist es zu zeigen, dass Kultur die Grundlage gesellschaftlicher Ordnung ist. “Social capital here refers to features of social organization, such as trust, norms and networks that can improve the efficiency of society by facilitating coordinated actions.” (Putnam 1993: 167)

Soziales Kapital wird somit als Lösung des Kollektivgutproblems gesehen. Denn indem Normen wie die Reziprozitätsnorm und Netzwerke zivilen Engagements die Unsicherheit bei Handlungen minimieren und Vertrauen aufbauen, ermöglichen sie eine breite Basis freiwilliger Kooperation und so auch die Entstehung gesellschaftlicher Institutionen und Strukturen. “By “social capital” I mean features of social life – networks, norms, and trust – that enable participants to act together more effectively to pursue shared objectives (...). Social capital in short refers to social connections and the attendant norms and trust.” (Putnam 1995b: 664f.)

Putnam geht es jedoch nicht darum aufzuzeigen, wie soziales Kapital entsteht, vielmehr geht er davon aus, dass in jeder Gesellschaft ein bestimmtes Maß davon vorhanden ist und dieses entsprechende Strukturen hervorbringt. Die Analyse wie sich unterschiedliche Grade sozialen Kapitals in unterschiedlichen geopolitischen Regionen auswirken, steht daher bei ihm im Vordergrund.

Putnam hat in seiner Arbeit „Making Democracy Work“ (1993) über die Verwaltungsreform in Nord-Italien zu zeigen versucht, dass die Ursache für den größeren ökonomischen Erfolg und die besser funktionierende Verwaltung der neu eingerichteten nord-italienischen Regionalinstitutionen, gemessen an zwölf Indikatoren⁹, im Vergleich zu den süd-italienischen Regionalinstitutionen in deren größerem Maß an sozialem Kapital begründet ist. Entsprechend seiner Hauptthese geht er davon aus, dass hier die Existenz zahlreicher, horizontaler Netzwerke zivilen Engagements das Vertrauen und die Kooperation fördern. Gute Regierung entsteht also quasi automatisch, wenn nur ausreichend horizontale Netzwerke wie z. B. Vereine, Kulturorganisatio-

9 Politische Beteiligung der Bürger, Mitgliedschaft in Vereinen, Clubs etc., Dauer der Bearbeitung von Anfragen an die Verwaltung, Zufriedenheit der Bürger mit ihrer Verwaltung usw.

nen, Clubs etc. existieren. Ursache für das gravierende Nord-Süd Gefälle, das Putnam feststellt, ist u. a. die unterschiedliche Geschichte Nord- und Süditaliens. Während Norditalien eine tausendjährige Tradition kommunaler Republiken und damit verbunden horizontaler Netzwerke vorzuweisen hat, herrschten im Süden katholische/hierarchische Königreiche mit vertikalen Netzwerken.

In einer zweiten Arbeit hat Putnam seine Idee auf die Situation in den USA angewandt.¹⁰ In Anlehnung an die These Tocquevilles, wonach mit funktionierender Demokratie in den USA eine große Zahl aktiver sozialer Organisationen einher geht, meint er, dass generalisiertes Vertrauen nur durch soziale Partizipation möglich ist, und dass nur dann, wenn dieses vorliegt, auch Demokratie, politische Partizipation und Wirtschaftsentwicklung möglich ist (vgl. Haug 1997: 35). Das Verschwinden dieser Organisationen ist ein Anzeichen für das Verschwinden des sozialen Kapitals allgemein, das laut Putnam aktuell in den USA zu beobachten ist und das eine ernste Gefahr für die demokratischen Institutionen darstellt.

Um dieses Verschwinden zu belegen, untersucht Putnam verschiedene Indikatoren: Nach seiner Analyse nimmt die Teilnahme an sozialen Netzwerken und sekundären Organisationen (z. B. Mitgliedschaft in Frauenvereinen, Clubs, Bowling-Mannschaften, Wahlbeteiligung, Teilnahme an öffentlichen Versammlungen, politischen Reden, Parteimitgliedschaft) seit 1960 in den USA stetig ab. Umgekehrt nimmt jedoch die Zahl sog. tertiärer Organisationen wie Fanclubs, Non-Profit-Organisationen sowie auch Freundschaften zu (vgl. Putnam 1995a und 1995b). Da jedoch nur in den „traditionellen“ Assoziationen die Möglichkeit zu häufiger und langfristiger face-to-face Interaktion zwischen den Mitgliedern und somit die Möglichkeit zum Aufbau identifikatorischer und solidargemeinschaftlicher Bindungen besteht, können die tertiären Organisationsformen nicht als Ersatz dienen. Nur in der aktiven Mitgliedschaftsrolle und nicht in egozentrierten Selbsthilfegruppen entsteht soziales Kapital (vgl. Putnam 1995a: 49ff.). Konsequenterweise ist ein Ergebnis dieser Entwicklung die Abnahme des generalisierten Vertrauens – operationalisiert in der Frage, ob man anderen Personen und Institutionen vertraut. Nachdem Putnam verschiedene Ursachen für das Verschwinden des sozialen Kapitals empirisch getestet hat z. B. den Anstieg des Bildungs-

10 “Bowling Alone: America’s declining social capital.” (1995a) bzw. “Bowling Alone: The Collapse and Revival of American Community” (2000)

niveaus, den Anstieg der Frauenerwerbsquote, den Anstieg der durchschnittlichen Arbeitszeit, den Wohlfahrtsstaat, die Menschenrechtsbewegung, die steigende räumliche Mobilität, demographische Veränderungen wie Familienzerrüttung, ökonomische Veränderungen wie die Entstehung von Großkonzernen und technologische Veränderungen (vgl. Putnam 2000: 183-187), glaubt er die relativ gesehen entscheidende Ursache für den Rückgang des sozialen Kapitals in einem durch Fernsehkonsum veränderten Freizeitverhalten gefunden zu haben. Durch den hohen Anteil am täglichen Zeitbudget verhindert Fernsehen die soziale Beteiligung und zerstört somit soziales Kapital. Darüber hinaus kommt es zu einer Überschätzung der Kriminalität und damit einhergehendem Vertrauensverlust in andere Personen sowie in Institutionen. “Our growing social-capital deficit threatens educational performance, safe neighborhoods, equitable tax collection, democratic responsiveness, everyday honesty, and even our health and happiness.” Putnam 2000: 367)¹¹

3.1.3 *Praktisch politische Forderungen*

Wie bereits weiter oben angeführt, besteht das Interesse konservativer Parteien und Politiker heutzutage nicht mehr in einem „Zurück“ in die voraufklärerische Zeit, sondern in der Betonung und Stärkung gemeinschaftlicher Werte und Traditionen sowie den daraus abzuleitenden konkreten Politikimplementationen. Die politischen Forderungen zur Umgestaltung der Gesellschaft von bürgerlich-konservativen Parteien, Kommunitaristen, Verfechtern der Bürgergesellschaft und des sozialen Kapitals ähneln sich dabei größtenteils. Neben der Betonung der gemeinsamen, zumeist christlich geprägten Wertebasis einer Gesellschaft und einem damit verbundenen Patriotismus gehören hierzu Maßnahmen zum besonderen Schutz der Familie, das Prinzip der Subsidiarität und Solidarität mit Mitbürgern, aber auch die Befürwortung eines starken Staates, der Ordnung und Sicherheit gewährleisten kann. Beispielhaft sei hier der Forderungskatalog Etzionis auszugsweise referiert, mit dessen Hilfe gemeinschaftliche Bindungen und Prozesse befördert werden sollen (vgl. Etzioni 1997: 273):

11 Haug fasst Putnams Ergebnisse so zusammen: „Die alarmierende Folgerung ist demnach, dass soziales Kapital in Form von sozialer Beteiligung am öffentlichen Leben zurückgeht und deshalb besteht die Gefahr, dass auch die politische Beteiligung zurückgeht. Dies folgt der impliziten Argumentation: Da die sozialen Netze abnehmen, werden Reziprozitätsnormen nicht vermittelt, das Fernsehen ist Ersatz der Kontakte, die Individualisierung ist daher eine Gefahr für die Demokratie.“ (Haug 1997: 35)

Etzioni ist allgemein der Ansicht, dass Gemeinschaften durch die Politik gefördert würden, wenn der Staat sich aus Bereichen zurückzieht, die den Gemeinschaften vorbehalten bleiben sollten. Daher fordert er, dass beispielsweise der Bereich der öffentlichen Sicherheit verstärkt über nachbarschaftliche Verbrechen- und Drogenbekämpfungsgruppen – sog. „crime watch“ – organisiert werden sollte, oder auch, dass kommunale Gerichte als Alternative zum offiziellen Justizsystem vor allem im Bereich der Kleinkriminalität gebildet werden sollten. Die Politik muss andererseits durch Setzung bestimmter Rahmenbedingungen dafür sorgen, dass sich die kommunalen Gemeinschaften restrukturieren können und ein Gemeinschaftsgefühl, das dann letztlich auch die gesamte Nation umfasst, entwickelt. Dies kann zum einen über die Einrichtung öffentlicher Symbole oder durch gemeinsame, symbolische Handlungen wie Hochzeiten, Flaggen, das Niederlegen von Kränzen an Mahnmalen oder auch durch nationale Dienstpflichten wie dem Wehrdienst bzw. ehrenamtliche Arbeit geschehen. Dies kann zum anderen aber auch durch die Schaffung konkreter Infrastruktur erfolgen z. B. indem wichtige lokale Versammlungs- und Kontakträume wie Schulen, Postämter oder Bibliotheken nicht aus Kostengründen geschlossen, sondern erhalten werden oder indem öffentliche Räume wie Parkanlagen und Marktplätze zugänglich gemacht werden. Das bedeutet aber auch, dass diese Kontakträume entsprechend sicher und frei von Bettlern, Kriminellen und Straßenbanden gehalten werden müssen. Etzioni fordert zudem von den Stadtplanern stärker gemeinschaftsorientiert zu denken, also z. B. den Arbeitsplatz in die Nähe der Wohnungen zu legen, schmalere Straßen und breitere Bürgersteige einzuplanen oder auch den Austausch der Bewohner verschiedener, möglicherweise nach ethnischen Gesichtspunkten strukturierten Stadtviertel durch Mittelpunktschulen zu erhöhen.

Auch Putnam stellt ähnliche Forderungen, wie die Förderung einer gemeinschaftsorientierten Erziehung und extracurricularer Aktivitäten, eine familienfreundlichere Gestaltung der Arbeitsplätze, mehr Teamarbeit, eine Stadtplanung, die den intensiveren Austausch und die Schaffung eines Gemeinschaftsgefühls ermöglicht, öffentliche und stärkere Anerkennung von bürgerschaftlichem Engagement etc. (vgl. Putnam 1995a: 402ff.).

In eine ähnliche Richtung gehen die Vorschläge der „Enquete-Kommission des Deutschen Bundestages zur Zukunft des bürgerschaftlichen Engagements“ (Internet 2004) und anderer Gremien wie der „Zukunftskommission Gesellschaft 2000 der Landesregierung Baden-Württemberg“ (1999: 13ff.).

3.2 Sozialismus

Die Ursprünge der sozialistischen Gesellschaftsideen werden im Allgemeinen in sozialutopischen Werken wie „Utopia“ von Morus (1516), „Civitas Solis“ (Der Sonnenstaat) von Campanella (1623) oder der „Histoire des Sevarambes“ (Geschichte der Sevaramben) von D’Alais’ (von 1675 bis 1679 in vier Werken erschienen) gesehen.¹² Zwar nahm die sozialistische Bewegung ihren Ausgangspunkt im nachrevolutionären Frankreich mit den Bestrebungen und dem Werk der Gruppe um Babeuf, dessen Aufstand 1797 scheiterte, der Begriff Sozialismus selbst entstand jedoch erst nach der zweiten Revolution 1830 in Frankreich. So konstatierten u.a. die Saint-Simonisten in ihrer Zeitung *Le Globe* den Gegensatz von „socialisme“ und „individualisme“ beispielsweise in dem Artikel von Leroux „De l’ individualisme et du socialisme“ (1834). Der Begriff des Kommunismus wiederum kam um 1840 auf, wurde jedoch bis ins 20. Jh. meist synonym mit dem des Sozialismus gebraucht. „Der gemeinsame Aspekt der sozialistischen Idee, die unter dem gekoppelten Einfluss der Französischen Revolution und der industriellen Revolution entstanden ist, besteht in der Überzeugung, dass die unkontrollierte Konzentration der Reichtümer und die Konkurrenz unweigerlich zu steigender Armut und zu Krisen führen, und dass dieses System durch ein anderes ersetzt werden muss, in dem die Organisation von Produktion und Austausch Elend und Ausbeutung beseitigt und zu einer neuen Güterverteilung führt, die mit den Grundsätzen der Gleichheit übereinstimmt: Sei es zu einem völligen Ausgleich des Eigentums, sei es zu einer Güterverteilung nach dem Prinzip ‚jedem nach seiner Arbeit‘ oder in weiserer Perspektive ‚jedem nach seinen Bedürfnissen‘.“ (Kolakowski 1976: 209)

Die Frühphase der sozialistischen Bewegung wird als utopischer Sozialismus oder auch Frühsozialismus bezeichnet. Prägend für diese Phase sind vor allem die Werke von Saint Simon (1760-1825), Fourier (1772-1832) sowie Owen (1771-1851), der in seiner Textilfabrik in New Lanark zunächst soziale Erleichterungen (u.a. Verkürzung der Arbeitszeit, Einrichtung von Arbeiterwohnungen und Schulen für Arbeiterkinder) einführte und später dann zur Umgestaltung der gesamten Gesellschaft aufrief. Die Sozialisten dieser Zeit sahen sich in besonderem Maße den Zielen und Werten der Aufklärung ver-

12 Diese Utopisten wiederum knüpfen an antike Sozialutopien wie dem Idealstaat Platons an aber auch an die von Münzer während der Reformationszeit in Deutschland unternommenen sozialrevolutionären Versuche zur Schaffung einer gerechten Verteilung des Reichtums.

bunden. Die sozialistische Gesellschaft stellte für sie daher ein Ideal dar, dass die Menschen auf dem Wege ihrer Vervollkommnung im humanistischen Sinne anzustreben hätten. Der Wandel der Gesellschaft sollte nicht durch Kampf und Revolution, sondern durch Appelle und Einsicht erreicht werden. Dieser Grundgedanke des gerechten und friedlichen Miteinanders aller Menschen führte auch zur Ausbildung einer christlichen Sozialismusinterpretation, die die urchristliche Gemeinde als erstes Beispiel einer sozialistischen Gemeinschaft sah.

Nach der Revolution kam es dann um 1834 vor allem in Frankreich zur Gründung zahlreicher sozialistischer Geheimbünde wie der Societe des Familles (Gesellschaft der Familien), Societe des Saisons (Gesellschaft der Jahreszeiten) und dem Geheimbund der Geächteten (gegründet von deutschen Emigranten), aus dem später der Bund der Gerechten hervorging, welcher wiederum durch die Initiative von Marx und Engels später in den Bund der Kommunisten überging. Gefördert wurde diese Untergrundbewegung durch die sich zu dieser Zeit entwickelnde Arbeiterpresse. Von besonderer Relevanz für die politische Praxis wurde der Sozialismus aber erst mit den Werken von Marx und Engels, die im sog. wissenschaftlichen Sozialismus nicht mehr davon ausgehen, dass die sozialistische Gesellschaft eine theoretisch mögliche Idealvorstellung einer Gesellschaft ist, sondern dass es aufgrund gesellschaftlicher Strukturgesetze zwangsläufig hierzu kommen müsse. Dies verlange aber nach Revolutionen. Zwangsläufig müsse sich hierfür die Arbeiterklasse, angeführt durch eine Arbeiterpartei als organisierende Kraft der Bourgeoisie entgegen stellen und nach einer Phase der Diktatur des Proletariats schließlich die klassenlose sozialistische Gesellschaft hervor bringen.

Auf dieser Grundlage kam es ab der Mitte des 19. Jh. zur Gründung von Gewerkschaften und Arbeiterparteien. Dabei entstanden auch zwei Lager, die sich uneins über den Weg in die sozialistische Gesellschaft waren. Während die einen auf Grundlage des Marxschen historischen Materialismus auf einen revolutionären Umsturz hinwirkten, sah der gemäßigte Flügel den Weg zur sozialistischen Gesellschaft in verschiedenen Reformen, wie z. B. der Wahlrechtsreform. Nach einer Zeit der Auseinandersetzung zwischen den unterschiedlichen Gruppierungen und einem gescheiterten ersten Versuch einer Bündelung der Kräfte durch die Gründung der „I. Internationale“ von 1864 bis 1876 wurde 1889 in Paris schließlich die „II. Internationale“ als Sammelbewegung aller Sozialisten gegründet, die sich auch offen zum Marxismus

bekannte. Ein weiterer wichtiger Schritt der nun geeinten sozialistischen Bewegung auf ihrem Weg der politischen Umsetzung ihrer Ideen war schließlich die Veröffentlichung des „Manifests der kommunistischen Partei“ im Jahre 1848. Die Bewegung konnte somit nicht nur eine gemeinsame, wissenschaftlich theoretisch fundierte Basis, sondern auch ein gemeinsames politisches Programm vorweisen.

Während die Arbeiterbewegung und hier vor allem der gemäßigte, reformistische Flügel daraufhin in Europa und Amerika zwar zunehmend politischen Einfluss gewann, sie trotz der vorhandenen Entwicklungsstufe jedoch nicht zu der von Marx prophezeiten neuen Gesellschaftsform führte, nahm die Entwicklung der Arbeiterbewegung unter Lenin in Russland nach 1917 eine andere Richtung. Lenin reformulierte weite Teile der Marxschen Lehre u. a. im Hinblick auf die Entwicklungsstufe des Kapitalismus, die notwendig vorhanden sein muss, um den Übergang in die sozialistische Gesellschaft zu ermöglichen als auch im Hinblick auf die Rolle der Arbeiterpartei. Lenin war der Meinung, dass die Arbeiterklasse auf sich gestellt unfähig sei, ein politisches Bewusstsein zu entwickeln und eine Revolution erfolgreich durchzuführen, weshalb es einer zentralistisch organisierten Partei von Berufsrevolutionären bedürfe. Tatsächlich setzten sich Lenin und die sog. Bolschewiken in einer blutigen Revolution durch und errichteten ein zentralistisch totalitäres System, das von ihnen als „Diktatur des Proletariats“ bezeichnet wurde.

Die Angst vor einem Übergreifen dieser Entwicklung auf die westliche Welt bzw. einem ähnlichen Verlauf nach dem Zweiten Weltkrieg war letztlich dann einer der Hauptgründe für die Entstehung des Neoliberalismus. Wobei die neoliberalen Protagonisten der Mont-Pelerin Gesellschaft gezielt im ideologischen und wissenschaftlichen Bereich gegen die sozialistische Bewegung vorgingen, um eine Ausbreitung ihrer Ideen und somit eine Massenbewegung im Westen zu unterbinden. Zudem wurde das schon von den sozialistischen Gruppen erfolgreich angewandte Konzept der Vernetzung verschiedenster „Geheim-Gesellschaften“, Journalisten und Politiker, von den Neoliberalen kopiert.

Letztendlich hat die sozialistische Bewegung in den westeuropäischen Ländern bzw. in Amerika, Japan oder Australien keinen solchen Verlauf genommen, der dem Russlands ähnelt. Nachhaltigen Einfluss konnten lediglich die reformistischen Kräfte (z. B. die sozialdemokratischen Parteien) auf die Politik ausüben.

3.2.1 *Praktisch politische Forderungen*

Die Diktatur des Proletariats und eine Wiederbelebung des sozialistischen Systems wird heute nur noch von einigen Außenseitern und extremistischen Randgruppen gefordert. Selbst die „Partei des Demokratischen Sozialismus“ (PDS) als Nachfolgeorganisation der „Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands“ (SED) ist von diesem Ziel abgerückt.

Ihrer ideologischen Herkunft nach treten sozialistische, aber auch sozialdemokratische Parteien heute noch ebenso wie die konservativen Parteien für eine Stärkung staatlicher Interventionen ein, diese beziehen sich jedoch vorrangig auf den ökonomischen Sektor und sollen der Herstellung von Verteilungsgerechtigkeit und Chancengleichheit dienen. Hierzu zählen u.a. Systeme zur staatlich gelenkten Verteilung von Reichtum auf ökonomisch Schwache, Arbeitslosenversicherung, ein solidarisch finanziertes Gesundheits- und Rentensystem, staatlich finanzierte Bildung für alle, aber auch umfassende Mitspracherechte von Arbeitnehmern in den Unternehmen sowie strenge gesetzliche Regelungen für den Umweltschutz. In der Förderung von Netzwerken und Gemeinschaften, in denen Solidarität und Vertrauen also soziales Kapital statt ökonomischer Kalküle überwiegen, sieht man eine weitere Möglichkeit, die angestrebte Gerechtigkeit herzustellen.

3.3 **Neue soziale Bewegungen**

Hier nicht weiter ausgeführt werden die „Neuen sozialen Bewegungen“ wie z. B. die Ökologie- oder die Anti-Globalisierungsbewegung. Sie stellen „single-issue-Bewegungen“ dar, die ein einzelnes Thema zum Inhalt haben. So kritisiert etwa die Anti-Globalisierungsbewegung die durch den Wettbewerb im globalen Markt entstehenden negativen Folgen für Umwelt, soziale Sicherungssysteme und Entwicklungsländer. Sie lassen sich aber von ihrem politischen Hintergrund her stets einem der beiden oben dargestellten Paradigmen zuordnen. Da es sich jedoch um ein spezielles inhaltliches Thema handelt, kann diese Zuordnung naturgemäß nicht immer eindeutig erfolgen, denn sowohl marxistische Gruppen als auch konservative sind sich in ihrer Kritik am Markt einig. Besonders die Anti-Globalisierungsbewegung stellt sich als sehr heterogen dar und beheimatet von nationalistisch orientierten Gruppen bis zu Gewerkschaften und marxistischen Kadern das gesamte politische Spektrum.

3.4 Sozialwissenschaftliche Ansätze im kollektivistischen Paradigma

Anliegen der sozialwissenschaftlichen Ansätze des kollektivistischen Paradigmas ist die Beschreibung bzw. Erklärung sozialer, überindividueller Phänomene. In diesen Makrophänomenen liegt also letztlich das Haupt-erkenntnisinteresse, sie sind die abhängige Variable, die es zu erklären gilt. „Die Definition geht weiter davon aus, dass es die kollektiven Wirkungen – gesellschaftliche Institutionen, Strukturen, Kulturen und soziale Prozesse wie soziale Ordnung, soziale Ungleichheit, soziale Differenzierung oder sozialer Wandel u. a. – sind, die im Zentrum des Interesses der Untersuchungen und Analysen der Soziologie stehen – und nicht die individuellen Akteure und auch nicht deren individuelles Handeln. Kurz: Der analytische Primat des Ziels der Erklärungen der Soziologie liegt auf der kollektiven Ebene der soziologischen Phänomene.“ (Esser 1993: 4)

Individuen sind in dieser Sicht lediglich im Hinblick auf überindividuelle Muster von Interesse, indem ihr Handeln als Folge oder Ursache der sozialen Makrophänomene heran gezogen wird. Der „homo sociologicus“ von Dahrendorf (1973) stellt hierfür den Modelltypus eines Menschen dar.

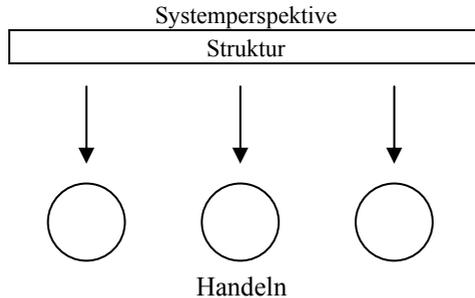
Gegenüber der von dem hier so genannten individualistischen Paradigma vertretenen theoretischen Perspektive, die als „Handlungsperspektive“ (Reckwitz 1997: 36ff.) oder auch als „individualistische Sozialtheorie“ (Vanberg 1975) bezeichnet werden kann, vertreten Autoren dieses Paradigmas eine „kollektivistische Sozialtheorie“ bzw. „kollektivistische Programmatik“ (Vanberg 1975: 3ff. und 239) oder auch „Systemperspektive“ (Reckwitz 1997: 36ff). Während im individualistischen Paradigma Strukturen eine Handlungsfolge darstellen, die also abhängig sind vom Handeln der Akteure, stellen im kollektivistischen Paradigma Strukturen eine Handlungsbedingung dar, die somit vorgängig das Handeln der individuellen Akteure determinieren. Aus dieser kollektivistischen, sozialwissenschaftlichen Perspektive, die ihre Wurzeln vor allem in den Arbeiten von Comte und Durkheim hat, ist die emergente Wirklichkeit der Gesellschaft nicht reduzierbar auf die Eigenschaften der Teile. So hat nach Durkheim die Gesellschaft typische Eigenschaften, die sich nicht aus den Eigenschaften der Individuen herleiten lassen. Durkheim spricht von der Gesellschaft als dem „kollektiven Sein“, „(...) das an sich ein Wesen ‚sui generis‘ darstellt.“ (Durkheim 1976: 203) Die Gesellschaft ist ein holistisches Gebilde, ein „mehr als die Summe seiner Teile“. Dieses Ganze ist es letztlich, dass das Handeln bestimmt und produziert. Soziale Tatbestände haben bei Durkheim einen Macht- und Zwangscharakter,

sie drängen sich den Akteuren auf: „Diese Typen des Verhaltens und Denkens stehen nicht nur außerhalb des Individuums, sie sind auch mit einer gebieterischen Macht ausgestattet, kraft deren sie sich einem jeden aufdrängen, er mag wollen oder nicht.“ (Durkheim 1976: 106)

Wilson fasste die hierzu zählenden Ansätze 1973 in einem Artikel unter dem Terminus des „normativen Paradigmas“ zusammen. Charakteristisch hierfür ist laut Wilson (1973: 55ff.), dass die Akteure zwar bestimmte Dispositionen (Ziele, Einstellungen, Bedürfnisse) haben. Dem gegenüber stehen aber die normativ definierten und institutionalisierten Erwartungen. Soziale Beziehungen sind vorab durch diese Erwartungen z. B. Rollenstrukturen definiert. Weiterhin wird angenommen, dass alle Akteure eines Kollektivs bestimmte Symbole und deren Bedeutungen kennen und dass die Akteure aus gemachten Erfahrungen systematisch lernen. Durch schlechte Erfahrungen werden bestimmte Dispositionen abgeschwächt oder sogar gelöscht, durch positive Erfahrungen (Belohnungen) werden sie verstärkt.

Esser fasst die Charakteristika der sozialwissenschaftlichen Ansätze im kollektivistischen Paradigma schließlich wie folgt zusammen: „Die Selektion des Handelns geht also gewissermaßen über den Akteur als eigene Instanz der Selektion des Handelns hinweg: Die sozialen Kontexte greifen – fest vermittelt über die Mechanismen der institutionalisierten Erwartungen und der internalisierten Dispositionen – über die Köpfe der Akteure hinaus und ‚wirken‘ – wie ein soziologischer Tatbestand – als ‚Milieus‘ oder als ‚struktureller Effekt‘ auf das Handeln. (...) Eine Zwischeninstanz eines eigens noch einmal reflektierenden, entscheidenden und das Handeln letztlich selektierenden Organismus ist für die Erklärung des Handelns *nicht* nötig.“ (Esser 1993: 83)

Dieser Zusammenhang von Struktur bzw. sozialen Tatbeständen und individuellem Handeln kann dann auch noch einmal graphisch veranschaulicht werden:



Quelle: Reckwitz 1997: 39

Innerhalb dieser kollektivistischen Perspektive lassen sich wiederum zwei Betrachtungsformen darstellen, die letztlich aus der Frage resultieren, ob die jeweiligen Strukturen der sozialen Welt inhärent oder extern vorgegeben sind. So unterscheidet Reckwitz zwischen Regeln und Regelmäßigkeiten (1997: 32ff.).

Regeln werden von den Akteuren, sobald sie handeln, selbst verwendet. Sie haben für die Akteure eine Bedeutung und verleihen dem Handeln Sinn, auch wenn sie nicht unbedingt bewusst angewandt werden (z. B. Konventionen, Rollenerwartungen). Mit Hilfe von kollektiv geltenden Regeln bringen die sozialen Akteure die sozialen Makrophänomene hervor. Der Wissenschaftler kann sich nur darauf beschränken, diese Regeln zu rekonstruieren. Er bringt sie nicht hervor, sondern gibt wieder, was er in der Anwendung durch die Akteure vorzufinden glaubt.

Regelmäßigkeiten hingegen werden nur von einer externen Beobachterposition als identische Strukturen in der sozialen Welt ausfindig gemacht: Naturgesetze, Altersverteilungen, soziale Klassen, Konjunkturzyklen oder auch Ressourcenverteilungen. Sie befinden sich jenseits der sinnhaften Verwendung durch die Handelnden.

3.4.1 Regelstrukturen als Voraussetzung von Handeln

Strukturalismus

Der Strukturalismus geht auf den linguistischen Entwurf De Saussures von 1916 zurück. In den Sozialwissenschaften wurde dieser Ansatz vor allem

durch die Ethnologie eingeführt und befördert. Hier wiederum waren hauptsächlich die Werke von Strauss prägend.

Während die klassische Linguistik versuchte, eine historische Beschreibung der Sprache und ihrer Bestandteile zu liefern, versuchte die strukturelle Linguistik die dahinter liegenden Strukturen zu zeigen, beispielsweise beschränkte sich die klassische Phonologie auf das Aufzeigen der Phoneme (d. h. der elementaren Laute) einer Sprache sowie der Beschreibung ihrer Entwicklung und ihres Unterschieds zu anderen Sprachen. Die strukturelle Linguistik hingegen versucht zu zeigen, dass diese Phoneme ein kohärentes System zur Kommunikation bilden.

Ähnlich wie in der Linguistik zwischen der Sprachpraxis (parole) als Oberflächenhandeln und der dahinter liegenden Tiefenstruktur (langue) unterschieden wird, wird auch im soziologischen Strukturalismus davon ausgegangen, dass hinter der bloß beobachtbaren Handlungspraxis tatsächlich eine von den Akteuren beherrschte, kontextübergreifende Regelstruktur liegt, die, ohne dass die Akteure sich dessen bewusst sind, permanent durch ihr Handeln aktualisiert wird.¹³ Hier bestehen auch Anknüpfungspunkte zu den idealistischen Gesellschaftskonzepten der Philosophie und Theologie von Platon über Thomas von Aquin bis zu Hegel, die in der konkreten gesellschaftlichen Ordnung eine Widerspiegelung der Ordnung der Ideen bzw. eine Manifestation des ‚Weltgeistes‘ (Hegel) sehen.

- **Bourdieu:**

Bourdieu knüpft an Klassiker wie Weber, Marx und Durkheim an, setzt sich aber hauptsächlich mit den Arbeiten von Strauss auseinander. Ähnlich wie dieser arbeitete auch Bourdieu ursprünglich als Ethnologe. Ein Ergebnis der Kombination aus ethnologischer Feldforschung und soziologischer Theorieentwicklung ist sein Werk „Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyllischen Gesellschaft“. Bourdieu versucht in seinen Arbeiten zwischen Subjektivismus einerseits und Objektivismus andererseits zu vermitteln. Dabei zählt er zu ersterem u. a. die interaktionistische Soziologie, die Ethnomethodologie, die phänomenologischen Soziologie, aber auch die Rational-Choice-Ansätze (vgl. Bourdieu 1976: 146f.), zum Objektivismus hingegen den philosophischen Marxismus und den Strukturalismus (vgl. Schwingel 2003: 36).

13 vgl. Reckwitz (1997: 49)

Bourdieu „konstruktivistischer Strukturalismus“ (Bourdieu 1992: 135) möchte diesen Gegensatz überwinden, indem er in einer Mikro-Makro-Mikro-Analyse zeigt, wie die objektiven Strukturen aus dem praktischen Handeln hervorgehen und wie dieses wiederum von den Strukturen beeinflusst bzw. determiniert wird (vgl. Schwingel 2003: 41). Im Einzelnen gelingt Bourdieu dies vor allem durch seine Theorie des praktischen Handelns und seiner Habitusstheorie. Das praktische Handeln der einzelnen Akteure hängt Bourdieu zufolge von ihrem jeweiligen Habitus ab. „Der Habitus ist sozialstrukturell bedingt, d.h. durch die spezifische Stellung, die ein Akteur – und der sozialen Klasse, der man ihn zurechnen kann – innerhalb der Struktur gesellschaftlicher Relationen innehat; er formt sich im Zuge der Verinnerlichung der äußeren gesellschaftlichen (materiellen und kulturellen) Bedingungen des Daseins.“ (Schwingel 2003: 60)

Als Denkschemata, Wahrnehmungsschemata und Handlungsschemata ist der Habitus das systematische Erzeugungsprinzip sozialer Praxisformen (vgl. Bourdieu 1976: 165). Was man denkt, wahrnimmt, als richtig und falsch einstuft, vom Leben erwartet bis hin zu unbewusst motorischen Handlungen ist somit letztlich vom sozialstrukturell determinierten Habitus abhängig. Dies gilt auch für den Wissenschaftler und dessen Wahrnehmungen und folglich auch für seine Theorien. Dabei versteht Bourdieu die Wirkung nicht als eine strenge Determiniertheit des einzelnen praktischen Handelns. Vielmehr legt der Habitus die prinzipiellen Grenzen und Möglichkeiten des individuellen Handelns fest, ähnlich wie die Grammatik einer Sprache nicht jeden einzelnen Satz determiniert, sondern eben nur die prinzipiellen Regeln zur Formung konkreter Sätze festlegt.

Der Habitus stellt allerdings nur die eine Seite der Medaille dar. Die andere Seite bilden die sozialen Felder (vgl. Bourdieu 1985: 69). Sie sind es, die durch ihre objektiven Strukturen und Bedingungen jeweils spezifische Habitusformen generieren, die umgekehrt aber erst durch den Vollzug des durch den jeweiligen Habitus geformten praktischen Handelns entstehen. „Die verschiedenen sozialen Felder, so wurde gesagt, sind im wesentlichen definiert durch ihren spezifischen ‚Spielraum‘, die jeweiligen ‚Spielregeln‘ und durch ihre spezifischen ‚Einsätze‘, d.h. Kapitalformen.“ (Schwingel 2003: 90)

Das Spiel selbst ist der Wettkampf um die Akkumulation der verschiedenen Kapitalformen (soziales, kulturelles und ökonomisches Kapital) und noch spezieller, der Kampf zwischen den herrschenden Positionen mit dem meisten Kapital und den Anwärtern auf diese Positionen.

Während Bourdieu ökonomisches Kapital als Besitz von Produktionsmitteln, Grund und Boden bzw. Geldvermögen definiert, ist für ihn kulturelles Kapital ganz allgemein gleich zu setzen mit Wissen. Dieses kommt laut Bourdieu in drei Formen vor:

- als verinnerlichtes, inkorporiertes Wissen in Form von dauerhaften Dispositionen des Organismus. Hierzu gehört also z. B. Schulbildung oder auch erlernte körperliche Fähigkeiten,
- als objektiviertes Wissen in Form von Büchern, kulturellen Gütern oder technischen Erfindungen bzw. wissenschaftlichen Theorien und
- als institutionalisiertes Wissen in Form von schulischen oder akademischen Titeln.

Soziales Kapital ist Bourdieu zufolge schließlich „(...) die Gesamtheit der aktuellen und potentiellen Ressourcen, die mit dem Besitz eines dauerhaften Netzes von mehr oder weniger institutionalisierten Beziehungen gegenseitigen Kennens und Anerkennens verbunden sind, (...) es handelt sich dabei um Ressourcen, die auf die Zugehörigkeit zu einer Gruppe beruhen.“ (Bourdieu 1983: 190f.)

Soziales Kapital kann in Austauschprozessen mit anderen Personen in andere Kapitalarten (kulturelles oder ökonomisches Kapital) umgewandelt werden. Bourdieu zufolge führt die mögliche Umwandlung der vier Kapitalformen ineinander zu einer tiefgreifenden Ungleichheit. So setzt z. B. soziales Kapital Beziehungsarbeit voraus. Ökonomisch besser Gestellte können mehr Investitionen in Beziehungen vornehmen, indem sie z. B. mehr freie Zeit zur Verfügung haben oder großzügigere Geschenke machen können. Umgekehrt erhält man durch soziales Kapital u. a. Informationen, die dann wiederum ökonomisch verwertbar sind, weshalb dieser Prozess auf lange Sicht zur Akkumulation aller vier Kapitalformen bei einigen Wenigen führt. „Mit seiner Theorie sozialer Felder, so können wir festhalten, entwirft Bourdieu das plurale Bild einer in spezifische Felder differenzierten sozialen Welt, in der permanente Kämpfe um die Aneignung und Bewahrung von Kapitalressourcen und um die Definition der in sozialen Auseinandersetzungen relevanten Einsätze und Gewinnmöglichkeiten stattfinden.“ (Schwingel 2003: 97)

Schließlich versucht Bourdieu die Pluralität der sozialen Felder mit seinem Modell der sozialen Klassen und des sozialen Raums zu integrieren. Macht man quasi eine Momentaufnahme und damit ein statisches Bild der Gesamtheit aller Wettkämpfe in den verschiedenen Feldern, so ergibt sich ein Raum sozialer Positionen, die in bestimmten Relationen zueinander stehen und ab-

hängig von der jeweiligen Kapitalausstattung und dem entsprechenden Habitus sind. Diese wiederum lassen sich dann zu Klassen mit bestimmten Eigenschaften zusammenfassen, wobei Bourdieu jedoch betont, dass diese Klassen als theoretische Konstrukte zu verstehen sind (vgl. Bourdieu 1985: 9).

Das Besondere an der Makro-Mikro-Makro Konzeption Bourdieus ist nun, dass die Erklärung von sozialem Feld, Habitus und Praxis nicht nur von oben nach unten verläuft, sondern dass umgekehrt die praktische Handlung Habitus und soziales Feld real werden lässt – ähnlich wie sich auch die Sprache erst durch die konkreten Sprechakte realisiert. So produzieren die individuellen Akteure durch ihre Praxis eine bestimmte Struktur, die umgekehrt diese Praxis auch wieder beeinflusst und in bestimmter Weise determiniert.

Den Ausgangspunkt bildet aber letztlich immer der Habitus. Weder ist das individuelle Handeln direkt durch die Kapitalausstattung bzw. das ökonomische Interesse bestimmt, noch kann es frei in der Interaktion ausgehandelt werden. „Wie immer die jeweilige situationsspezifische Intention eines Handelnden ausgerichtet sein mag, sie bleibt eine Variation dessen, was der Habitus als ‚wünschbar‘ bestimmt.“ (Reckwitz 1997: 90)

Bourdieu bleibt also der anthropologischen Grundannahme verhaftet, dass die sozialen Akteure gesellschaftlich geprägt und mit systematisch strukturierten Anlagen ausgestattet sind, die für ihre Praxis – und ihr Denken über die Praxis – konstitutiv sind (vgl. Schwingel 2003: 55). Diese vor allem in der Habitusstheorie zum Ausdruck kommende Grundannahme führt Reckwitz zufolge dann auch zu der Aussage, dass Bourdieus Ansatz letztlich doch dem Strukturalismus verhaftet bleibt (vgl. Reckwitz 1997: 90f).

Funktionalismus/ Strukturfunktionalismus

Der Funktionalismus wurde lange Zeit als *die* soziologische Theorie verstanden – unter deren Namen der holistische Ansatz in der Soziologie bekannt war – indem er die Comte-Durkheimsche Ideentradition der „Priorität des Systems“ fortsetzt.

Der Funktionalismus bildet mit Bezug auf Durkheim eine Analogie zwischen sozialem und organischem Leben (vgl. Radcliffe-Brown 1935: 394; Spencer 1887). In beiden Fällen handelt es sich dem Funktionalismus zufolge um integrierte Ganze und nicht um Aggregate. Demnach setzt der Funktionalismus die Teile einer Gesellschaft zum Ganzen in Beziehung, und zwar unter dem Aspekt der Erfüllung eines Bedürfnisses oder eines Erfordernisses der

ganzen Gesellschaft (vgl. Davis 1959: 758; Giddens 1999: 607). Es wird dabei angenommen, dass die Gesellschaft als Einheit einem inneren Gleichgewicht zustrebt bzw. versucht, dies zu erhalten.

Die ‚Funktion‘ einer sozialen Institution lässt sich daher definieren als die Entsprechung zwischen ihr und den Bedürfnissen des sozialen Organismus. Funktionale Analyse muss dem gemäß bedeuten, zu ermitteln, welchen Beitrag die Teile (z. B. Institutionen) für das Leben des Organismus „Gesellschaft“ als Ganzes leisten (vgl. Vanberg 1975: 164).

In der Systemtheorie von Parsons fand der Funktionalismus schließlich seine wohl elaborierteste Form.

- **Parsons:**

Nach Parsons wäre es aus der Theorie heraus nicht zu erklären, warum, im Sinne Hobbes, als ausschließlich eigennützig angenommene Individuen regelmäßig und koordiniert handeln; es sei denn, man nimmt ein System individuenübergreifender, kollektiv geteilter Handlungsregeln an.¹⁴ „So enthält die normative Ordnung auf gesellschaftlicher Ebene eine ‚Lösung‘ für das von Hobbes präsentierte Problem: nämlich die zwischenmenschlichen Beziehungen vor einem Degenerieren zum ‚Krieg aller gegen alle‘ zu bewahren.“ (Parsons 1972: 22)

Parsons geht davon aus, dass die Gesellschaft sich sowohl vertikal als auch horizontal in vier Systeme differenzieren lässt (vgl. Parsons/Shils 1954). In der vertikalen Dimension ist dies das System des biologischen Organismus als die materielle und mit grundlegenden physischen und biologische Bedürfnissen versehene Grundlage des darauf aufbauenden personalen Systems. Dies wiederum besteht aus den zusammenhängenden, integrierten Handlungen eines Akteurs, die um das Problem der Bedürfnisbefriedigung herum organisiert sind. Das darauf aufbauende soziale System besteht aus den aufeinander bezogenen Interaktionen von mindestens zwei Akteuren. Das „cultural system“ schließlich als – durchaus in einem wertenden Sinne zu verstehendes, oberstes System in der Hierarchie der gesellschaftlichen Systeme – besteht aus gemeinsamen Werten, die sich in der Organisation von Institutionen manifestieren.

14 Die „Leviathan-Lösung“ wird von Parsons abgelehnt, da es sich hierbei um einen *deus ex machina*, eine von außen kommende Lösung des Problems handelt.

Nach Parsons ist es letztlich dieses normative System, das der Gesellschaft Ordnung gibt. „Das Kernstück einer Gesellschaft, als System, ist die geformte normative Ordnung, welche das Leben einer Population kollektiv organisiert.“ (Parsons 1986: 20)

Die einzelnen Ebenen können aber auch selbst wieder als Systeme betrachtet werden, die ebenfalls in Subsysteme oder auch Sphären differenziert werden können, womit sich die horizontale Dimension des Modells ergibt. Im sozialen System kann man z. B. unterscheiden zwischen den Sphären der Wirtschaft, der Politik oder der gesellschaftlichen Gemeinschaft, die alle nach jeweils eigenen Codes funktionieren.

Der Zweck oder auch die Funktion der einzelnen Ebenen bzw. der Subsysteme ist es, den Fortbestand des jeweiligen Gesamtsystems zu sichern. Damit dies aber geschehen kann, muss nach Parsons jedes System vier Funktionen erfüllen, die er im sog. AGIL-Schema (AGIL = adaption, goal attainment, integration, latent pattern maintenance) verdeutlicht hat (vgl. Parsons/Smelser 1956: Kapitel II). Demnach muss es immer eine Anpassung des System an die Umwelt geben – adaption (A). Es muss eine Auswahl aus der Vielzahl möglicher Ziele geben, um diese überhaupt verfolgen zu können – goal attainment (G). Es hat eine Integration der Teile des Systems statt zu finden – integration (I). Und die grundlegenden Strukturen der Systeme müssen über die Zeit hinweg erhalten bleiben – latent pattern maintenance (L).¹⁵

Die vier grundlegenden Funktionen des AGIL Schemas

(Esser 1993: 386)

	Instrumentelle Mittel	Konsummatorische Ziele
Externer Bezug	Adaption (Anpassung) (A)	Goal-attainment (Zielverwirklichung) (G)
Interner Bezug	Latent pattern maintenance (Muster - Erhaltung) (L)	Integration (I)

15 Diese vier Funktionen entstehen aus einer Vier-Feld Tafel: Alle Systeme müssen Selektionen vornehmen (konsummatorische Selektionen: bezogen auf die Befriedigung unmittelbarer Bedürfnisse; instrumentelle Selektionen: bezogen auf die Mittel zur Befriedigung der Bedürfnisse, die jedoch nicht an sich geschätzt werden, sondern nur im Bezug zu den selektierten Bedürfnissen). Diese Selektionen werden dann mit der zweite Dimension, nämlich der Unterscheidung in externe und interne Systemprozesse korreliert.

Über Lernen, Internalisierung und Institutionalisierung können schließlich die einzelnen Subsysteme und Ebenen zu einem funktionalen Gesamtsystem integriert werden, das sich durch die fortwährende Vermittlung dieser Ebenen selbst reproduziert.

- **Systemtheoretischer Sozial-Kapital-Ansatz nach T.F. Brown:**

Die systemtheoretischen Ansätze, die nicht direkt Luhmann folgen, sind im Allgemeinen als eine Weiterentwicklung der funktionalistischen Gedanken Parsons zu sehen, weshalb im Folgenden auch der Ansatz Browns hier eingeordnet wird.

Brown bemüht sich mit seinem systemtheoretischen Ansatz eine soziologische Theorie sozialen Kapitals zu begründen. Demnach ist soziales Kapital "(...) a processual system for allocating resources across a social network according to the pattern of relations among the individual egos that comprise the network." (Brown, Internet 2003)

Der systemtheoretische Ansatz erlaubt eine Analyse von drei Dimensionen des sozialen Kapitals: den Komponenten des Systems (in diesem Fall die Individuen auf denen das Netzwerk beruht), der Struktur des Systems (gemeint sind die Beziehungen in dem Netzwerk) sowie der Systemumwelt (z. B. den sozio-ökonomischen Bedingungen, Normen oder Kultur in die das Netzwerk eingebettet ist). Brown nennt dies die Mikro-, Meso- und Makroebene sozialen Kapitals und versucht zu zeigen, wie diese miteinander zusammenwirken und das System „soziales Kapital“ bilden.¹⁶ Eine Fokussierung lediglich auf eine Ebene führt zu einer verkürzten Sicht und erfasst nicht die Gesamtbedeutung des sozialen Kapitals. Dies versucht er zu belegen, indem er Autoren wie Coleman, Portes oder Burt den einzelnen Ebenen zuordnet und zeigt, welche Aspekte des sozialen Kapitals von ihnen erfasst und welche nicht berücksichtigt wurden, die aber wiederum von anderen Autoren auf einer anderen Ebene behandelt worden sind. "The three levels of analysis are not mutually exclusive. Instead, they work together, the lens aperture opening and closing as necessary to focus on a specific aspect of the problem under consideration. Processes visible only at one level of analysis inevitably shed light on the workings of processes visible only at the other levels. Any given problem needs to be engaged at all three levels of analysis

16 zu den drei Ebenen vgl. Immerfall (1999: 121f.)

in order to construct a complete understanding of social capital as a dynamic process of social structuration.” (Brown, Internet 2003)

- **Fazit**

Aus Sicht des Strukturalismus und des Funktionalismus wird das individuelle Handeln der sozialen Akteure ebenso wenig durch bestimmte nicht-sinnhafte Phänomene (wie etwa Ressourcenverteilungen oder Naturgesetzmäßigkeiten) determiniert, wie es frei von den Akteuren in der Interaktion ausgehandelt werden kann. Vielmehr sind es bestimmte sinnhafte Regeln, die unabhängig von der konkreten Situation und ohne eigene Reflexion der Akteure das Handeln bestimmen und sich somit quasi durch die Akteure hindurch manifestieren.

Der Strukturalismus begreift die Regelstruktur, in Anlehnung an Durkheims Konzept des Kollektivbewusstseins, als vorbewusste Denkregeln. Dieser Code oder diese ‚kulturelle Grammatik‘ ist zwar im Bewusstsein des einzelnen Akteurs situiert, bildet aber eben eine Art kollektive Denkstruktur. Diese bestimmt, welche Handlungen überhaupt möglich sind und produziert somit quasi durch den Akteur hindurch nur „codegemäße“ Handlungen. Der einzelne Akteur ist daher nur eine Art Medium, ein Erfüllungsgehilfe bzw. Strukturträger, so wie bei der Sprache nicht die einzelnen Phoneme bzw. Sprechakte, sondern die dahinter liegende Struktur, die Grammatik aus diesen Einzelphänomenen erst ein sinnvolles Ganzes macht.

Im Funktionalismus sind es hingegen bestimmte Erwartungen und Sollens-Regeln, kurz Normen, die die soziale Umwelt quasi von außen kontrollierend an die einzelnen Akteure richtet. Diese Normen werden dann von den Mitgliedern einer sozialen Gruppe verstanden und selbst angewandt. Sie stellen eine Form kollektiv geteilter, sinnhafter Regeln und kein mythisches kollektives Bewusstsein dar. Dieses übergreifende, zeitresistente System normativer Regeln, produziert ein entsprechendes regelkonformes Akteurshandeln. Normen werden also nicht umgekehrt im sozialen Handeln ‚ausgehandelt‘.

3.4.2 *Regelmäßigkeitsstrukturen als Voraussetzung von Handeln*

Structural sociology

Der moderne Zweig der strukturalistischen Soziologie, die „structural sociology“, steht in der Tradition der formalen Soziologie Simmels (1858-1918). Simmel verstand die Soziologie als eine Art Geometrie der sozialen Beziehungen. Sie ist demnach nicht durch einen bestimmten Gegenstand, sondern

durch eine besondere analytische Betrachtungsweise gekennzeichnet. Aufgabe der Soziologie ist es, die Formen der Vergesellschaftung zu untersuchen, also all das, was in den Individuen als Interessen, Zwecke, Motive, Neigungen, psychische Zustände und Bewegungen so vorhanden ist, dass daraus Wechselwirkungen mit anderen entstehen. Diese Inhalte sind also der Stoff, aus dem Vergesellschaftung besteht, während sich die Vergesellschaftung selbst in verschiedenen Formen darstellt. In allen gesellschaftlichen Gruppen lassen sich trotz unterschiedlicher Inhalte dieselben abstrakten Formen (wie z. B. Über- und Unterordnung, Arbeitsteilung, Zusammenschluss nach innen und Abschottung nach außen) entdecken.

Einer der wichtigsten Vertreter dieser Position ist Blau.¹⁷ Seinem Ansatz zufolge liegen der sozialen Welt nicht-sinnhafte Regelmäßigkeitsstrukturen wie Ressourcenverteilungen zugrunde, das heißt Distributionen von Handlungsmitteln wie Einkommen, Bildungsabschluss, Beruf, Prestige, aber auch Alter oder Geschlecht. Strukturen in der sozialen Welt werden daher von ihm definiert als quantifizierbare Verteilungsmuster von sozialen Positionen in einer Population. Das Handeln der einzelnen Akteure hängt somit von ihrer Position im sozialen Gefüge und ihrer Ressourcenausstattung ab, es ist also durch externe, nicht-sinnhafte Strukturen determiniert.

• **Netzwerkforschung**

Das Konzept der sozialen Netzwerke stellt keine eigene Theorie sozialer Strukturen dar. Es verkörpert vielmehr eine besondere Art von Instrumentarium zur Analyse sozialer Strukturen.¹⁸ „Formal wird ein Netzwerk definiert als ein Graph aus einer endlichen Menge Knoten und den Kanten zwischen ihnen. Ein soziales Netzwerk ist dann ein Netzwerk, dessen Knoten soziale Akteure (Personen, Gruppen) sind und dessen Kanten die Verhältnisse der Akteure zueinander abbilden“ (Kecskes/Wolf 1996: 34). Die Interaktionen und Beziehungen der Akteure (handlungsorientierte Perspektive) bestimmen also die Eigenschaften des sozialen Netzwerkes.

17 vgl. Blau (1977a; 1977b)

18 „Es gibt keine Theorie sozialer Netzwerke; vielleicht wird es sie nie geben. Die Basisidee hinter der metaphorischen und analytischen Verwendung sozialer Netzwerke ist, daß ‚kreuzende‘ (‘cross-cutting’) interpersonale Bande in einer relativ unspezifischen Art kausal mit den Handlungsweisen der Personen und den sozialen Institutionen ihrer Gesellschaft verbunden sind – dies bleibt eine Basisidee und nichts mehr.“ (Barnes 1972: 2)

Das Konzept des sozialen Netzwerkes verdankt seine Entstehung verschiedenen wissenschaftlichen Strömungen. Tragend war vor allem die Sozialanthropologie und hier hauptsächlich die Untersuchungen von Barnes, der in einer Studie über das norwegische Dorf Brennes 1954 das erste Mal den Terminus des „sozialen Netzwerkes“ einführte. Er stellte fest, dass sich jenseits der stabilen Interaktionen innerhalb der formalen und hierarchischen Struktur des territorialen und industriellen Systems noch andere soziale Beziehungen verbergen, die aus Freundschafts-, Nachbarschafts- oder Bekanntschaftsbeziehungen bestehen, welche jedermann in der Gemeinde eingeht.¹⁹

Neben der Arbeit von Barnes war auch eine explorative Untersuchung von Bott (1955) für die Entwicklung des Netzwerk-Konzepts von Relevanz. Bott behauptete in dieser Untersuchung einen Zusammenhang zwischen der Struktur des Familiennetzwerkes und dem Ausmaß der Geschlechterrolleendifferenzierung.

Die organisationswissenschaftlich und sozialpsychologisch relevanten Beiträge über ‚aufgabenorientierte Kommunikationsnetzwerke‘ bilden einen weiteren wichtigen Zweig der Entwicklung des Netzwerk-Konzepts. Es geht in diesen Beiträgen, die in Verbindung stehen mit Bavelas (1953) und Leavitt (1951), um die Struktur der kommunikativen Beziehungen in ihrer Wirkung auf die Effizienz einer Arbeitsgruppe und die Zufriedenheit der Gruppenmitglieder. Da ihre experimentellen Befunde auf Gruppenversuchen im Labor beruhen, wird die Übertragbarkeit der Ergebnisse auf ‚reale‘ Netzwerke oft bezweifelt.

Für alle Netzwerke lassen sich jedoch bestimmte strukturelle Merkmale feststellen, die jeweils als abhängige oder unabhängige Variable einer Netzwerkanalyse untersucht bzw. miteinander korreliert werden können.

19 „Was also übrig bleibt, wenn man die Gruppen und Ketten sozialer Interaktion, die zum territorialen und ökonomischen System gehören, außer Betracht läßt, ist dieses von Barnes etwas mißverständlich titulierte ‚soziale Feld‘: Das totale soziale Netzwerk (...) Es übernimmt Funktionen, wie z. B. gegenseitige Hilfe oder auch Unterhaltung usw., dient aber auch – vor allem über die sozialen Schichtgrenzen hinweg – anderen Zwecken, wie z. B. der Arbeitsplatzvermittlung.“ (Schenk 1984: 4)

Strukturmerkmale von Netzwerken

(vgl. Schenk 1984: 250):

Netzwerkeigenschaften	Spezifizierung
<i>Interaktionskriterien:</i>	<i>Austauschmedien:</i>
Inhalte der Transaktionen:	a) Gefühl, Sympathie b) Einfluss, Macht c) Information d) Güter, Dienste
Eigenschaften der Verbindungen	
Reziprozität	In welchem Umfang sind die Relationen symmetrisch, asymmetrisch, nicht-symmetrisch?
Rollen	Definition der Rollenbeziehungen: Wie haben sich die Partizipanten in bestimmten Beziehungen zu verhalten?
Multiplexität	Auf wie viele Arten sind die Partizipanten miteinander verbunden (Rollenrelationen, Inhalte der Interaktionen)?
Intensität	Wie stark sind die Bindungen in bestimmten Relationen (evtl. unter persönlichen Kostengesichtspunkten bestimmbar)?
<i>Strukturelle Morphologie</i>	
Verbundenheit	Anteil der Partizipanten, die an dem betreffenden Netzwerk beteiligt sind.
Cluster, Clique	Dichtere Regionen, die das Netzwerk enthält.
Größe	Wie viele Personen beteiligen sich am Netzwerk?
Mitgliedschaft	Welche Merkmale fördern die Rekrutierung zutage?
Offenheit	Wie viele Verbindungen besitzt das Netzwerk zu anderen Netzwerken?
Stabilität	Wie konstant ist das Netzwerk im Zeitverlauf?
Dichte	Wie groß ist der Anteil der tatsächlichen Verbindungen, gemessen an den Potenziell möglichen?
Erreichbarkeit	Durchschnittliche Zahl der Verbindungen zwischen Paaren von Partizipanten.
Hierarchien	Welche Hierarchieebenen schließt das Netzwerk ein?
Berufe	Welche Berufsgruppen sind in dem Netzwerk enthalten?
Zentralität	Ist das Netzwerk zentralisiert (Radstruktur) oder dezentralisiert (Vollstruktur)?
<i>Schlüsselrollen (Kommunikationsrollen)</i>	
Star oder zentrale Position	Partizipant mit sehr vielen Verbindungen zu anderen Partizipanten; von allen anderen erreichbar.
Liaison/ Artikulationspunkt	Partizipant, der zwei Cluster, die sonst unverbunden wären, verbindet.
Brücke	Partizipant, der mehreren Clustern angehört.
Gatekeeper	Partizipant, der den Informationsfluss von einer Sektion des Netzwerks zur anderen kontrolliert; hält Verbindungen auch zur Umwelt
Isolierter	Partizipant ohne Beziehungen zu anderen Organisationsangehörigen.

Bei der Analyse eines Netzwerkes entsprechend dieser Liste muss zudem geklärt werden, ob die Merkmale nur für einen bestimmten Ausschnitt des sozialen Netzwerkes (partiales Netzwerk – z. B. Personales Set, das auf die persönlichen Beziehungen einer Person begrenzt ist) oder das ganze Netz (totales Netzwerk) erhoben werden sollen.

Soziale Netzwerke als soziales Kapital:

Die Ursprünge für die Interpretation von sozialen Netzwerken als soziales Kapital im Sinne eines sozialstrukturellen Aspekts sind wohl vor allem bei den Neo-Strukturalisten zu suchen. Diese vertreten die Kernthese, dass alle sozialen Phänomene in soziale Netzwerke eingebettet sind (vgl. Zukin/Di Maggio 1990; Granovetter 1973, 1985). Auch ökonomische Handlungen auf Märkten sind eingebettet in soziostrukturelle Faktoren, die die individuelle Nutzenmaximierung einschränken. Gemäß des „Embeddedness“-Ansatzes von Granovetter können Individuen demnach nicht isoliert handeln: Durch das Eingebundensein in konkrete persönliche Beziehungen und Netzwerke von Beziehungen wird zwar einerseits die individuelle Zielverfolgung ermöglicht, umgekehrt entstehen aber bestimmte Normen und soziale Ordnungen, die wiederum diese Zielverfolgung in bestimmter Weise steuern oder auch einschränken. Die Neo-Strukturalisten verstehen das Netzwerkkonzept als Brückenkonzept, das die Lücke zwischen dem strukturellen Rahmen und dem individuellen Handeln schließen kann.

Soziales Kapital wird aus dieser Sicht definiert als Gesamtstruktur des Kontaktnetzes, das durch seine charakteristische Konstitution die Verfügbarkeit von Ressourcen für den Einzelnen, je nach dessen Position im Netzwerk, bestimmt (vgl. Haug 1997: 14).

Anders als Coleman, der in der Geschlossenheit eines Netzwerkes die Ursache für viel soziales Kapital sieht (was quasi dem „bonding“ social capital von Woolcock entspricht), sehen Vertreter des Netzwerk-Ansatzes wie z. B. Granovetter oder Burt diese Ursache in den Verbindungen zu externen Individuen aus anderen Netzwerken („bridging“ social capital). Die von Granovetter entwickelte These der „weak-ties“ geht dabei davon aus, dass die Brückenfunktion von besonderem Vorteil ist, da hierdurch schwache Beziehun-

gen zu Personen anderer Netze bestehen und der Zugang zu den Ressourcen dieses Netzes ermöglicht wird.²⁰

Die „Structural-Holes-These“ von Burt (1992) verfolgt eine ähnliche Richtung. Ein „structural hole“ ist eine Netzwerkposition, die eine Lücke zwischen zwei Netzwerken bezeichnet. Zwischen diesen bestehen also eigentlich keinerlei Beziehungen. Indem nun ein Vermittler (broker) diese Lücke füllt, erhält er Zugang zu zwei Netzwerken, die außer durch ihn nicht verbunden sind. Diese Position ist daher von großem strategischen Wert hinsichtlich der Nutzenmaximierung. Dies kann im Bereich der Informationen als auch in Kontrollgewinnen liegen. Denn der Broker besitzt exklusive Informationen über beide Netzwerke, die er für sich gewinnbringend verwenden kann. Da niemand sonst dieselbe Position erfüllt, besteht eine Monopolstellung. Der Unterschied zum „weak-tie-Konzept“ liegt darin, dass einerseits die Position des Akteurs in einem Netz betrachtet wird und nicht dessen Beziehungen (d.h. starke als auch schwache Beziehungen können nützlich sein, je nachdem welche Position der Akteur im Netz einnimmt), andererseits werden nicht nur die Informationen, sondern auch die sich aus der Kontrolle ergebenden Profite betrachtet.

Soziales Kapital ist somit abhängig von der Position im Netzwerk und bedeutet letztlich Zugang zu möglichen Ressourcen. Burt definiert den Zusammenhang zwischen Humankapital und sozialem Kapital daher so: “(...) human capital refers to individual ability, social capital refers to opportunity” (Burt 1997: 339)

Woolcock:

In einer Arbeit von 1998 geht Woolcock von vier verschiedenen Dimensionen des sozialen Kapitals aus: embeddedness, autonomy, micro level, macro level. “(...) embeddedness at the micro-level refers to intra-community ties, whereas at the macro level it refers to state-society relations, autonomy at the micro level refers to extra-community networks, while at the macro level it refers to institutional capacity and credibility.” (Woolcock 1998: 164)

In neueren Arbeiten hat er diese Definition enger gefasst und vertritt nun eine netzwerkorientierte Sichtweise: “Social capital refers to the norms and networks that facilitate collective action. Second it is important that any defini-

20 Laut Granovetter sind „weak-ties“ zwar nicht automatisch Brücken zu anderen Netzen, umgekehrt sind aber alle Brücken als „weak-ties“ definiert.

tion of social capital focus on its sources rather than consequences, i.e. on what social capital is rather than what it does. (...) Third, for clarity's sake, social capital makes most sense when it is understood as a relational (i.e. sociological) rather than psychological (individual) or political (institutional/national) variable." (Woolcock 2001: 13)

Woolcock fasst die verschiedenen Ansätze zusammen und kommt zu dem Schluss, dass man in Anlehnung an Gittell/Vidal (1998) unterscheiden muss zwischen „bonding“ social capital, also den Beziehungen innerhalb einer bestimmten Gruppe, und „bridging“ social capital, den Beziehungen zu entfernteren Freunden oder Kollegen. Neben dieser horizontalen Ebene erkennt Woolcock aber auch noch eine vertikale Ebene. Die Beziehungen von Mitgliedern unterschiedlicher Hierarchieebenen bezeichnet er als „linking“ social capital. Dieses soziale Kapital wiederum ist aber eingebunden in einen größeren institutionellen Kontext, der dessen Bildung und Wirkung fördern, aber auch behindern kann, wenn die Beziehungen zu eng werden und das Netzwerk sich abschottet (vgl. Woolcock 2001: 13).

Portes:

Bei Portes wird soziales Kapital definiert als: "(...) the ability of actors to secure benefits by virtue of membership in social networks or other social structures." (Portes 1998: 6)

Oder etwas ausführlicher, als: „(...) the capacity of individuals to command scarce resources by virtue of their membership in networks, or broader social structures. The ability to obtain (social capital) does not inhere in the individual (...) but instead is a property of the individuals set of relationships with others. Social capital is a product of embeddedness.“ (Portes 1995: 12-13)

Portes unterscheidet im Weiteren dann vier Quellen sozialen Kapitals:

- „value introjection“: internalisierte Werte und Normen, die Personen zum Aufbau von Beziehungen und zum Ressourcentransfer aufgrund allgemeiner moralischer Imperative bewegen;
- „bounded solidarity“: verpflichtende Solidarität, die durch die Identifikation mit den Bedürfnissen und Zielen der In-Group zum Ressourcentransfer motiviert;
- „relational embeddedness“: Ressourcentransfer aufgrund der Erwartung einer reziproken Leistung bzw. der befürchteten Sanktion bei Ausbleiben von Reziprozität in dyadischen Beziehungen;

- „structurally emdeddedness“, die zu „enforceable trust“ führt. Der Ressourcentransfer erfolgt aufgrund der erwarteten Gegenleistung beispielsweise in Form von Statusgewinn bzw. der befürchteten Sanktion durch das Gesamtnetzwerk.

Relevant ist dabei, dass Portes im Gegensatz zum einfachen rational-choice Modell Colemans verschiedene Ursachen für die Entstehung sozialen Kapitals aufzeigt und dass er jeweils zwei verschiedene Ebenen betrachtet: das egozentrierte Netzwerk und dessen individuellen Nutzen sowie die Beziehungen zu anderen, externen Individuen, Gruppen bzw. der sozialen Struktur als Ganzes und deren Einfluss auf das Individuum.

- **Marxismus**

Ebenfalls in die Kategorie der „Regelmäßigkeitsstrukturen als Voraussetzung von Handeln“ gehört der Marxismus. Zu seinen Wurzeln sind der deutsche Idealismus, der französische Frühsozialismus sowie die englische Nationalökonomie zu rechnen. Marx verwandelte die Idealdialektik Hegels in eine Realdialektik: Die geschichtliche Entwicklung wird durch Widersprüche in der objektiven Struktur der geschichtlichen Gesellschaftsform, vor allem in der Produktionsweise des materiellen Lebens, welches das soziale und geistige Leben begründet, vorangetrieben: „In der gesellschaftlichen Produktion ihres Lebens gehen die Menschen bestimmte notwendige, von ihrem Willen unabhängige Verhältnisse ein, die Produktionsverhältnisse, die einer bestimmten Entwicklungsstufe ihrer materiellen Produktivkräfte entsprechen. Die Gesamtheit dieser Produktionsverhältnisse bildet die ökonomische Struktur der Gesellschaft, die reale Basis, worauf sich ein juristischer und politischer Überbau erhebt, und welcher bestimmte gesellschaftliche Bewusstseinsformen entsprechen. Die Produktionsweise des materiellen Lebens bedingt den sozialen, politischen und geistigen Lebensprozess überhaupt. Es ist nicht das Bewusstsein der Menschen, das ihr Sein sondern umgekehrt ihr gesellschaftliches Sein, das ihr Bewusstsein bestimmt.“ (Marx/Engels 1978: 8f.)

Die ökonomische Basis einer Gesellschaft ist bestimmt durch das Verhältnis von Produktivkräften und Produktionsverhältnissen. Zu den Produktivkräften zählen alle Mittel, die eine Gesellschaft zur Produktion einsetzt (wie Ressourcen, Technik, Arbeitskräftepotenzial, know-how). Die Produktionsverhältnisse hingegen sind die Art und Weise der sozialen Organisation des gesellschaftlichen Produktionsprozesses und der gesellschaftlichen Austauschbeziehungen wie Arbeitsteilung, Verteilung von Gütern, Eigentum etc.

Beide stehen sich zu Beginn einer historischen Epoche noch verhältnismäßig widerspruchsfrei gegenüber. Im geschichtlichen Prozess wachsen die bestehenden Antagonismen jedoch an. „Auf einer gewissen Stufe ihrer Entwicklung geraten die materiellen Produktivkräfte der Gesellschaft in Widerspruch mit den vorhandenen Produktionsverhältnissen. Aus Entwicklungsformen der Produktivkräfte schlagen sie in Fesseln derselben um. Es tritt dann eine Epoche sozialer Revolution ein.“ (Marx/Engels 1978: 9)

Auf diese Weise führen die inneren Widersprüche (These und Anti-These) jeder Gesellschaftsform letztlich zu einer Revolution und einer neuen Form (Synthese). Die Geschichte ist Marx zufolge daher eine Geschichte der Klassenkämpfe, die in der Urgesellschaft begann und sich über die antike Sklavenhaltergesellschaft und den Feudalismus zum modernen bürgerlichen Kapitalismus entwickelte. Der Kampf zwischen Arbeiter und Kapitalist wird schließlich durch die proletarische Revolution auch zur Auflösung dieser Gesellschaftsform und der Etablierung der klassenlosen Gesellschaft führen.

• **Verhaltenstheoretische Soziologie Homans**

Die Entwicklung des „verhaltenstheoretischen Soziologieansatzes“ geht vor allem auf die Arbeiten Homans zurück. Bereits in seiner 1950 veröffentlichten „Theorie der sozialen Gruppe“ hatte er zu zeigen versucht, wie u. a. die sozialen Phänomene der Rangordnung oder der sozialen Kontrolle in Gruppen rein individualistisch erklärt werden können. In seiner Arbeit „Elementarformen sozialen Verhaltens“ (1968) verallgemeinerte er diese Thesen dann und führte einen Bezug zur psychologischen Lern- und Verhaltenstheorie (Behaviorismus) herbei.

Die Anwendung der psychologischen Verhaltenstheorie auf soziale Erscheinungen hat die allgemeine Annahme zur Grundlage, dass das Verhalten des Menschen in und gegenüber seiner sozialen Umwelt durch die gleichen grundlegenden Naturgesetzmäßigkeiten bestimmt ist wie sein Verhalten ‚überhaupt‘ und damit auch evolutionär begründet ist. Hier wie dort wird von einer mehr oder minder starken Reiz-Reaktions-Kopplung ausgegangen (vgl. Vanberg 1975: 43). Dabei geht Homans davon aus, dass das Verhalten der Individuen vor allem durch den Einfluss von Belohnung und Bestrafung bestimmt wird. Der verhaltenstheoretischen Soziologie zufolge liefert die Kenntnis der Lerngeschichte des sozialen Individuums – auch eine ungefähre, wie etwa eine Vorstellung vom kulturellen Hintergrund der Person, von dem u. a. abhängt, was als Belohnung oder Bestrafung verstanden wird –

eine unmittelbare Grundlage, um brauchbare Voraussagen über die Wahrscheinlichkeit zu machen, wie sich ein gegebener Stimulus auswirkt. Die Einteilung der verhaltenstheoretischen Soziologie in das kollektivistische Paradigma erscheint aufgrund der Nähe zum Rational-Choice-Ansatz somit zwar befremdlich, da es sich bei den verhaltensbestimmenden Gesetzmäßigkeiten aber um Strukturen handelt, die das individuelle Verhalten extern – nämlich über Naturgesetze und genetische Veranlagung, ohne rationale, bewusste Intention – determinieren, erfüllt die Theorie Homans die oben gemachten Bedingungen, die eine Einordnung unter den Punkt „Regelmäßigkeitsstrukturen als Voraussetzung von Handeln“ plausibel erscheinen lassen.

- **Fazit**

Es sind bei den hier dargestellten Ansätzen und Theorien also nicht sinnhafte Strukturen (z. B. in Form von Normen) am Werk, die die Akteure selbst anwenden und ihr Handeln so determinieren, sondern sinnfremde, außerhalb des willentlichen Einflusses der Akteure liegende Strukturen, nämlich die Ressourcenverteilung oder genetische Dispositionen und Naturgesetze, die das Handeln bestimmen. „Regelmäßigkeiten werden hier nicht im einfachen beschreibenden Sinne als ‚repetitive Handlungsmuster‘ definiert. Dass solche konstanten Verhaltensweisen existieren, wird vielmehr vorausgesetzt und nun über ein Muster tieferliegender Regelmäßigkeiten erklärt: dem differenzierten Muster sozialer Positionen, das sich als ‚Ressourcenverteilung‘ auf den Begriff bringen läßt. Die structural sociology betrachtet das Verhältnis zwischen Handeln und Ressourcenstrukturen dabei strikt aus der Systemperspektive: Nicht das Handeln produziert – etwa im Sinne einer Ressourcennobilisierung – seine Handlungsmittel, diese sind es vielmehr, die im Sinne eines ‚strukturellen Determinismus‘ handlungsbestimmend wirken.“ (Reckwitz 1997: 56)

Ähnliches gilt für den Marxismus. Ebenso wie die „structural sociology“ fällt auch der Marxismus in die Kategorie der kollektivistischen, regelmäßigkeitsorientierten Theorien. Durch die Anbindung an den historischen Materialismus ist die marxistische Soziologie auf die historizistische Prämisse festgelegt, dass es besondere, sinnfremde Gesetzmäßigkeiten der gesellschaftlichen Entwicklung gibt und dass es diese Gesetze sind, die die Grundlage für die Erklärung sozialen Geschehens bilden. Sie bestimmen folglich auch das individuelle Handeln der einzelnen Akteure (vgl. Vanberg 1975: 196).

Bei der verhaltenstheoretischen Soziologie sind es schließlich bestimmte Naturgesetzmäßigkeiten wie z. B. die biologische Veranlagung, die das Handeln unabhängig von der konkreten, situationsspezifischen Entscheidung des Individuums determinieren.

4 Diskussion

Zu Beginn dieser Arbeit war gesagt worden, dass der Begriff des „sozialen Kapitals“ in der derzeitigen Debatte als Metapher für das „Soziale“ an sich benutzt wird und es sich bei dieser Diskussion um das soziale Kapital de facto nicht um eine eigenständige Auseinandersetzung um den Begriff sondern, um ein erneutes Aufflammen der seit über zwei Jahrhunderten währenden Auseinandersetzung von Individualismus und Kollektivismus handelt. Um dies zu belegen und die Auseinandersetzung auch besser verstehen zu können, wurden die beiden Paradigmen detailliert dargestellt und die verschiedenen Sozial-Kapital-Konzepte entsprechend eingeordnet.

Im Folgenden sollen nun die von den beiden oben dargestellten Paradigmen vertretenen Positionen analysiert werden. Hierbei soll es nicht darum gehen, einzelne Aussagen oder Forderungen auf ihre Plausibilität hin zu untersuchen. Hierzu wurden gerade für die neoklassische Ökonomik bereits bedeutende Kritiken u. a. von Albert (1976; 1984; 1998) und Myrdal (1976) vorgelegt. Ziel ist es vielmehr, den modellogischen Kern der Argumentation der beiden Paradigmen heraus zu präparieren, um dann die Konsequenzen dieser Argumentation, sollten sie praktisch umgesetzt werden, für Gesellschaft und Individuum im Sinne eines „worst case“ einschätzen zu können.

4.1 Logischer Kern des individualistischen Paradigmas

Der „homo oeconomicus“ ist gemäß der im Kapitel über „Das Individuum in der neoklassischen Ökonomie“ dargestellten Modellannahmen vollständig selbstbestimmt und nur an seinen eigenen Nutzenszuständen interessiert. Nutzenszustände anderer existieren für ihn tatsächlich überhaupt nicht. Dies gilt auch für Ganzheiten jeder Art, z. B. Normen oder kollektive Güter. Formulierungen wie „das Ganze ist mehr als die Summe seiner Teile“ sind daher für den „homo oeconomicus“ unverständlich und falsch. Das der individualistischen Sicht zugrunde liegende Modell des „homo oeconomicus“ kann in seiner neoklassischen Ausprägung daher als atomistisch bzw. im Extrem der modellogischen Argumentation sogar als solipsistisch bezeichnet werden (vgl. Retzmann 2000: 5f.).

Aus Sicht des Solipsismus, sind nur die eigenen gegenwärtigen Erlebnisse existent und real. Mag sich letztlich auch alles um einen herum ändern, so ist man es doch immer selbst, der dies wahrnimmt. Unabhängig davon, ob andere Personen mit einem sprechen oder ob die Sonne aufgeht – man selbst ist es, der es hört, sieht und fühlt. Sowohl die anderen Personen, als auch Gegenstände existieren letztlich nur im eigenen Kopf, im eigenen aktuellen Bewusstsein, ähnlich wie dies auch bei Träumen der Fall ist. Sie sind also eigentlich nur eigene „Erfindungen“. „In aller Wahrnehmung nimmst du lediglich deinen eigenen Zustand wahr.“ Es ist das „Bewußtsein eines Dinges außer uns absolut nichts weiter als das Produkt unseres eigenen Vorstellungsvermögens.“ (Fichte 1944)

Ich bin die Welt. Oder wie Wittgenstein formuliert „die Welt ist meine Welt“ (Wittgenstein 1971a: 5.62). Das Ich wird zur Grenze der Welt, es schrumpft zusammen zu einem ausdehnungslosen Punkt, zum Ursprung der Welt, der selbst aber nicht darin vorkommt (vgl. Wittgenstein 1971a: 5.62).

Weder existieren andere Ichs unabhängig von eigenen ICH, noch sind die eigenen vergangenen Empfindungen real. „Gegenwärtig“ bezeichnet für den Solipsisten nicht einen Punkt in einem System von Ereignissen, die in einer zeitlichen Relation zueinander stehen, es ist nicht unterschieden von vergangen und zukünftig. Dies gilt auch für den „homo oeconomicus“, der in einer zeitlosen Welt mit vollständiger Information einzig nach seiner eigenen Vorstellung lebt. Auf diese Nähe von theoretischem Egoismus – oder auch Solipsismus – und praktischem Egoismus hat bereits Schopenhauer aufmerksam gemacht: „Hiezu kommt, bei den erkennenden Wesen, daß das Individuum Träger des erkennenden Subjekts und dieses Träger der Welt ist; d. h. daß die ganze Natur außer ihm, also auch alle übrigen Individuen, nur in seiner Vorstellung existieren, er sich ihrer stets nur als seiner Vorstellung, also bloß mittelbar und als eines von seinem eigenen Wesen und Dasein Abhängigen bewußt ist; da mit seinem Bewußtsein ihm notwendig auch die Welt untergeht, d. h. ihr Sein und Nichtsein gleichbedeutend und ununterscheidbar wird. (...) Aus den angegebenen beiden notwendigen Bestimmungen erklärt es sich, daß jedes in der grenzenlosen Welt gänzlich verschwindende und zu nichts verkleinerte Individuum dennoch sich zum Mittelpunkt der Welt macht, seine eigene Existenz und (sein) Wohlfühlen vor allem andern berücksichtigt, ja auf dem natürlichen Standpunkte alles andere dieser aufzuopfern bereit ist, bereit ist die Welt zu vernichten, um nur sein eigenes Selbst, diesen Tropfen im Meer, etwas länger zu erhalten.“ (Schopenhauer 1977: I § 61)

Das philosophische Lebenswerk Stirners schließlich ist ganz diesem Gedanken gewidmet. So sei nur eine Passage aus „Der Einzige und sein Eigentum“ (erstmas erschienen 1845) als Beispiel zitiert: „Wie Ich Mich hinter den Dingen finde, und zwar als Geist, so muß Ich *Mich* später auch *hinter den Gedanken* finden, nämlich als ihr Schöpfer und *Eigner* (...) Und nun nehme Ich die Welt als das, was sie Mir ist, als die *Meinige*, als Mein Eigentum: Ich beziehe alles auf Mich.“ (Stirner 1985: 14)

Die – im Extrem als solipsistisch zu bezeichnende – Modellogik des „homo oeconomicus“ hat also letztlich zum Inhalt, dass das jeweilige Individuum essentialistisch aus sich heraus und nur für sich existiert. Die Eigenschaften des Individuums sind intrinsisch insofern, als es diese Eigenschaften unabhängig davon hat, ob es alleine oder zusammen mit anderen existiert (vgl. Efseld, Internet 2003). Die wissenschaftliche Analyse beschränkt sich folglich darauf, was die Natur des Individuums (Charakter, Anlagen) ist. Tatsächlich handelt es sich also nicht nur um einen methodologischen, sondern auch um einen ontologischen Individualismus. Andere Individuen sind für die Existenz und die Aktionen des zu betrachtenden Individuums irrelevant. Sollten Sie von Bedeutung sein, dann nur innerhalb der Kontrollmöglichkeiten des Individuums, d. h. das zu betrachtende Individuum wird nie fremd bestimmt, es hat immer vollständige Kontrolle über seine Welt, es ist Ursprung und Ziel aller Aktionen (vgl. Weimann 1987: 243f).

Wäre dies anders, gäbe es also auch andere Individuen, die mit dem zu betrachtenden in Interaktion stünden, aber denen eine eigene Natur zugestanden würde, dann würde gegen diesen Grundsatz verstoßen. Das zu betrachtende Individuum wäre tatsächlich nur noch Teil von etwas Größerem, z. B. einem kausalen Muster. Die im Gesellschaftsbild des individualistischen Paradigmas angenommene „spontane“ Ordnung, die durch die unintendierten Folgen individuellen Handelns entsteht, widerspricht somit vom Grundsatz her dem Menschenbild der Individualisten. Etwas Unintendiertes bedeutet nämlich, dass die Individuen keine Kontrolle darüber haben und es nicht in ihr Kalkül einbeziehen. Auf für die Individuen unerklärliche Weise, nämlich durch die „invisible hand“ oder durch Naturgesetze, entsteht dann eine Ordnung, die ebenfalls jenseits ihrer Einflussphäre liegt. Beides ist von der individualistischen Modellogik her für einen „homo oeconomicus“, der volle Kontrolle

über seine Handlungen und deren Folgen hat und daher vollständig selbstbestimmt ist, undenkbar.¹

In der individualistischen Sicht kann es so etwas wie ein Ganzes bzw. überindividuelle Muster höchstens abstrakt als Summe von Teilen geben – wobei schon dies eigentlich nicht korrekt ist, da die Summe als Begriff bzw. Denkfigur bereits einen überindividuellen, Teile integrierenden Charakter hat – nie jedoch im Sinne von einem „das Ganze ist mehr als die Summe seiner Teile“. Denn dieses hätte letztlich selbst einen bestimmten Inhalt, eine Natur, die sich logisch von der der Teile unterscheiden müsste und dementsprechend nicht mehr unter die Kontrolle des Teils fiel.

Diese logische Unmöglichkeit kann am Beispiel des Tausches beim „homo oeconomicus“ noch einmal etwas detaillierter verdeutlicht werden.

4.1.1 Die theoretische Unmöglichkeit überindividueller Muster

Aus Sicht der individuellen Bedürfnisbefriedigung kann die Frage nach dem Nutzen von Interaktionen, was im ökonomischen Modell letztlich Austausch bedeutet, im Rahmen des rationalistischen Handlungsmodells als zielorientierte Handlung verstanden werden. Dabei stellt der Tausch ein „Spiel mit gemischten Motiven“ dar, da das Individuum einerseits seinen Vorteil aus der Kooperation im Tausch nur dann realisieren kann, wenn auch der Tauschpartner einen Vorteil daraus erhält und der Tausch daher zustande kommt, und andererseits das Individuum gemäß Annahme der Nutzenmaximierung versucht, nur seinen Vorteil zu verfolgen, auch auf Kosten des Tauschpartners. Insofern ist es möglich, die Tauschsituation rationalistisch als „Gefangenendilemma“ zu rekonstruieren.

Beim „Gefangenendilemma“ wird folgende Modellsituation angenommen: Zwei Personen werden einer gemeinsam begangenen Tat angeklagt, die man ihnen jedoch nicht nachweisen kann. Beide werden getrennt voneinander inhaftiert und haben keinerlei Möglichkeit miteinander zu kommunizieren. Der Richter macht den Angeklagten ein Angebot: gesteht nur einer von

1 Daher sind auch mechanistische Weltbilder nicht atomistisch, denn die Elemente aus denen die Welt in einem solchen Bild besteht, sind keine Monaden, sondern sie wirken nach bestimmten Naturgesetzen zusammen, wodurch sie etwas Größeres, nämlich letztlich die ganze Welt generieren. Somit sind sie selbst nicht Herr ihrer Lage, sondern nur Teil im Spiel der Naturgesetze, von denen dann selbst, gerade bei den Klassiker wie Smith (vgl. Manstetten 2000: 235), angenommen wird, dass diese nur Teil einer umfassenden, quasi divinen Harmonie der Welt sind.

beiden, wird der Geständige freigelassen, der andere jedoch muss für 6 Jahre ins Gefängnis. Gestehen beide, so werden sie beide für 5 Jahre inhaftiert, gestehen beide jedoch nicht, wird ihnen eine Strafe von einem Jahr für ein kleineres Delikt auferlegt, das man ihnen auch ohne Geständnis nachweisen kann. Die Frage, die sich beiden Angeklagten stellt ist, für welche Strategie sie sich entscheiden sollen. Handeln beide individuell rational, so ist die beste Strategie scheinbar zu gestehen. Denn gesteht der Angeklagte B nicht, kommt der Angeklagte A frei. Gesteht jedoch B ebenfalls, so müssen beide zwar für 5 Jahre ins Gefängnis, dies ist jedoch immer noch besser als nicht zu gestehen und das Risiko von 6 Jahren Haft auf sich zu nehmen. Das Gesamtergebnis ist allerdings nicht pareto-effizient, da beide Angeklagte mit einer kooperativen Strategie lediglich für ein Jahr inhaftiert würden. Dies geschähe in dem Fall, dass beide nicht gestehen und genau darin besteht das Dilemma.

		<u>Angeklagter 2</u>	
		gesteht	gesteht nicht
<u>Angeklagter 1</u>	gesteht	5 / 5	0 / 6
	gesteht nicht	6 / 0	1 / 1

Das gilt auch bei einer endlichen Anzahl von Wiederholungen dieses Gefangenendilemmas. Denn laut des sog. Chain-Store-Paradoxons (Selten 1978) ist auch hierbei das Nicht-Kooperieren (defektieren) die rationale Wahl. Solange man nämlich weiß, dass ein weiteres Spiel folgt, besteht die Möglichkeit den Gegner durch die Drohung des Nicht-Kooperierens zur Kooperation zu bewegen. Im letzten Spiel besteht diese Chance jedoch nicht mehr, weshalb beiden Spielern klar ist, dass nicht kooperiert wird. Da dies aber bekannt ist besteht auch bereits beim vorletzten Spiel schon keine Notwendigkeit mehr zu kooperieren, da auch dies bekannt ist muss aber auch schon im Spiel davor nicht mehr kooperiert werden usw. Dies setzt sich in einer Rückwärtsinduktion fort bis zum ersten Spiel.

Da bei einer Interaktion wie dem Tausch immer ein Zeit- und Informationsproblem besteht (vgl. Preisendörfer 1995: 264), d. h. die Leistungen werden zeitlich hintereinander erbracht, woraus dann die Unsicherheit resultiert, ob der Tauschpartner sich an seine impliziten oder expliziten Vereinbarungen hält, ob er also auf die erbrachte Startleistung einen entsprechenden return on investment erhält oder nicht, würde dies bedeuten, dass die optimale Lösung mittels Kooperation niemals eintreten kann, denn beide Akteure hätten einen Anreiz die Situation egoistisch auszunutzen (defektieren). Luhmann nennt dies ein „Problem der riskanten Vorleistung“ (1989: 23).² Woraus sich dann folgern läßt: „Aus der rationalen Handlungsperspektive der beteiligten Akteure allein kann kein Tausch zustande kommen, solange das Problem der sozialen Ordnung nicht gelöst, d.h. die Erfüllung der eingegangenen Tauschverpflichtung nicht garantiert ist.“ (Kappelhoff 1995: 5)

Endogene Lösungen des Kooperationsproblems wie etwa das „Tit-for-Tat-Modell“ von Axelrod (1981), was man übersetzen könnte mit „wie-du-mir-so-ich-dir“, können zwar zeigen, dass Kooperation dann rational ist, wenn langfristige Beziehungen erwartet werden, aber gerade diese soziale Stabilität bzw. dieses überindividuelle, soziale Muster galt es ja eigentlich zu erklären. Sobald jemand mit jemand anderem Kontakt aufnimmt, Informationen oder Güter übergibt, setzt er also voraus, dass eine zwar zeitlich versetzte aber garantierte Gegenleistung erfolgen wird, da es ansonsten nicht rational wäre überhaupt eine erste Startleistung einer Tauschbeziehung zu erbringen. Das Individuum hat keinen Einfluss auf die Handlungsweise der anderen Individuen. Das Geben einer Startleistung bedeutet also ein hohes Risiko, es sei denn man geht davon aus, man vertraut darauf, dass der Tauschpartner kooperativ ist und die Leistung erwidert. Dies bedeutet aber letztlich anzuerkennen, dass es eine externe Norm gibt, nämlich kooperativ zu sein, an die sich alle halten und die den Tausch somit ermöglicht.³ Tausch ist daher aus Sicht des rein rationalistischen Ansatzes heraus individuell irrational. Ähnlich verhält es sich mit öffentlichen Gütern wie Normen, gemeinsamen Weltbildern, Demokratie, aber auch Marktwirtschaft. Von deren Nutzung kann niemand ausgeschlossen werden, sobald sie hergestellt wurden, egal ob man einen Beitrag geleistet hat oder nicht. Andererseits kann der Eigenanteil am Zustandekommen des Gutes nicht ermittelt werden. Individuell ökonomisch rational wäre es daher, die Situation egoistisch zu missbrauchen und das

2 vgl. Parsons Untersuchung des Problems der „doppelten Kontingenz“ (1951: 15)

3 vgl. Preisendörfer (1995: 289)

öffentliche Gut zu nutzen, ohne selbst einen Beitrag zum Zustandekommen des Gutes zu erbringen (Trittbrettfahrerverhalten).

Wie schon beim Tausch, ist eine Lösung nur möglich, wenn die Wirtschaftssubjekte kooperativ sind, insofern, als dass sie auf mögliche Vorteile durch strategisches Nutzen ihrer Informationen und Möglichkeiten verzichten, im Sinne der Wirtschaftstheorie also individuell irrational handeln.

Die Entstehung sozialer Makrophänomene ist also mit Hilfe des neoklassisch ökonomischen Modells vom Menschen weder zu erklären noch zu rechtfertigen.

4.1.2 *Praktische Auflösung*

Dass das entsprechende Modell des Menschen nun wie beim individualistischen Paradigma tatsächlich nicht nur deskriptiv, sondern auch normativ verwendet wird beschreibt Kirsch: „Die liberale Wirtschaftstheorie der Klassiker baute auf der realitätsfremden Kunstfigur des ‚homo oeconomicus‘ auf; die auf dieser Theorie aufbauende Wirtschaftsordnung scheint die Tendenz zu haben, die lebendigen Menschen auf die Dimensionen dieses Homunculus zu reduzieren. Die marktwirtschaftliche Ordnung verwirklicht über weite Strecken, was ihrer Theorie als wirklichkeitsfremde Voraussetzung zugrunde lag.“ (Kirsch 1990: 76)⁴

Da die Vertreter dieses Paradigmas – in der Überzeugung eine dem kollektivistischen Paradigma überlegene Sichtweise zur Grundlage ihrer Handlungen zu machen – darauf drängen, dass sich die Gesellschaft entsprechend ihrer Modellannahmen und Schlußfolgerungen zu verändern habe, wird sich über kurz oder lang, eine Wechselwirkung von Theorie und Praxis vorausgesetzt, die sozial desintegrierende Wirkung des individualistischen Paradigmas offenbaren.⁵ „Zwar schafft die Ökonomik nach Hausman/McPherson (1993) keinen neuen Menschen, aber indem sie die selbstischen Züge des ‚alten‘ Menschen legitimiert und unterstützt, läßt sie ihn andere, weniger selbstbezogene Eigenschaften vernachlässigen. Somit prägt die Ökonomik Muster

4 vgl. auch Willke (2003: 165). Der Einwand Walzers, die kommunitaristische Liberalismuskritik widerspreche sich selbst, da der Liberalismus als Theorie des Menschen und der Gesellschaft nicht gleichzeitig falsch und in der gegenwärtigen Gesellschaft verwirklicht sein könnte (vgl. Walzer 1993: 164), ist daher entgegen zu halten, dass die Theorie sehr wohl defizitär sein kann und sich dies bei weiterer praktischer Umsetzung auch zeigen wird. Der Prozess ist also noch nicht abgeschlossen.

5 Honneth spricht von der „Desintegration der sozialen Lebenswelt“ (1995: 17)

sozialen Verhaltens oder fördert zumindest solche Muster durch Legitimation. Der homo oeconomicus gewinnt die Bedeutung eines sozialen Leitbildes, an dem die Menschen sich in ihrem Verhalten orientiert.“ (Manstetten 2000: 121)

Der von Putnam behauptete „decline“ sozialen Kapitals im Sinne von Normen, generalisiertem Vertrauen und Netzwerken wäre, sofern er denn empirisch korrekt ermittelt wurde – woran einige Autoren zweifeln (vgl. Norris 1996, Lemann 1996) – dann durchaus plausibel zu machen.

Diese Prozesse der Desintegration sozialer Bindungen werden, unbeschadet der Frage ob sie tatsächlich nachweisbar sind oder nicht, im Allgemeinen als Individualisierung bezeichnet.⁶ Hinter diesem Begriff verbirgt sich „(...) die Auflösung vorgegebener Lebensformen – zum Beispiel das Brüchigwerden von lebensweltlichen Kategorien wie Klasse und Stand, Geschlechterrolle, Familie, Nachbarschaft usw.“ (Beck/Beck-Gernsheim 1994: 11).⁷

Individualisierung kann in diesem Sinne verstanden werden als Emanzipation der einzelnen Menschen von bestimmten Gemeinschaften bzw. überindividuellen Mustern. Wie umfassend diese Entwicklung ist zeigt sich daran, dass in der Literatur mindestens sechs verschiedene Dimensionen der Emanzipation ausgemacht werden können:

- Familiäre Emanzipation: Die Individuen sind nicht mehr ihr ganzes Leben an eine Familie gebunden und fühlen sich nicht mehr als Teil einer Generationenkette, was die Aufgabe bestimmter Traditionen erleichtert.
- Soziale Emanzipation: Die soziale Position eines Individuums ist nicht mehr von Geburt an durch Familienzugehörigkeit und Status festgesetzt, sondern wird durch eigene Tätigkeiten erworben.
- Ökonomische Emanzipation: Diese geht einher mit der sozialen Emanzipation und besagt, dass auch der Beruf nicht mehr von Geburt an festgesetzt ist. Vielmehr muss jedes Individuum sich seine Tätigkeit selbst suchen.

6 Wobei hier anders als bei Keupp (1988) oder Beck/Beck-Gernsheim (1994) zuerst einmal nur der auflösende Charakter betrachtet wird. Von Honneth (1995: 25) wird dieser Aspekt der Individualisierung als „Privatisierung“ bezeichnet.

7 Hinzu kommt der Verlust tieferer kultureller Bindungen, wie moralische Maßstäbe oder Traditionen, die den Menschen helfen einen Weg für sich in der Welt zu finden. Dahrendorf spricht in diesem Zusammenhang vom Verlust der „Ligaturen“ (Dahrendorf 1994: 423).

- Geographische Emanzipation: Neben die soziale Mobilität tritt die geographische, die die freie Entscheidung über den individuellen Wohn- und Arbeitsort beinhaltet.
- Kulturelle Emanzipation: Die Individuen sind nicht mehr an tradierte Werte und Normen gebunden, sondern werden freier in ihrer Meinungsbildung und Weltanschauung, womit auch die Vorstellung einer objektiven, überindividuellen Realität zugunsten einer relativistisch, konstruktivistischen Weltsicht aufgegeben wird.
- Moralische Emanzipation: Es besteht keine Verpflichtung mehr, für bestimmte Gruppen oder Personen Leistungen und Hilfe zu erbringen (vgl. Kippele 1998: 206f.).

Diese umfassende Emanzipation bedeutet, dass der individuelle Entscheidungs- und Handlungsspielraum – die Autonomie der Individuen – wächst und dass dieser von ihnen selbständig ausgefüllt werden kann bzw. muss. Dies bedeutet dann wiederum auch, dass die eigene Situation und die möglichen Handlungs- und Entscheidungsalternativen dem Individuum bewusst und reflektiert werden müssen. Denn die Selbständigkeit bedingt, dass das Individuum faktisch und moralisch für sein Leben selbst verantwortlich ist. Die Individuen leben ein „(...) zur Freiheit verurteiltes Leben.“ (Hitzler/Honer 1994: 307)

Aus diesen verschiedenen Dimensionen der Individualisierung resultieren naturgemäß aber auch Veränderungen in den sozialen Beziehungsmustern wie z. B. eine Versachlichung im Sinne von Objektivierung, Anonymisierung, Rationalisierung und Instrumentalisierung. Soziale Beziehungen werden nicht um ihrer selbst willen gepflegt, sondern wegen der möglichen Vorteile, die sie erbringen. Sie werden Mittel zum individuellen Zweck, zunehmend von Denk- statt von Gefühlseigenschaften geprägt und drehen sich vermehrt um die Sache selbst, weshalb man miteinander interagiert (vgl. Miegel 1996: 1194). Wichtig sind nur die eigenen, gerade aktuellen, individuellen Bedürfnisse, egal ob ökonomischer, ästhetischer oder sozialer Natur, die möglichst effizient und schnell befriedigt werden sollen.⁸ „(...) der Ausfüllungsbestand ist der Subjektivismus. Hierunter will ich keineswegs so etwas wie Ichbezogenheit oder Egozentrik verstehen, jedenfalls nicht in dem gewöhnlichen Sinne, wohl aber eine Ichverhaftetheit derart, dass der einzelne

8 Wagner (1995: 241ff.) weist auf den Zusammenhang zum Thatcherismus hin, wonach das Individuum an sich als „enterprising self“, als Wirtschaftsunternehmen zu betrachten sei.

seine zufälligen inneren Vereignschaften, seine gerade ihm zugewachsenen Überzeugungen und Gedanken und seine Gefühlsreaktionen ohne weiteres und unmittelbar so erlebt, als ob sie überpersönlich belangvoll wären.“ (Gehlen 1995: 108)

Überindividuelle Bezüge, Ganzheiten existieren nur noch in Form verschiedener „spontaner Ordnungen“, d. h. es sind eher abstrakte, akkumulierte Größen, die dadurch entstehen, dass verschiedene Individuen oder Teile zum selben Zeitpunkt ein ähnliches Interesse verfolgen. Somit wird aber auch Identität als zeitlich stabiles, integrierendes Muster mit einem speziellen, individuellen Charakter prekär und zu einer individuell zu bewältigenden Aufgabe, die aufgrund der fehlenden, gesellschaftlich verbindlichen Vorgaben letztlich, wenn sie denn zustande kommt, nur ein Sammelsurium der unterschiedlichen Rollen und Kontexte darstellen kann. Identität wird so zu einer „Bastelexistenz“ (Hitzler/Honer 1994: 311) bzw. „Patchwork-Identität“ (Keupp 1988: 432). „Wenn dies aber richtig ist, dann besteht der Preis für das leidenschaftlich-violdimensionale Leben des einzelnen in einer liberalen Gesellschaft im Zerfall des personalen Selbst, dann läßt sich die individuelle Freiheit nur um den Preis der personalen Unversehrtheit ausleben.“ (Kirsch 1990: 87)

Laut Heitmeyer, der ähnlich wie Habermas davon ausgeht, dass es zwei funktionale gesellschaftliche Teilsysteme gibt – ein über Märkte gesteuertes Wirtschaftssystem mit einer spezifisch ökonomischen Rationalität und ein lebensweltliches System mit einer nicht zweckrationalen Einstellung – führt die Tatsache, dass letzteres durch den Markt zunehmend aufgesogen wird, daher am Ende zur gesellschaftlichen Anomie (Gesetz- oder Normlosigkeit) (vgl. Heitmeyer 1997: 12ff.). Das von zahlreichen Autoren behauptete Expandieren der Ökonomie in den sozialen und zwischenmenschlichen Bereich ist denn auch einer der Hauptkritikpunkte am Neoliberalismus (vgl. Willke 2003: 147ff.).⁹ So beruhe die Marktwirtschaft auf „(...) Voraussetzungen, welche sie selbst nicht herstellen und auch nicht garantieren kann, ohne die sie aber auf Dauer nicht lebensfähig ist.“ (Kirchenamt der EKD und Sekretariat der dt. Bischofskonferenz 1997: 91)

Die Konsequenzen dieses Phänomens sind laut dieser Kritiker offensichtlich: „Die verbreiteten Identitätskrisen, die Krisen der sozialen Integration und die Schwierigkeiten der politischen Steuerung ergeben sich daraus, dass die in

9 vgl. unter anderem auch Forrester (1997), Ulrich (2002), Chomsky (2001)

der Sphäre des Marktes gültigen Regeln des Verhaltens über ihre Grenzen überdehnt und durch nichtmarktförmige Kulturbestände nicht mehr zureichend in Schach gehalten werden.“ (Dubiel 1997: 12)

Die Anomie zeigt sich Heitmeyer zufolge u.a. an eindeutigen Indikatoren wie Kriminalität, Selbstmord oder Sucht sowie an latenten Indikatoren wie Apathie oder Sinnlosigkeitsempfindungen, aber auch an ambivalenten Indikatoren wie Protestbewegungen (vgl. Heitmeyer 1997: 16).

An diesem Punkt sehen einige Autoren wie Lyotard (1988), bereits Anzeichen für eine neue Epoche, die sog. Postmoderne.¹⁰ „Die Postmoderne sieht die menschliche Welt als irreduzibel und unwiderruflich pluralistisch, zersplittert in eine Vielzahl souveräner Einheiten und Autoritäten, ohne eine aktuelle oder potentielle horizontale oder vertikale Ordnung. (...) Vom postmodernen Standpunkt scheint die Welt statt dessen aus einer unendlichen Zahl bedeutungsgenerierender Subjekte zusammengesetzt, die alle relativ unabhängig und autonom, ihrer jeweils eigenen Logik unterworfen und mit jeweils eigenen Mitteln ausgestattet sind, die Gültigkeit der Wahrheit zu überprüfen.“ (Baumann 1995: 64)

Und selbst diese Subjekte sind zersplittert, beliebig zusammensetzbar aus den jeweiligen aktuellen Bedürfnissen und den daran angeschlossenen Interaktionen, die selbst wiederum nur kurzfristig gedacht werden können, denn da sich die Spielregeln für Interaktionen schon während ihres Verlaufs ändern können, sind langfristige Beziehungen riskant. Auch die lineare Zeit wird so zugunsten einer Anhäufung gegenwärtiger Augenblicke abgeschafft (vgl. Kraus 1996: 32). Was bleibt ist ein „anything goes“, eine völlige Auflösung aller Grenzen und alles Stablen, aller Werte und Ordnungen. „Der Mensch und die Welt verflachen zu einem unterschiedslosen, entropischen Kontinuum, in dem nichts gewusst und niemand seiner selbst bewusst sein kann.“ (Kirsch 1990: 112)

4.2 Logischer Kern des kollektivistischen Paradigmas

Der logische Kern der Argumentation, der hinter dem kollektivistischen Paradigma steht, kann als holistisch bezeichnet werden, da hier der Fokus auf

10 Auf die mittlerweile kaum überschaubare Zahl von Veröffentlichungen zu diesem Themenfeld kann hier nicht näher eingegangen werden. Zur Vertiefung sei verwiesen auf die zentralen Texte von Habermas (1992), Luhmann (1992), Wehling (1992), Münch (1992), Berger (1986).

dem Ganzen (z. B. Normen oder sozioökonomische Strukturen) statt auf dem Individuum liegt. Beim holistischen Kern stellt sich dasselbe Probleme der Argumentation wie beim individualistischen Kern – nur mit umgekehrten Vorzeichen. Hier ist es das Ganze, das Ursprung und Ziel alles Seienden ist. Die Teile, aus denen sich das Ganze zusammensetzt, haben keine eigene, unabhängige Existenz, keine autonome Kontrolle über ihre Aktionen. Sie sind immer nur Teile, die gemäß der Natur des Ganzen agieren. Sie haben die Eigenschaften, die sie ausmachen, immer nur *im* Ganzen (vgl. Esfeld, Internet 2003). Beispiel hierfür ist ein biologischer Organismus. Dessen Organe bilden nicht als autonome Teile in aufbauender Weise durch Interaktion mit anderen Organen den Organismus, sie sind vielmehr spezielle Teilbereiche des Organismus mit Eigenschaften, die die anderen Organe nicht haben. Es ist also nicht etwa der individuelle Wille, der beispielsweise ein Organ wie die Hand dazu bewegt, zusammen mit dem Arm eine funktionale Kooperation einzugehen, sondern die Hand ist gar nicht losgelöst von Arm und Organismus als autonomes Teil konzipiert. Schon der Gedanke eines eigenen Willens der Hand erscheint absurd.

Nimmt man nun aber an, es würde nur einem einzigen Teil eine solche autonome Existenz zugestanden, dann wäre das Ganze rein logisch nicht mehr das Ganze, sondern nur *ein* Teil, der intern aus vielen anderen Teilen besteht, neben einem zweiten ebenfalls autonomen anderen Teil. Beide würden in einem Verhältnis zueinander stehen und dieses wäre dann das tatsächlich Ganze, eigentlich Seiende, von dem die Teile ihre Existenz ableiten (vgl. Nölle 2004: 9f.). Aus den empirischen Einzelphänomenen kann folglich auch nicht induktiv auf das Ganze geschlossen werden, sondern dieses Ganze muss als solches wahrgenommen und erkannt werden (vgl. Nölle 2004: 408). Wird der holistische Ansatz im gesellschaftlichen Kontext normativ verwendet, so bedeutet dies also in der logisch extremsten Konsequenz die Aufgabe jeglicher Individualität bzw. individueller Freiheit. Die Grenzen zwischen den Menschen werden aufgebrochen und die Individuen verschmelzen zu einem großen „Wir“ (vgl. Kirsch 1990: 119).

Auch ein politischer Führer kann in einer solchen Sicht nicht willkürlich entscheiden, was er will, was seinen individuellen Vorstellungen entspricht, sondern er funktioniert als Haupt einer Hierarchie bzw. Kopf eines Organismus, der so zu handeln hat, wie es der Gesamtordnung entspricht.

Jeder ist in seiner gesellschaftlichen Funktion relevant, als individuelle Person hingegen ersetzbar, ähnlich wie jedes Organ eines Organismus in seiner

Funktion, nicht jedoch in seiner spezifischen, individuellen Beschaffenheit von Bedeutung ist. „Gleich, ob wir es mit dem scholastischen Welt- und Wertgebäude des europäischen Mittelalters, der Ordnungsvorstellung des chinesischen Konfuzianismus, den Ordnungsvorstellungen der marxistischen Orthodoxie zu tun haben, nichtindividualistische Ordnungsentwürfe sind in dem Sinne totalitär, als sie jedes und jeden, alle und alles in einem interdependenten. Sein und Sollen vermischenden Beziehungszusammenhang erfassen: Natur, Gesellschaft und menschliches Denken, Fühlen, Wollen und Handeln stehen in einem wechselseitigen Bezug zueinander (...) Eine Störung, jede, selbst die kleinste Störung im entferntesten Winkel des gesellschaftlichen Ordnungsgefüges erschüttert dieses in allen seinen Winkeln. Und dies erklärt, weshalb in einer nichtindividualistischen Ordnung der einzelne wohl als autonomes Individuum nichts gilt, als Mitglied, als Teil aber so ungemein bedeutend ist.“ (Kirsch 1990: 35f.)

4.3 Fazit

Betrachtet man die beiden dargestellten Paradigmen, so scheinen sowohl die theoretischen Aussagen als auch die daraus resultierenden politischen Forderungen beider Seiten zwar nicht in ihrer Reinform, wohl aber in ihrer Kombination plausibel. So ist es nachvollziehbar, dass der Mensch, wie er landläufig gesehen wird, kein computerähnliches Wesen ist, das über vollständige Information verfügt und diese rational zur Nutzenmaximierung verwendet. Umgekehrt erscheint es ebenso unrealistisch, dass „die Gesellschaft“ als quasi bewusstes Wesen das Leben der Individuen vollständig steuert und Willensfreiheit somit zu einer Chimäre degradiert. Menschen handeln vielmehr sowohl egoistisch als auch altruistisch, selbstbestimmt als auch strukturdeterminiert. Von vielen Autoren wird daher seit einiger Zeit eine Kompromisslinie vertreten, die auf eine Konvergenz der Paradigmen hinausläuft: „In den letzten Jahrzehnten hat man den ökonomischen Denkansatz auch auf Phänomene aus anderen Sozialwissenschaften übertragen, etwa der Demographie, der Politik oder der Soziologie (...) Die Zeit scheint nun reif zu sein, daß die Wirtschaftswissenschaft auch den umgekehrten Zufluß interessant finden könnte (...) Psychologen, Soziologen, Politikwissenschaftler werden uns nachdrücklich aufzeigen, wann und wie ökonomisches Verhalten und ökonomische Beziehungen systematisch vom Grundmuster unserer Paradigmen abweichen (...) Interdisziplinäre Zusammenarbeit wird also zur Regel werden müssen (...).“ (Malinvaud 1992: 266 f)

Ähnlich äußert sich auch Schefold, sowie einige andere Autoren (vgl. Hahn 1992: 191; Bhagwati 1992: 28). „Wenn gerade dieses Anwendungsfeld esoterisch scheinen mag, kann allgemeiner festgehalten werden, daß viele heute eine neue Durchdringung von Ökonomie einerseits, den anderen Sozialwissenschaften und der Psychologie andererseits erwarten, und zwar nicht im Sinne einer einseitigen ‚Eroberung‘, bei der diesen Nachbardisziplinen die von den Ökonomen entwickelten Begriffsinstrumente aufgedrängt werden, sondern durchaus in einer Wechselbeziehung, indem die Ökonomen Rationalitätsformen und Verhaltensweisen in ihre Modelle einbeziehen, die realistischer sind als das Konstrukt des homo oeconomicus.“ (Schefold 1992: 351)

Als Beispiele für diese Konvergenz der Paradigmen können hier die „Neue Institutionenökonomik“ aber auch die Wirtschaftssoziologie oder die Wirtschaftspsychologie genannt werden (vgl. Euler/Freese 1997: 37ff.).

Die oben dargestellten Modelle und Ansätze (z. B. von Coleman, aber auch die Netzwerkkonzepte) sind erste Ergebnisse dieser Aufweichung der restriktiven Positionen wie sie von der neoklassischen Ökonomie bzw. auf der anderen Seite von Durkheim oder Parsons vertreten wurden. Unterschiede zwischen den Paradigmen bestehen scheinbar nur noch in der methodologischen Frage, ob zuerst das Individuum agiert und die Strukturen aufbaut, die es dann nachher wiederum im Handeln bestimmen, oder ob zuerst die Strukturen da sind, die dann das individuelle Handeln ermöglichen.

Der Begriff des sozialen Kapitals könnte vor diesem Hintergrund als Ausdruck für die Beilegung der jahrhundertealten Auseinandersetzung der beiden Paradigmen gesehen werden, in dem beide Seiten auch rein begrifflich vereint werden.

Doch er ist es nicht. Denn so wie der Begriff des sozialen Kapitals keine tatsächlich neue Einheit bildet, sondern ein zusammenhangloses Begriffskonstrukt aus zwei nicht miteinander verbindbaren Komponenten bleibt und entweder als „sozial“ oder als „Kapital“ gesehen wird, so bleiben auch die beiden dahinter stehenden Paradigmen de facto durch eine bisher nicht gelöste Kluft im modellogischen Kern ihrer Sicht getrennt. Die Konvergenz ist daher letztlich auch immer nur eine Ausweitung der einen Sicht auf andere Gebiete und nie eine wirkliche Interdisziplinarität (vgl. Frey 1990: 15). Die aufgrund empirischer Ergebnisse gemachten Aufweichungen der jeweiligen Positionen müssen für die beiden dahinter stehenden Modellogiken irrelevant

bleiben, wie sich mit Wittgenstein begründen lässt (vgl. Wittgenstein 1971a: 6.1222).¹¹ Daher bleibt es dabei, dass die beiden Paradigmen durch eine logische Kluft getrennt sind. „Im Verständnis von Hobbes, Locke, Bentham und dem ‚common sense‘ des zwanzigsten Jahrhunderts, den sie formen halfen, werden politische Gesellschaften durch Ansammlungen von Individuen gegründet, um durch gemeinsames Handeln Vorteile zu erhalten, die sie nicht individuell sichern konnten. (...) Aber das bloße Zusammenzählen dieser monologischen Zustände bringt uns nicht zu dem dialogischen Zustand, in dem Dinge für uns sind.“ (Taylor 1993: 112f.)

Auch Simmel betont, dass diese Kluft zwischen Teil und Ganzem prinzipiell nicht lösbar ist. „Der umfassendste und tiefstgreifende Zwist zwischen der Gesellschaft und dem Individuum scheint mir nicht auf einen einzelnen Interesseninhalt zu gehen, sondern auf die allgemeine Form des Einzellebens. Die Gesellschaft will eine Ganzheit und organische Einheit sein, so dass jedes ihrer Individuen nur ein Glied ist; in die spezielle Funktion, die es als solches zu üben hat, soll es womöglich seine gesamten Kräfte gießen, soll sich umformen, bis es ganz zum geeignetsten Träger dieser Funktion geworden ist. Allein gegen diese Rolle sträubt sich der Einheits- und Ganzheitstrieb, den das Individuum für sich allein hat. Es will in sich abgerundet sein und nicht nur die ganze Gesellschaft abrunden helfen, es will die Gesamtheit seiner Fähigkeiten entfalten, gleichviel, welche Verschiebungen unter ihnen das Interesse der Gesellschaft forderte. Dieser Widerstreit zwischen dem Ganzen, das von seinen Elementen die Einseitigkeiten der Teilfunktion fordert, und dem Teil, der selbst ein Ganzes sein will, ist prinzipiell nicht zu lösen (...).“ (Simmel 1917: 69)

Dies bedeutet also schließlich: Entweder das „Individuum“ ist selbstbestimmt, selbstverantwortlich und handelt egoistisch nutzenmaximierend oder aber es gibt Bereiche seines Handelns, für die dies nicht gilt, dann ist es ins-

11 Kappelhoff macht dies an Colemans Modell deutlich, das als ein solches Kompromissmodell verstanden werden kann: „In dem von Coleman entwickelten metatheoretischen Rahmen wird das rationalistische Maximierungsmodell in das MMM Schema (Mikro-Makro-Mikro; Anm. d.A.) zur Erklärung sozialer Tatbestände eingebettet. Dabei wird das Soziale immer schon theorie-extern vorausgesetzt, ohne allerdings selbst theoriefähig zu werden (...). Auch die Grundbegriffe der Theorie sind nur vor dem Hintergrund einer gegebenen sozialen Ordnung verstehbar. Die im Prinzip unendliche Tiefe des logischen Auflösungsvermögens der Theorie wird dabei entweder durch dogmatische Setzung (Eigentumsrechte) abgefangen, oder sie verläuft sich in immer indirekteren Verschachtelungen (Normentstehung), ohne je zu einer Fundierung des Sozialen im rationalen Kalkül zu führen (...).“ (Kappelhoff 1992: 222f.)

gesamt von der Modellogik her aber auch nicht wirklich selbstbestimmt. Umgekehrt ist das „Ganze“ entweder bestimmend für alle seine Komponenten und die gesellschaftliche Struktur, Normen, Rollen etc. sind somit determinierend für die Individuen, oder aber sie sind es nicht. Wird auch nur für einen Teilbereich von individueller Eigenständigkeit ausgegangen, kann das „Ganze“ modellogisch nicht mehr der bestimmende Faktor für die Individuen sein.

Um es an einem Beispiel plastisch zu verdeutlichen: Wenn ein Fisch nicht nur im Wasser, sondern teilweise auch an Land leben kann, dann ist es per Definition kein Fisch mehr, sondern eine Amphibie. Dasselbe gilt umgekehrt, wenn ein Landtier auch unter Wasser lebt, dann ist es eben kein echtes Landtier mehr: entweder – oder!

Eine weitere Möglichkeit besteht schließlich darin zu behaupten, Individuen handelten je nach Situation „mal so und mal so“ wie bei den „Multiple-Self-Theorien“ (vgl. Schlösser 1992: 119ff.). Sie verhielten sich demnach je nach Kontext also entweder egoistisch oder altruistisch, sie seien also sowohl Teil als auch Ganzes. Aufgrund der Komplexität des Untersuchungsgegenstandes könne aber leider nicht genau festgelegt und prognostiziert werden, welcher Handlungsmaxime sie folgen werden. Mit einer solchen Theorie lässt sich jedoch alles und nichts erklären. Es handelt sich im Kern nicht nur um eine kritikimmune sondern auch inhaltsleere Theorie, weshalb sie an dieser Stelle als Lösung zu verwerfen ist.

Eine Entscheidung für das eine oder das andere Paradigma *muss* unter diesen Voraussetzungen daher getroffen werden. Dies wiederum ist nicht nur eine theoretische Frage, denn die beiden Paradigmen wollen auch praktisch politisch agieren, entweder indem sie ihr Gesellschaftsbild und ihre dementsprechenden Forderungen direkt aus der Theorie ableiten (wie im Fall der Neoliberalen, aber auch der Sozialisten auf der anderen Seite) oder indem sie dies indirekt handhaben wie im Fall der Konservativen, die eine kollektivistische Ordnung aus der Religion, aus der Kritik am Individualismus bzw. aus unterschiedlichen Theorien herleiten.

Es scheint daher auch so, als ob man sich bei der Frage „Individuum“ oder „Gesellschaft“ letztlich nicht nur für die eine oder andere theoretische Perspektive, sondern auch für die tatsächliche Aufgabe der Gesellschaft oder der Individualität entscheiden müsste – Charybdis oder Skylla.

II. TEIL

1 Das Transzendieren des Verhältnisses von Individuum und Gesellschaft mittels Interpretationismus

Eine Lösung des zuvor genannten, für die westliche Zivilisation zentralen Problems der Wahl zwischen „Individuum“ und „Gesellschaft“ ist also nicht von innerhalb eines der beiden dargestellten Paradigmen möglich. Eine tatsächliche Klärung des Verhältnisses von Teil und Ganzem lässt sich m. E. nur finden, wenn man das Problem an sich transzendiert und danach fragt, wie überhaupt die logischen Voraussetzungen dieser axiomatischen Entscheidung aussehen, wie also überhaupt von etwas als Teil oder Ganzem gedacht werden kann. Dies soll im Folgenden auf der Grundlage des Interpretationismus geschehen, da sich dieser vor allem in der Tradition Kants stehende, neuere Ansatz in der analytischen Philosophie eben genau mit dieser Frage, wie überhaupt von etwas zu denken ist (Abel 1995: 474), beschäftigt oder wie Lenk formuliert: „Es geht um notwendige und hinreichende Bedingungen der Möglichkeit jeglicher Erfassbarkeit von Welt und Gegenständen überhaupt.“ (Lenk/Maring 1997: 209) – wobei „Erfassen“ hier grundsätzlicher definiert ist, nämlich als Begriff, der das Denken und Handeln, welches etwas erfasst, integriert.

Während ein metaphysischer Realist – und das sind im Grundsatz wohl die meisten Menschen, die glauben, dass die Welt einfach so ist, wie wir sie sehen – von folgenden Prämissen ausgeht: „(1) dass die Welt als eine geist- und schema-unabhängige Welt besteht; (2) dass zwischen intrinsischen und bloß projizierten Eigenschaften unterschieden werden kann; (3) dass es die Welt selbst ist, die sich in Arten und Gegenstände einteilt; (4) dass die Objekte der Außenwelt an-sich-seiende Gegenstände sind; (5) dass strenge Bivalenz herrscht, d.h. dass einem Gegenstand A die Eigenschaft E entweder zukommt oder nicht, Vagheit mithin ausgeschlossen werden kann; (6) dass Wahrheit als Korrespondenz aufzufassen ist; (7) dass es genau Eine wahre und vollständige Beschreibung der Welt gibt; (8) dass ein externer, schema-, sprach- und zeichen-unabhängiger Standpunkt eingenommen oder doch

zumindest unterstellt werden kann.“ (Abel 1988a: 52), glaubt der Interpretionist nicht an diese Prämissen. Oberster Grundsatz einer Philosophie der Interpretationskonstrukte ist laut Lenk vielmehr: „Wir können nicht ohne eine (methodo-) logisch vorgängige Interpretation denken, entwerfen, konzipieren, erkennen, handeln, werten, beurteilen usw. Die Unhintergebarkeit der Interpretationsabhängigkeit bedeutet: Jedes Erkennen, Meinen, Denken, Werten, Handeln ist interpretationsimprägniert, interpretationsabhängig, bedingt und geprägt von einer bedeutungs bestimmenden Perspektive, das heißt: Eine solche bedeutungsgeladene, sinn- und bedeutungskonstituierende Perspektive der Interpretation ist unvermeidlich.“ (Lenk/Maring 1997: 211f.)

Steltzer veranschaulicht diesen Grundsatz noch etwas deutlicher. „Gegenstand“ ist stets *bestimmter*, und das heißt *als etwas* bestimmter Gegenstand. So etwas wie einen gänzlich unbestimmten Gegenstand kann es nicht geben, wir haben stets nur mit Dingen zu tun, die zumindest in ihren fundamentalen Charakteristika bestimmt sind, d. h. unsere Erfahrungsdinge sind stets in Raum und Zeit, haben Größe und Farbe(n), und selbst dann, wenn wir uns z. B. über die tatsächliche Größe oder Farbe eines Gegenstandes irren, so ist doch auch etwa ein vermeintlich blauer Gegenstand, der tatsächlich grün ist, – wenn auch fälschlicherweise – als ein blauer Gegenstand bestimmt. Selbst ein Gegenstand, der uns vollkommen fremd ist (wie etwa ein exotisches Kunstwerk oder ein sehr spezielles Werkzeug), kann uns nur insoweit fremd sein, als wir etwa nichts über seine Herkunft, seinen Aufbau, seine Funktion etc. wissen; doch selbst eine von kunstsinnigen Außerirdischen gefertigte Skulptur, die uns vielleicht erstaunen oder auch erschrecken würde, wäre ein Objekt in Zeit und Raum, mit einer (zumindest kurzfristig) konstanten Gestalt und Ausdehnung.“ (Steltzer 2001: 231f.)

Zwar lassen sich einige philosophische Ansätze finden, die dem Anliegen des Interpretationismus und seinen Inhalten ähneln. Prauss hat beispielsweise in seiner 1980 erschienen „Einführung in die Erkenntnistheorie“ einen philosophischen Ansatz vorgestellt, den er als „Deutungstheorie“ bezeichnet und der der Kantschen Philosophie insofern angelehnt ist, als Erkennen hier als Aktivität des Subjekts verstanden wird (Erkennen ist Deuten) (vgl. Steltzer 2001: 149). Auch Kaulbachs Perspektivismus weist Ähnlichkeiten zu interpretationalistischen Positionen auf, ebenso wie auch der radikale Konstruktivismus (vgl. Lenk 1993b: 416 und 420). Als Begründer einer „Philosophie der Interpretation“, die einen neuen Ansatz in der analytischen Philosophie darstellt, werden jedoch vor allem Lenk und Abel gesehen. Diese stehen zugleich auch

für zwei Perspektiven hinsichtlich der Reichweite dessen, was Interpretation ist. So läßt sich der Interpretationismus unterteilen in einen Zweig, der in seinem Extrem als realistisches und einen Zweig, der als in seinem Extrem anti-realistisches Interpretations-Paradigma bezeichnet werden kann, wobei Lenk eher dem ersten und Abel eher dem zweiten zuzuordnen wäre (vgl. Steltzer 2001: 240 und 243).

1.1 Der schemainterpretationistische Ansatz Lenks

Lenks Arbeiten können als neuer „grundphilosophischer Ansatz“ (vgl. Lenk 1993b: 20) aufgefasst werden, der alle Bereiche menschlichen Erkennens und Handelns auf eine gemeinsame Basis stellt. Lenk entwickelte diesen Ansatz ausgehend von Überlegungen zur Methodologie der Interpretationskonstrukte anhand von Beispielen und Begriffen aus der Handlungstheorie, der philosophischen Analyse der Vernunft, der Wertphilosophie und der Psychologie der Motive und Motivationen (Lenk 1975: 47f.; 1978). In Lenks Ansatz, den er als „Schema-Interpretationismus“ oder auch „Interpretationskonstruktivismus“ bezeichnet, werden Erkennen und Handeln, „die verstehende Deutung und die aktive Bildung“ (Lenk 1993b: 27) im Begriff der Interpretation vereint und zwar viel grundsätzlicher und umfassender als dies z. B. bei Prauss der Fall ist. Dabei sieht aber auch Lenk, wie bereits Prauss, seinen Ansatz vor allem der Tradition Kants verpflichtet.

Unser Zugang zur Welt ist Lenk zufolge nie interpretationsfrei. Die Welt als Ganzes, wie auch alle ihre Bestandteile, Gegenstände, Relationen, Ereignisse usw. sind von uns interpretiert. Interpretieren bedeutet dabei für Lenk: „(Schema-)Interpretieren ist ein durch Perspektivität je bestimmtes, durch Bedürfnis-, Handlungs- und Interessenorientierungen geladenes, symbolisch durch Zeichen- und Formbildungs- wie Verwendungsregeln in (zumeist soziale) Kontexte eingebettetes Strukturieren oder Formieren sowie Verwenden von zugeordneten oder zuordenbaren Schemata und Konstrukten.“ (Lenk 1993a: 245)

Dabei ist das, was Lenk „Interpretation“ nennt noch einmal aufzugliedern in (1) das/den Interpretierende(n), (2) das zu Interpretierende (das Interpretandum), (3) den Interpretationsakt selbst und (4) dessen Resultat, das Interpretat, dasjenige *als das* das Interpretandum interpretiert wird (vgl. Steltzer 2001: 168). Eine wichtige Stellung in Lenks Interpretationsphilosophie nimmt der Begriff des Interpretationsschemas ein, der sich an Kants Lehre von den Schemata anlehnt. „Sie dienen dazu, Einzelerfahrungen, Einzelakti-

vitäten oder Sinneserlebnisse in Zusammenhang mit allgemeineren Begriffsrahmen, Rastern oder Gleichartigkeiten zu bringen, wobei es darum geht, singuläre Phänomene unter Gesichtspunkte, Begriffe, Gestaltgleichheiten oder -ähnlichkeiten zu bringen, kurz: kognitiv in Raster einzubetten, um sie wiedererkennbar, identifizierbar, ja, erst als Gestalten, welche Einzelphänomenalität übersteigen, erkennbar zu machen.“ (Lenk 1993b: 85)

Interpretieren in diesem Sinne bedeutet somit eine Aktivität des Erkennenden und beinhaltet daher einen konstruktiven Aspekt. Es ist die Anwendung solcher Schemata und umfasst das Bilden, Entwerfen, Entwickeln, Ausarbeiten und jegliches Anwenden von Mustern, Strukturen, Formen, Gestalten. Daher finden sich Interpretationsschemata logisch notwendig auch auf allen Ebenen unseres Erkennens und Handelns. Denn auch Handlungen sind demnach nicht mit beobachtbaren Ereignissen, wie dem Heben eines Armes, identisch, sondern sind vielmehr Interpretationen dieser Ereignisse und somit abhängig vom Vorwissen, dem aktuellen Kontext, Erwartungen etc.. Bewegungen gleicher Ablaufform können deshalb auch als unterschiedliche Handlungen gedeutet werden.

Im Sinne eines heuristischen Modells – nicht mißzuverstehen als logisches System – differenziert Lenk sechs Interpretationsstufen (**IS**) (vgl. Lenk 1993a: 255; 1993b: 61ff.):

IS 1: Hierbei handelt es sich um praktisch unveränderliche Urinterpretationen, die uns u.a. durch unsere genetische Veranlagung gegeben sind. Sie bilden die unhintergehbare Basis unseres Erkennens – z. B. dass wir hören, sehen, tasten, schmecken, riechen (aber keinen Infrarot-sinn haben), dass wir hell und dunkel, schwer und leicht, oben und unten diskriminieren. Durch sie wird für uns erst die Welt als Welt empirisch materieller Gegebenheiten, zu denen wir in Relation stehen, konstituiert.

IS 2: Auf dieser Stufe verortet Lenk die sog. Gewohnheits- und gleichförmigkeitsbildenden Musterinterpretationen. Dabei handelt es sich um diejenigen vorsprachlichten Schemata, die dafür sorgen, dass wir die Welt als eine aus sich wiederholenden, gleichförmigen Mustern strukturierte Welt wahrnehmen, beispielsweise indem wir einen Baum immer wieder als Baum erkennen, auch wenn es sich nicht um exakt dasselbe Objekt handelt.

IS 3: Während die ersten beiden Interpretationsstufen die physische Wirklichkeit konstituieren, beginnt mit IS 3 die Interpretation der sozi-

alen Wirklichkeit. IS 3 beinhaltet all jene Interpretationen, die für die sozial tradierte, übernommene, sprachlich-konventionelle Begriffs- und Musterbildung und somit für Sprache an sich verantwortlich sind.

IS 4: Auf dieser Stufe werden jene anwendenden, aneignenden und bewusst geformten Einordnungsinterpretationen einsortiert, die aufbauend auf Sprache eine erste Klassifikation, Subsummierung, Beschreibung, Artenbildung und -einordnung und gezielte Begriffsbildung ermöglichen.

IS 5: Eine Abstraktionsstufe höher sind die erklärenden, ‚verstehenden‘, rechtfertigenden und (theoretisch) begründenden Interpretationen angesiedelt, wozu neben den wissenschaftlich abstrakten Theorien auch die sog. Alltagstheorien oder auch jede Form von Erklärung und Argumentation gezählt werden. Ihr gemeinsames Merkmal ist das argumentative Stiften eines Zusammenhangs.

IS 6: Auf einer letzten Stufe schließlich finden sich jene erkenntnistheoretisch (methodologischen) Metainterpretationen der Interpretationskonstruktmethodologie, die die Stufen 1 bis 5 aber auch sich selbst reflektieren. Das heißt es handelt sich hierbei um Interpretationen von bzw. über Interpretationen und den Schemainterpretationismus als Ganzes.

Zwar ist nach Lenk jegliche Erfassung von Realität interpretationsimprägniert¹, das heißt, all unsere Gegenstandserfassung ist von Interpretationen geprägt, womit die Interpretativität jeglicher Welterfassung unhintergebar ist. Dies bedeutet aber nicht, dass die Existenz eines Uninterpretierten ausgeschlossen werden kann.² Vielmehr muss sogar aus pragmatischen Gründen eine von unserer Interpretation unabhängige Welt angenommen werden, da wir als Interpretierende sonst nichts hätten, worauf wir uns beziehen könnten – auch wenn der Glaube an eine solche Welt selbst nur im Rahmen von Interpretationen denkbar ist. „Die Form der Erfassung ist jeweils Resultat einer Interpretation, ist Interpretationskonstrukt, doch das Gemeinte, der Referent, kann prinzipiell der Idee nach aus dieser Interpretationsabhängigkeit ausgenommen werden, selbst wenn er nur in den Formen der interpretationsabhängigen Zeichen und Begriffe bezeichnet werden kann.“ (Lenk 1988: 74)

1 Lenk zieht den Begriff der Interpretationsimprägniertheit anderen vor, „weil man dadurch insinuiert, dass es sich nicht um einen absoluten Interpretationismus oder um einen absoluten Interpretationsidealismus handelt.“ (Lenk 1993b: 23)

2 „Es muß nicht alles erfaßbar und interpretierbar oder benennbar sein.“ (Lenk 1993b: 321)

Schon aus lebenspraktischen Gründen plädiert Lenk daher für einen Restrealismus. Lenk zieht daher das Fazit: „Welt ist real, aber Welterfassung stets interpretativ.“ (Lenk/Maring 1997: 219)

1.2 Der radikal interpretationistische Ansatz Abels

Zwar sieht sich auch der radikale Interpretationismus Abels, der seinen Ansatz selbst als „allgemeine Interpretationsphilosophie“ bezeichnet, in der Tradition Kants, er ist jedoch vor allem von der Rezeption Nietzsches geprägt. In seiner Habilitationsschrift von 1984 „Nietzsche. Die Dynamik des Willens zur Macht und die ewige Wiederkehr“ gibt Abel eine z. T. an Gedanken Figls angelehnte interpretationistische Deutung der Philosophie Nietzsches, die er dann in den folgenden Jahren u. a. in Auseinandersetzung mit Lenk zu einem eigenen interpretationsphilosophischen Ansatz weiterentwickelte.

Bezeichnend für den radikalen Interpretationismus ist, ebenso wie in Lenks Interpretationskonstruktionismus, die Erweiterung des Verständnisses der Interpretation von einem „Interpretieren-von-etwas-Gegebenen“ auf das „Interpretieren-als“. Es geht also auch Abel darum, zu klären, wie es zu denken ist, dass etwas so ist, wie es ist (vgl. Abel 1995: 474). Es findet also ein Wechsel von Seins-begriffen hin zu Interpretations-begriffen statt. Was bedeutet, dass nach dieser Ansicht die Dinge nicht von sich aus in einem essentialistischen Sinne existieren, sondern nur in einer Interpretation bzw. als eine Interpretation. Der Interpretationsbegriff ist somit also auch nicht nur auf das sprachlich artikulierte und urteilsgrammatische Verständnis eingeschränkt, sondern umfasst alle Erfahrungen (real oder fiktiv), nicht-linguistische Zeichen und Symbole, taktile oder optische Reize, materielle oder immaterielle Dinge, letztlich alles, was ist.

Dabei stellt Interpretation nach Abel einen Grundbegriff wie Freiheit oder Leben dar, der sich letztlich von selbst verstehen muss, weshalb es auch keine eindeutige Definition des Begriffs geben kann. Es geht Abel vielmehr darum zu klären „was es heißt, menschliche Welt-, Fremd- und Selbstverhältnisse am Leitfaden der Interpretativität und Perspektivität zu verstehen.“ (Abel 1999: 25) Interpretation ist dann laut Abel letztlich nur „das abkürzende Wort für die Gesamtheit der Bedingungen und für den Grundcharakter derjenigen Prozesse, unter denen all das immer schon steht, was überhaupt

ein Gegenstand, Welt, Wirklichkeit und Sinn für uns sein kann“. (Abel 1988b: 79)

Des Weiteren handelt es sich bei Interpretation bzw. Interpretativität um diejenigen Vorgänge „(...) in denen wir etwas *als* ein bestimmtes Etwas phänomenal diskriminieren, Identifikationen und Re-Identifikationen vornehmen, Prädikate und Kennzeichen applizieren, Zuschreibungen durchführen, Zusammenhänge konstruieren, durch Einteilung klassifizieren und in bezug auf so formierte Welten dann über Meinungen, Überzeugungen und auch über ein gerechtfertigtes Wissen verfügen.“ (Abel 1995: 14) Das Interpretations-Logische ist somit vor jeder so-und-so gearteten Welt und Erfahrung, und es sind die Interpretationen, die dann die Welt „erfüllen“ (vgl. Abel 1988b: 80).

Anders als Lenk, der noch sechs Ebenen vorschlug, unterscheidet Abel in seinem heuristischen Stufenmodell der Interpretationen nur drei Ebenen (vgl. Abel 1988b: 82 und 1999: 128): „Was die Ebenen betrifft, so können die ursprünglich-produktiven und sich in den kategorialisierenden Zeichenfunktionen selbst manifestierenden konstruktbildenden Komponenten, die in jeder Organisation von Erfahrung bereits vorausgesetzt und in Anspruch genommen sind, ‚Interpretationen₁‘ genannt werden. Dagegen heißen die durch Gewohnheit verankerten und habituell gewordenen Gleichförmigkeitsmuster ‚Interpretationen₂‘. Und die aneignenden Deutungen, z. B. die Vorgänge des Beschreibens, Theoriebildens, Erklärens, Begründens oder Rechtfertigens, werden im folgenden ‚Interpretation₃‘ genannt.“ (Abel 1995: 14f.)

Darüber hinaus unterscheidet Abel noch drei verschiedene Hinsichten, die quer zu diesen Ebenen liegen, nämlich Interpretationslogik, -ästhetik und -ethik. Diese drei theoretischen Ebenen und Hinsichten wiederum sind, laut Abel, verwurzelt in einer von ihnen unterschiedenen und somit auch theoretisch nicht zu erfassenden Lebenspraxis: „Es geht um die menschliche Lebenspraxis, deren Vollzüge als interpretativ charakterisiert werden. Darin ist mit ‚Praxis‘ das Netzwerk der Bedingungen bezeichnet, aus dem heraus und auf das hin Menschen so leben, wie sie leben. Dieses Hintergrundgeflecht können wir im ganzen nicht überschauen, nicht transparent vor uns hinstellen, nicht ins vor-stellende Denken ziehen, nicht operational herstellen und in seiner Geltung nicht suspendieren.“ (Abel 1999: 33)

„Welt, Wirklichkeit und Sinn können als Funktion desjenigen Interpretationssystems konzipiert werden, das wir verwenden und das wir als endliche und damit durch und durch perspektivische Wesen nicht erst nach Art der Verstandesbestimmungen ‚wählen‘ oder ‚setzen‘.“ (Abel 1988b: 81)

Im Gegensatz zu Lenks Interpretationskonstruktionismus vertritt der radikale Interpretationismus Abels eine logisch konsequentere Position hinsichtlich der Stellung der Interpretationen, was vor allem wohl mit der Genese des Abelschen Ansatzes aus der Reflexion Nietzsches zusammenhängt (vgl. Steltzer 2001: 242). In Anlehnung an dessen radikalen Perspektivismus lässt Abel die Vermutung eines Restrealismus wie in Lenks Interpretationskonstruktionismus hinter sich. Man kann bestenfalls nicht wissen und folglich nicht sagen, ob es eine solch „reale Welt“ gibt, da eben alles was gewusst und gesagt werden kann, nur interpretativ denkbar ist (vgl. Abel 1999: 46). Der Grundsatz des radikalen Interpretationismus, der nicht als logisch formaler Satz zu verstehen ist (vgl. Abel 1996: 277), lautet daher: „Alles was ist, ist Interpretation, und Interpretation ist alles, was ist.“ (Abel 1989 S.11). Oder auch „Realität gibt es nicht, nur Interpretationen“ (Abel 1984: 162f.)³

Für Abel wird die Realität selbst von Interpretationen konstituiert die sich quasi gegenseitig interpretieren und so ein Netzwerk bilden. Eine „reale“ Hintergrundwelt ist logisch nicht explizierbar, wir befinden uns immer schon innerhalb von Interpretationen, etwas anderes ist überhaupt nicht denkbar. Schon die Vorstellung, es könnte bzw. müsste eine Welt außerhalb, ohne Interpretationen geben, bedient sich der Begriffe, die nur innerhalb der Interpretativität sind, nämlich: Welt, innerhalb – außerhalb, sein – nicht sein etc. (vgl. Abel 1995: 500). Es kann also auch keinen objektiven, externen Gottesgesichtspunkt geben, von dem aus alle Interpretationen zu überblicken, analysieren oder gar zu schaffen sind (vgl. Abel 1995: 439). „Dabei ist das Netzwerk der mannigfaltigen interpretatorischen Bedingtheiten und perspektivischen Wertschätzungen *im ganzen* nicht distanzierbar, nicht überschaubar und nicht hintergebar.“ (Abel 1995: 516)

„Insbesondere lässt sich auf diese Weise auch nicht so etwas wie ‚Das Eine perspektive-freie Verhältnis‘ zur Welt aussortieren. Jedes Aussortieren, wie gut auch jeweils begründet, kann als das Legen von Interpretations-Schnitten angesehen werden. Von daher wäre selbst noch der perspektive-freie Gesichtspunkt bloß (kleingeschrieben) *ein* Gesichtspunkt, nicht (großgeschrieben) ‚Der Eine Gesichtspunkt‘.“ (Abel 1995: 497)

3 Allerdings nähert sich Abel in seinen neueren Arbeiten Lenk an und verweist darauf, dass die Tatsache, dass wir etwas Nicht-interpretiertes nicht denken und explizieren können nicht bedeutet, dass etwas derartiges nicht existieren könnte (vgl. Abel 1999: 46).

Allerdings bedeutet dieser radikale Ansatz Abels umgekehrt nun nicht, dass die Interpretationsphilosophie eine Ontologie der Interpretation vorschlägt und mit Interpretation quasi nur einen neuen Begriff für Fakten, Ideen oder Wesen einsetzen möchte, die „wirklich“ existieren (vgl. Abel 1995: 488). „Der Ansatz beinhaltet vielmehr, Ontologie sowohl im Sinne der älteren ‚Wesen‘-Ontologie als auch im Sinne der neuzeitlichen Ontologie der Erscheinungsdinge und auch im Sinne der sprach-induzierten Ontologie des ‚ontological comitment‘ (Quine) zurückzulassen.“ (Abel 1999: 40)

1.3 Logik des Interpretierens

Zwar bestehen Unterschiede zwischen Lenks und Abels Ansätzen, vor allem hinsichtlich der Einschätzung der Notwendigkeit eines Restrealismus, insgesamt überwiegen jedoch die Übereinstimmungen, weshalb Lenk auch davon spricht, dass es sich „im großen und ganzen um *einen* interpretations-konstruktionistischen Ansatz“ (Lenk 1993b: 12) handelt. Als gemeinsame Basis dieses Ansatzes lässt sich, wie bereits dargestellt, das Interesse an der Klärung der Frage bezeichnen, wie überhaupt von Etwas als diesem Etwas gedacht werden kann. Sowohl Abels als auch Lenks Ansatz baut dabei auf einer Logik auf – auch wenn diese von beiden Autoren nicht explizit dargestellt wird – die ich als „Logik des Interpretierens“⁴ bezeichnen möchte.

Dieser Logik zufolge, die u. a. auch schon bei Spencer-Brown und vor allem auch in der allgemeinen Systemtheorie als fundamental für die Konstitution von Realität angesehen wird, *ist* nur etwas, das abgegrenzt und unterschieden wurde.⁵ Logisch bedeutet dies, dass etwas nur dann „Etwas“ sein kann, wenn es eben von etwas anderem unterschieden ist, das es nicht ist. Dieses „Etwas“, sowohl das zu interpretierende als auch das, wovon es sich unterscheidet, wird in der Folge ganz allgemein und undifferenziert als Interpretationen bezeichnet werden. Der Begriff steht somit als Zeichen für alles, was unterschieden und damit in bestimmter Weise formiert wurde, egal ob es sich um eine „Urinterpretation“ (bei Abel – Interpretationen; bei Lenk – IS1)

4 Ich möchte damit die Logik hinter dem Zustandekommen jeglicher Interpretation zum Ausdruck bringen und grenze mich daher mit diesem Begriff ab gegen die Interpretationslogik Abels, die erst eine Ebene höher ansetzt, nämlich bei der quasi internen Logik einer bestimmten Interpretation.

5 So z. B. Spencer-Brown: „draw a distinction“ (1973: 1) oder auch Krieger: „(...) etwas ‚ist‘ nur, indem es von etwas anderem unterschieden ist, das heißt indem es different ist.“ (1996: 11)

oder um ein komplexes theoretisches Gebäude (bei Abel – Interpretationen₃; bei Lenk – IS5 und IS6) handelt.⁶

Dies impliziert auch den „Satz der Alterität“ (Steltzer 2001: 204) nach Abel: „Alles was *so* ist, *könnte* auch *anders* sein.“ (Abel 1999: 65)

Gäbe es folglich keine Unterscheidung des „Etwas“ von etwas anderem, dann wäre dort nicht etwa irgend „Etwas nicht“, sondern man könnte überhaupt nicht von jenem Etwas denken.⁷ Man könnte dies in dem Aphorismus zusammenfassen: Alles wäre alles bzw. nichts wäre nichts.⁸

Ein „Etwas“, das das Interpretandum bildet, benötigt immer andere Interpretationen von denen es sich unterscheidet, die eben nicht es sind. Selbst wenn gesagt würde, die Unterscheidung von Interpretandum und Nicht-Interpretandum würde von „etwas Drittem“ gemacht, das dann logischerweise von dem zu Interpretierenden und dem Nicht-Interpretandum verschieden wäre, wie z. B. dem interpretierenden Subjekt bei Lenk⁹, so wird dieses „Etwas“ im gleichen Moment selbst zum Interpretandum, das dann unterschieden, abgegrenzt, formiert oder schlicht interpretiert wird, denn man kann ab diesem Moment von ihm als „Etwas“, nämlich dem interpretierenden Subjekt denken. Unterschieden wäre dieses dann von anderen Subjekten, die das Nicht-Interpretandum bildeten, denn Interpretandum und Nicht-Interpretandum müssen immer derselben logischen Kategorie angehören. Würde man ganz allgemein Interpretationen – z. B. wie bei Abel als I_1 bezeichnen und wollte nun davon wiederum eine spezielle Interpretation interpretieren, müsste diese von anderen Interpretationen derselben Kategorie, also I_1 , unterschieden werden.

6 Es hat also nichts mit Sprachmissbrauch zu tun, wie Graeser formuliert (1996: 255), wenn „Interpretation“ als Begriff sehr breit gefasst wird. Es ist damit nicht „alles“ gemeint, sondern eben nur das, was unterschieden wurde. Das dies letztlich alles ist, was gedacht werden kann, liegt nicht in der Verwendung des Begriffs begründet, sondern ist das Ergebnis der Überlegungen.

7 Man kann nur eine vage Vorstellung davon bekommen, indem man die Unterscheidungen bestehender Interpretationen aufhebt und dann versucht davon zu denken, z. B. wenn man einen schwarz gezeichneten Kreis auf einem weißen Blatt Papier ebenfalls weiß übermalt.

8 Vgl. Wittgenstein (1971: 2.0233 und 2.02331) oder Spencer-Brown: „(...) we cannot make an indication without drawing a distinction. Once a distinction is drawn, ... each side of the boundary, being distinct, can be indicated.“(1973: 1)

9 Ähnlich ist auch das Konzept der Beobachtung als „Handhabung von Unterscheidungen“ (Luhmann 1984: 63), die dann einem Beobachter zugerechnet werden kann, gemeint.

Eine Selbstinterpretation von „Etwas“, bei der angenommen wird, dass für die Existenz des „Etwas“ ontologisch nichts anderes als es selbst notwendig ist, dass das „Etwas“ sich also quasi wie Münchhausen selbst am Schopf aus dem Sumpf bzw. aus dem Nichts (*ex nihilo*) zieht, ist gemäß der Logik des Interpretierens unmöglich. Eine wirkliche Selbstinterpretation, wie sie z. B. im Solipsismus behauptet wird, würde bedeuten, dass das Interpretandum, welches als „Selbst“ bezeichnet wird, eine Eigenschaft *x* besitzt, zugleich aber auch das Nicht-Interpretandum mit den unterschiedenen Eigenschaften *y* und *z* als „Selbst“ bezeichnet werden müsste. „Du sagst, es verhält sich hier ganz, wie mit Auge und Gesichtsfeld. Aber das Auge siehst du wirklich *nicht*. Und nichts *am Gesichtsfeld* lässt darauf schließen, dass es von einem Auge gesehen wird.“ (Wittgenstein 1971a: 5.633)

Im Beispiel von Wittgenstein müsste das Auge also sich selbst beim Sehen beobachten können. Das sich selbst zur Existenz bringende Selbst müsste demnach sein und zeitgleich nicht-sein, Interpretandum und Nicht-Interpretandum sein, da nur dann wirklich von einer Selbstinterpretation ohne „andere“ gesprochen werden könnte. Dies hieße aber es wäre alles und nichts, wäre also faktisch nicht definiert.¹⁰

Dies bedeutet aber auch, dass wir uns immer in Interpretationen bewegen. Überlegungen wie die, dass ohne Unterscheidungen nur ein „Nichts“ existieren würde, dass es ein „Urchaos“ oder – wie es bei Spencer-Brown heißt – einen „unmarked state“ ohne Begriffe und Ordnung gäbe, aus dem durch Unterscheidungen dann solche Begriffe und Ordnungen entstünden oder dass etwas „Undenkbares“ bzw. „Uninterpretiertes“ existiere, sind daher insofern sinnlos, als „Nichts“, „Urchaos“, „Undenkbares“ bzw. „Uninterpretiertes“ ja bereits „Etwas“ ist, mithin innerhalb der Interpretativität liegt.¹¹ Dasselbe gilt für eine „erste“ Interpretation. Es stellt sich bei jedem Anfang das Problem

10 Auch bei dem von der Systemtheorie dargestellten Vorgang der Autopoiesis, der Selbsterzeugung eines Systems, handelt es sich um ein schrittweises Prozessieren. Erst wenn alle Einzelschritte, die voneinander unterschieden werden können, als ein Ganzes vom Hintergrund, der Systemumwelt, abgegrenzt werden, ergibt sich das Bild einer kreisförmigen „Selbsterzeugung“, die somit aber halt keine Selbsterzeugung im ontologischen Sinne, ohne das Vorhandensein von etwas anderem, darstellt. Dabei ist klar, dass nur jemand der Teil z. B. des Systems Sprache ist, auch sprechen kann, (vgl. Krieger 1996: 48) Dass es sich hierbei jedoch um ein System „Sprache“ handelt, kann eben nur durch Unterscheidung von anderen Systemen (also quasi extern) erfolgen. Sprecher und Beobachter fielen also auseinander.

11 Dies ist in etwa analog zum Begriff der Selbstreferenz von Sinnsystemen in der allgemeinen Systemtheorie zu verstehen (vgl. Luhmann 1984: 93).

des „Anfangs vom Anfang“: Was war vor der ersten Unterscheidung bzw. wovon hat sich die Unterscheidung selbst unterschieden? Es bedarf also bereits wieder anderer Interpretationen, von denen sich das Interpretandum der „ersten“ Interpretation unterscheiden kann, weshalb es eben keine im ontologischen Sinne „erste Unterscheidung“ geben kann (vgl. Abel 1995: 103f.). Für den Interpretationismus ist daher grundlegend, dass „selbst alle externen Relationen als interpretations-interne Differenzen zu entfalten sind, und dass auch der Unterschied zwischen dem Interpretativen und dem Nicht-Interpretativen einer ist, der in die Interpretation, nicht ins Nicht-Interpretative fällt.“ (Abel 1995: 3) Daher gilt dann auch, was Abel hinsichtlich eines Gottesgesichtspunktes sagt: „Von daher wäre selbst noch der perspektivefreie Gesichtspunkt bloß (kleingeschrieben) *ein* Gesichtspunkt, nicht (großgeschrieben) ‚Der Eine Gesichtspunkt‘.“ (Abel 1995: 497)

Die Interpretativität ist somit nicht hintergebar. „Nicht aber können wir die Interpretativität₁ als solche noch einmal skeptisch hintergehen. Ein solcher Zweifel würde sich selbst den Boden der Sinnhaftigkeit entziehen.“ (Abel 1995: 111)

Hinter die Logik des Interpretierens selbst kann daher nicht weiter zurück gegangen werden,¹² sie stellt den Stein dar, an dem „mein Spaten (...) sich zurückbiegt“ (Wittgenstein 1971b: 217). „Die Logik erfüllt die Welt; die Grenzen der Welt sind auch ihre Grenzen. Wir können also in der Logik nicht sagen: Das und das gibt es in der Welt, jenes nicht. Das würde nämlich scheinbar voraussetzen, dass wir gewisse Möglichkeiten ausschließen, und dies kann nicht der Fall sein, da sonst die Logik über die Grenzen der Welt hinaus müsste; wenn sie nämlich diese Grenzen auch von der anderen Seite betrachten könnte. Was wir nicht denken können, das können wir nicht denken; wir können also auch nicht *sagen*, was wir nicht denken können.“ (Wittgenstein 1971a: 5.6.1).¹³

Wittgensteins Satz lässt sich nun erweitern bzw. übertragen auf „Interpretationen“ oder besser die Logik des Interpretierens, „die die Welt erfüllt“ und „ihre Grenzen“ darstellt (vgl. Abel 1995: 114).

12 Der scheinbaren Tautologie ist mit Wittgenstein (1971a: 6.123 und 6.1262) entgegenzuhalten, dass die logischen Gesetze nicht selbst wieder logischen Gesetzen unterliegen können bzw. mit Luhmann (1988: 42), dass die Negation der Realität selbst nur als reale Operation denkbar ist.

13 Genau genommen kann noch nicht einmal von einer Grenze gesprochen werden, da dies das Wissen um etwas anderes, das diese Grenze konstituiert, voraussetzt.

1.3.1 Darstellung der Begriffe „Individuum“ und Gesellschaft sowie „Teil-Ganzes“ mittels Logik des Interpretierens

Es hat sich gezeigt, dass das für die westliche Zivilisation als zentral bezeichnete Problem des Verhältnisses von Teil und Ganzem bzw. der Begriffe „Individuum“ und „Gesellschaft“, bei dem jeweils eine Seite im Extrem einen Absolutheitsanspruch geltend macht, nicht durch Argumente innerhalb des jeweiligen Paradigmas gelöst werden konnte. Die Lösung kann nur von außen kommen. Daher wurde das Problem als Ganzes transzendiert und untersucht, wie überhaupt von Teil und Ganzem bzw. Individuum und Gesellschaft gedacht werden kann. Dies wiederum bedeutet letztlich, die Anwendung des Interpretationismus und seiner Logik des Interpretierens auf die genannten Begriffe, da dies diejenige Richtung in der modernen analytischen Philosophie ist, die sich genau mit dieser grundsätzlichen Problematik beschäftigt.

„Individuum“ und „Gesellschaft“ als Begriffe

Vor dem Hintergrund der Logik des Interpretierens ist nun sowohl das Individuum als Einzelinterpretation bzw. als Interpretandum, so wie auch Gesellschaft als Einzelinterpretation bzw. Interpretandum logisch notwendig auf die Unterscheidung von anderen Interpretationen angewiesen; sie können also nicht monadisch ohne andere Interpretationen existieren und einen Absolutheitsanspruch als „letzte“ oder „höchste“ Interpretation geltend machen. Eine Selbstinterpretation ist logisch nicht möglich.

Verhältnis Teil – Ganzes

Werden beide nun zusammen im Rahmen der Interpretation des „Verhältnisses von Teil und Ganzem“, das dann das Interpretandum darstellt, interpretiert bedeutet dies:¹⁴ Etwas muss als ein Ganzes festgelegt werden, dass sich aus ebenfalls zu bestimmenden Teilen zusammensetzt, wodurch dann das Ganze als auch die Teile als solche „Etwas“ werden (vgl. Nölle 2004: 9f.). Auf diese Weise wird das Verhältnis auch insgesamt von anderen möglichen Interpretationen eines „Verhältnisses“ unterschieden, wie z. B. Ursache und Wirkung, Anfang und Ende, einfach und komplex.

14 Vorausgesetzt werden muss, dass es so etwas wie lineare Zeit und „Identität“ von Interpretationen gibt (vgl. Abel 1995: 43ff.), so dass eine bereits unterschiedene Interpretation im Weiteren bestehen bleibt und mit anderen Interpretationen kombiniert werden kann.

Beginnt man nun damit, dass man sagt, das körperlich physische Individuum sei Teil eines Ganzen (z. B. des Subjekts), so bedeutet dies, dass sich das Individuum, das interpretiert werden soll, von den anderen Interpretationen derselben Kategorie unterscheiden muss, d. h. es bedarf anderer Teile des Subjekts, anderer Individuen, von denen es sich unterscheidet (wie einem Rollenindividuum, einem religiösen Individuum etc).

Das zu interpretierende Individuum, hier das körperliche, hätte dementsprechend aber auch anders ausfallen können, da es sich hierbei halt um Interpretationen und keine Seinsbegriffe wie im metaphysischen Realismus handelt. „Alles, was wir sehen, könnte auch anders sein. Alles, was wir überhaupt beschreiben können, könnte auch anders sein. Es gibt keine Ordnung der Dinge a priori.“ (Wittgenstein 1971: 5.634). Oder wie es ähnlich bei Abel heißt:

„Der nicht-hintergehbare Interpretationscharakter der menschlichen *Welt-, Fremd- und Selbstverständnisse und -verhältnisse* führt intern die Möglichkeit der Variabilität, der Unabschließbarkeit, der Alterität und in diesem Sinne der Pluralität mit sich. Andere Interpretationen und andere Interpreteten sind möglich.“ (Abel 1999: 247)

Jede andere Interpretation, die nur in einem einzigen Punkt von der des zu interpretierenden Individuums – also beispielsweise dem körperlich physische Individuum – abweicht, ist nicht mehr dieselbe, und dementsprechend ist es auch nicht mehr dasselbe Individuum, sondern eben ein anderes zu interpretierendes Individuum mit einem anderen Nicht-Interpretandum. Die anderen Individuen, das Nicht-Interpretandum, sind tatsächlich auch nur so wie sie sind, weil sie von dem zu interpretierenden Individuum bei dessen Interpretation unterschieden sind. In einer anderen Individuumsinterpretation ist daher auch das „Nicht-Interpretandum“, die anderen Individuen, anders. Und es ist auch nicht so, dass das zu interpretierende Individuum in einer anderen Individuumsinterpretation einfach das Nicht-Interpretandum bilden kann, da es durch diese neue Zuschreibung, Nicht-Interpretandum zu sein, eben nicht mehr dasselbe Individuum ist. Es besteht also ein Unterschied.¹⁵

15 Jeder Begriff ist individuell (einzigartig), insofern als er ansonsten gar nicht existent wäre. Gäbe es einen Begriff der vollkommen, also auch bezüglich der Raum-Zeit-Koordinaten, identisch mit einem anderen Begriff wäre, so ließe er sich von diesem nicht unterscheiden – er wäre dieser Begriff (vgl. Wittgenstein 1971a: 5.5303).

Das Individuum erhält somit nie einen wirklichen Zugang zu anderen interpretierten Individuen, es ist quasi gefangen in seiner eigenen Interpretation.¹⁶

Um nun überhaupt von einem Subjekt als Ganzem, das sich aus verschiedenen Individuen zusammensetzt denken zu können, muss auch dieses wieder unterschieden werden:

- allgemein als Interpretation von anderen Interpretationen d. h. es wird bestimmt, inwiefern sich die Interpretation „Subjekt“ z. B. von der Interpretation „Baum“ oder „Vogel“ unterscheidet
- oder – wenn es selbst nur wieder Teil einer anderen Interpretation sein soll (z. B. des Ganzen „Gesellschaft“) – von anderen, individuellen bzw. speziellen Subjekten. Es muss also definiert werden, welche Individuen wie miteinander wirken und das Ganze, das Subjekt, bilden und wie sich dieses von Subjekt 2, 3 und so weiter unterscheidet.

Auch hier gilt, wie bei der Individuumsinterpretation: Das Subjekt kann zwar „seine“ Interpretation nicht transzendieren, also von außen überblicken, da es ja nur *in* dieser Interpretation überhaupt ist oder gar einen Zugang zu anderen Interpretationen finden, denn dann wäre es ein anderes Subjekt. Trotz allem muss es von der Existenz anderer (Subjekt)-Interpretationen ausgehen, da es sonst selbst nicht unterschieden und damit auch nicht sein könnte.¹⁷ „Gerade weil ich die Dinge nur in *meiner* Perspektive sehen kann, muß es *andere* Perspektiven geben. (...) Damit es überhaupt *eine* Perspektive geben kann, muß es *viele* geben.“ (Abel 1995: 506). In einer späteren Veröffentlichung führt Abel hierzu weiter aus: „Einer allein kann nicht individuell sein, da die eigene Individualität sich bereits auch dem Umstand verdankt, immer schon mit anderen zu sein. (...) Die eigene Individualität ist sinn- und darstellungslogisch mit der nicht-reduzierbaren Individualität anderer Personen ver-

16 Da jedoch von einer theoretisch unendlichen Zahl möglicher Interpretationen ausgegangen werden kann, kann man auch davon ausgehen, dass es ein Individuum gibt, das sich von einem anderen (z. B. nur durch den Blickwinkel, also die Position zu einem Objekt) unterscheidet, das in beiden Individuumsinterpretationen an der gleichen Raum-Zeit-Koordinate steht, weshalb man vom „gleichen Objekt“ sprechen könnte – wenn vorher Ähnlichkeitsmaßstäbe definiert wurden. Auf dieselbe Weise kann auch wieder ein Zeitpfeil durch verschiedene Individuumsinterpretationen gelegt und diese somit als das „gleiche“ Individuum definiert werden.

17 Auf diese Weise wird vielleicht auch der Restrealismus Lenks aufgelöst, denn es muss zwar, wie Lenk auch betont (1993b: 282), eine andere, von mir unabhängige Welt angenommen werden, diese ist aber halt nicht im Sinne des überkommenen metaphysischen Realismus, sondern als logisch notwendige, ebenfalls interpretierte andere Welt zu verstehen, die von meiner Welt unterschieden ist.

schränkt. Wenn alle anderen das Gleiche auf die gleiche Weise täten, dann wäre die eigene Weise nicht mehr individuell zu nennen.“ (Abel 1999: 349)

Eine tatsächlich solipsistische Selbstinterpretation ist, wie bei jeder Interpretation, logisch unmöglich.

1.3.2 Interpretationistische Rekonstruktion des ökonomischen Individuums

Auf der Grundlage dieser Überlegungen soll nun das ökonomische Individuum und sein Bezug zur Gesellschaft neu formuliert werden. Der Ausgangspunkt der Rekonstruktion wird beim Individuum genommen, da diese Seite des Verhältnisses, wie gezeigt, die derzeit für unsere westliche Zivilisation bestimmende ist.¹⁸

Definition des Ist-Zustands

Grundlage jeder Interpretation und somit auch der eines menschlichen Individuums bildet die Konstituierung des Ist-Zustandes, das Interpretieren – also im Fall des Individuums die Beantwortung der Frage: Wie bzw. was genau ist das Individuum? Anders als bei bisherigen theoretischen Ansätzen in Ökonomie und Soziologie kann diese Frage aber nicht mehr im Rekurrenieren auf ein bestimmtes Modell des Menschen wie dem „homo oeconomicus“ oder dem „homo sociologicus“ beantwortet werden. Denn es konnte gezeigt werden, dass die Vorstellung eines an sich seienden, mit bestimmten Eigenschaften ausgestatteten Menschen obsolet geworden ist. Vielmehr muss gemäß der Logik des Interpretierens geklärt werden, von welchen anderen Interpretationen, seinem Nicht-Interpretandum sich das Individuum abhebt, um sagen zu können, was und wie es ist. Man könnte also auch davon sprechen, dass Interpretandum und Nicht-Interpretandum in einer Unterscheidungsbeziehung stehen, durch die das Individuum letztlich bestimmt wird. Da im Weiteren dann auch die Interpretationen, die für das Ausgangsindividuum das Nicht-Interpretandum bildeten, selbst interpretiert werden müssen und somit den Status des Interpretandums annehmen, das von seinem Nicht-

18 Zum dargestellten Vorgehen: Der gewählte Weg vom Kleinen ins Große, vom Teil zum Ganzen ist willkürlich. Ebenso gut hätte ein Ganzes wie „Menschheit“ in seine Teile differenziert werden können, mit denselben Implikationen. Welche Interpretation als Teil und welche als Ganzes gesetzt wird, ob man z. B. sagt das Individuum ist ein Teil und bildet mit anderen Individuen ein Ganzes oder ob man sagt das Individuum sei das Ganze und bestehe aus bestimmten Teilen wie Organen, Zellen, Genen bzw. ob man ganz andere Begriffe in das Verhältnis einsetzt, ist aus Sicht der Logik des Interpretierens ebenfalls völlig indeterminiert.

Interpretandum unterschieden wird, kann der Vorgang in Gänze am ehesten mit einem Netzwerk verglichen werden (vgl. Abel 1995: 516). Die Konstituierung, die Interpretation des Ist-Zustandes eines Individuums, lässt sich daher pragmatisch am leichtesten mit Hilfe einer Netzwerkanalyse des persönlichen oder auch egozentrierten Netzwerkes umsetzen. Somit ist aber auch klar, dass die Entscheidung darüber, wie umfassend diese Netzwerkanalyse oder aus interpretationistischer Sicht eher „Netzwerkinterpretation“ ausfällt, auch eine Entscheidung darüber ist, wie das Individuum konstituiert wird. Stellt man beispielsweise nur die Unterscheidungsbeziehungen im Kontext „Beruf“ dar, wird ein anderes Individuum interpretiert als es bei der zusätzlichen Berücksichtigung der Kontexte „Familie“ und „Freunde“ geschehen würde.

Ökonomisches Individuum

Das ökonomische Individuum allgemein wird nun von anderen möglichen Individuen dadurch abgegrenzt und interpretiert, dass es selbstbestimmt und egoistisch auf die Maximierung seines Nutzens bedacht ist und nur solche Handlungen vollzieht, die diesem Zweck geschuldet sind.

Wird nun weiterhin ein konkretes ökonomisches Individuum betrachtet, ergibt die Logik des Interpretierens eine relativ geringfügige, aber weitreichende Änderung der oben dargestellten Grundannahmen über das rationale ökonomische Individuum. Denn vor dem Hintergrund dieser Logik kann ein solches nicht wie im Bild des Robinson Crusoe völlig autonom existieren und einfach seine Präferenzen verfolgen. Weder es selbst (inklusive seiner Präferenzen) noch die Dinge um es herum, die zur Befriedigung seiner Bedürfnisse dienen, existieren im Sinne eines naiven metaphysischen Realismus per se. Sie müssen im Gegenteil zu aller erst interpretiert, d. h. unterschieden und formiert werden.

Auch ein rationales ökonomisches Individuum ist daher auf das Zusammensein mit anderen, sowohl „Dingen“ als auch „Individuen“, logisch angewiesen. Erst durch die Unterscheidung von anderen ökonomischen Individuen wird es im Zuge der Interpretationen selbst ein solches Individuum.

Aus dem ökonomischen Blickwinkel betrachtet, ließe sich dann sagen, dass das ökonomische Individuum durch diese Unterscheidung von anderen ökonomischen Individuen etwas erhält, nämlich eine Interpretation, etwas Unterschiedenes oder auch einfacher: eine Eigenschaft, wodurch es gemäß der Logik des Interpretierens in einer bestimmten Weise formiert und konstituiert

wird. „Interpretation“ bzw. „Eigenschaft“ könnte somit in der Terminologie der Ökonomie als Ressource bezeichnet werden, die das Individuum in jedem Fall erhält, wenn es unterschieden wird. Diese recht breite Definition des Begriffs „Ressource“ erscheint zwar auf den ersten Blick ungewöhnlich, korrespondiert aber durchaus mit sozialpsychologischen und jüngeren ökonomischen Auffassungen (vgl. Foa 1971 und im Zusammenhang mit sozialem Kapital: Astone 1999).

Das Modell des rationalen ökonomischen Individuums ist somit nicht einfach aufzugeben, sondern so zu erweitern, dass jede Unterscheidungsbeziehung zuerst einmal als vorteilhaft, für Nehmer *und* Geber einer Startleistung, betrachtet wird, da sie beide hierdurch Interpretationen (Eigenschaften) und damit im Grunde auch erst Existenz erhalten. Es handelt sich bei der Initiierung einer Unterscheidungsbeziehung also nicht wie beim Modell des einseitigen Tausches um einen altruistischen Transfer, der nur indirekt über längere Tauschketten in der Zukunft einen individuellen Nutzen zeitigen kann (vgl. Kappelhoff 1993: 39), sondern um eine direkte, zeitgleich erfolgende Gegenleistung für jegliche Form der Startleistung – sei es soziale Anerkennung, eine Geste, eine verbale Äußerung oder ein materielles Gut. Was auch immer den anderen Individuen zugeschrieben wird, das zu interpretierende Individuum erhält in jedem Fall auch etwas und sei es nur die Eigenschaft, Altruist bzw. Geber einer Startleistung zu sein. Dies könnte man daher auch im weitesten Sinne als „Identitätsnutzen“ bezeichnen.

Für das alltägliche Leben der als solchermaßen konstituiert angenommenen ökonomischen Individuen bedeutet dies – anders als bisher – nicht zuerst die möglichen Risiken einer Beziehung zu diskontieren und nur bei einem ausreichend hoch erwarteten Gewinn die Beziehung aufzunehmen, sondern in jedem Fall eine Beziehung zu beginnen und diese dann erst *ex post* zu bilanzieren und gegebenenfalls abzubrechen.

• **Das ökonomische Individuum als Teil eines Ganzen**

Sobald man nun nicht mehr das Individuum an sich interpretiert, also unterscheidet und formiert, sondern beispielsweise auch die Beziehung, in der es zu einem anderen Individuum steht oder den Kontext, in dem diese Beziehung steht, so interpretiert man das Individuum immer automatisch als Teil von etwas anderem, nämlich dieser Beziehung oder diesem Kontext. Die Möglichkeiten hierzu sind schier unendlich. Daher soll im Weiteren nur eine

denkbare Gliederung der potenziell möglichen „Ganzheiten“ angeboten werden, als dessen Teil das Individuum interpretiert werden kann.

Gruppen:

Möchte man das Individuum als Teil eines sozialen „Ganzen“ interpretieren, ergibt sich zum einen die Möglichkeit, es als Element einer Menge zu interpretieren. Gemäß der mathematischen Definition stellt diese Menge dann eine Gruppe dar, wenn folgende Bedingungen in ihr erfüllt sind:¹⁹

1. Wird aufgrund einer für diese Gruppe geltenden Kombinationsregel irgendein Element dieser Gruppe mit einem anderen Element der Gruppe kombiniert, entsteht wieder ein Element dieser Gruppe.
2. Die Elemente einer Gruppe können in einer beliebigen Reihenfolge angeordnet werden, ohne dass sich das Ergebnis ändert.
3. Wird einem Element das sog. Einheitselement oder auch neutrales Element hinzugefügt (in der Mathematik die Null), so ändert sich am Element nichts.
4. Die Kombination eines Elements einer Gruppe mit dem inversen Element, also seinem Gegenteil, führt zum Einheitselement, also zur Neutralisierung der beiden Elemente.

Soziologisch betrachtet handelt es sich hingegen dann um eine Gruppe, wenn mindestens drei Personen in einer dauerhaften Beziehung zueinander stehen, wobei so etwas wie eine Gruppenidentität oder auch Wir-Gefühl ausgebildet wird. Zudem weisen die Beziehungen in einer Gruppe eine bestimmte interne Struktur auf. An diese werden jedoch keine solch strengen Anforderungen wie in der Mathematik gestellt.

Im Bezug auf ihren Gegenstand können Gruppen mannigfaltig gestaltet sein, je nachdem welche Elemente in ihnen zusammen gefasst werden: Es können Gruppen aufgrund bestimmter körperlicher Attribute gebildet werden (die Gruppe der großen Individuen, die Gruppe der weiblichen Individuen), es können Gruppen aufgrund bestimmter kognitiver Fähigkeiten (die Gruppe der mathematisch Begabten), persönlicher Eigenschaften (die Gruppe der Egoisten), Verhaltensweisen (die Gruppe der Mitläufer), Besitztümer (die Gruppe der Reichen), räumlicher Nähe (die Friesen) usw. gebildet werden.

19 vgl. Watzlawick (1992: 21ff.)

Es kann resümiert werden, dass ein ökonomisches Individuum – um als Teil einer Gruppe gesehen zu werden – in jedem Fall mit mindestens zwei anderen Individuen einen geordneten Zustand bilden und somit also auch ein gewisses Maß an Autonomie aufgeben muss, da es nur noch als Teil interpretiert wird. Dafür erhält es jedoch sowohl die Eigenschaft „Gruppenmitglied“ zu sein, als auch die Chance, Kooperationsgewinne – also Güter, die gemeinsam in der Gruppe produziert werden – einzufahren.

Eine weitere Möglichkeit, das Individuum als Teil eines Ganzen zu interpretieren ist, es nicht als Gruppenelement, sondern als Teil eines Kontextes wie „Ursache-Wirkung“ oder „vorher-nachher“ zu konstituieren. Dies soll im Folgenden am Beispiel des Begriffs „linearer Zeitverlauf“ verdeutlicht werden.

Soll-Zustand:

Voneinander unterschiedene Individuumsinterpretationen können zeitlich linear geordnet und zusammengefasst werden. Verortet man eine zweite Interpretation vor der ersten Individuumsinterpretation, so handelt es sich um eine vergangene. Verlegt man sie jedoch hinter die ursprüngliche Interpretation, so interpretiert man ein zukünftiges Individuum. Man könnte dann auch soweit gehen, dieses zukünftige Individuum als Ziel- oder Soll-Individuum zu definieren. Erst dann würde auch die Interpretation einiger der Veränderungen zwischen Ist- und Soll-Individuum als Handlungen Sinn machen (vgl. Lenk 1978). Die verschiedenen, zeitlich hintereinander geordneten Individuumsinterpretationen von Vergangenheit über Gegenwart zur Zukunft bilden zusammen das Ganze – das „zeitlich linear geordnete ökonomische Individuum“. Es ließen sich dementsprechend auch wieder verschiedene, konkrete, zeitlich lineare ökonomische Individuen interpretieren. Diese variieren nicht nur in ihrer Ist-Interpretation und somit in dem, was sie gegenwärtig ausmacht (u.a. den ihnen zugeschriebenen Ressourcen), sondern auch in ihrer Soll-Interpretation. Möchte man z. B. eine positive Veränderung, d. h. im einfachsten Fall eines ökonomischen Individuums, ein zukünftiges Individuum mit mehr Eigenschaften oder Ressourcen, interpretieren, so muss die Ist-Interpretation in der Form verändert werden, dass das zukünftige Individuum mehr interagiert oder Teil von mehr Kontexten ist, als in der ursprünglichen Ist-Interpretation.

Interaktionsmuster:

Geht man vor diesem Hintergrund von einer gewissen Identität eines Individuums im Verlauf der Zeit aus, so kann das fortgesetzte Unterscheiden von anderen Individuen auch als Interaktion zwischen dem zu interpretierenden Individuum und seinem Nicht-Interpretandum bezeichnet werden, weshalb man dann im Weiteren auch von einer „Interaktionsökonomie“ sprechen könnte. Der Tausch wäre dann eine spezielle Interaktion, bei dem etwas das zuvor dem einen Individuum A und nicht B zugeschrieben wurde, bei einer nächsten Interpretation zu einem späteren Zeitpunkt, dem Individuum B und nicht A zugeschrieben wird.

Um ein Ganzes, z. B. eine langfristige Tauschbeziehung, zu interpretieren, ist es dann natürlich notwendig, dass die Teile des Ganzen tatsächlich zu einem solchermaßen definierten Ganzen integriert werden. Dies bedeutet für Tauschbeziehungen: Es muss zu reziproken Leistungstransfers kommen, da dies eben eine Tauschbeziehung definiert. Bereits Blau führt die Reziprozität auf die Bedingungen des Austausches selbst zurück. Denn es sei notwendig, dass Individuen – sofern sie Interesse an fortgesetzter Erhaltung von Gratifikationen bzw. Diensten haben – ihren Verpflichtungen gegenüber anderen Individuen nachkommen (vgl. Blau 1964: 92f.). Nur so erhalten sie Ressourcen materieller und auch immaterieller Art (wie z. B. die Eigenschaft Teil einer Tauschbeziehung zu sein). D.h. es ist erstens von Vorteil für das ökonomische Individuum überhaupt, in Kontakt mit anderen Individuen zu treten, um durch die Unterscheidung Eigenschaften und somit Existenz zu erhalten, und es ist zweitens darüber hinaus auch vorteilhaft, als Teil eines Ganzen wie einer Tauschbeziehungen interpretiert zu werden, da das Individuum so zusätzliche Eigenschaften erhält. Das dargestellte „Vertrauensproblem“ bei der Initiierung einer Tauschbeziehung – die Irrationalität einer Startleistung aufgrund der nicht zu garantierenden Gegenleistung – wird für ein ökonomisches Individuum insofern nicht virulent. Lediglich der Inhalt der Transfers in der Tauschbeziehung ist variabel und hängt z. B. von der Definition der Präferenzen des Individuums ab.

Ähnliches gilt für das Zustandekommen von öffentlichen Gütern wie Normen. Wenn sich zwei Individuen begegnen und Person A äußert ein „Hallo“ worauf hin Person B ebenfalls ein „Hallo“ entgegnet, so ist eine Begrüßung ausgetauscht worden. Geschieht dies nun immer wenn sich A und B treffen, so könnte man aus den einzelnen Ereignissen aufgrund ihrer Ähnlichkeit eine Regelmäßigkeit oder Norm der Begrüßung abstrahieren und definieren. Diese

wiederum ist nicht auf A und B beschränkt. Wer auch immer bei Begegnungen „Hallo“ sagt, hat Teil an dieser Begrüßungsnorm und erhält im oben definierten Sinne eine Eigenschaft.

Offen ist dabei nur, wie diese Eigenschaften im Rahmen des individuellen Präferenzkatalogs bewertet werden. Es bleibt also aufbauend auf der gemäß der Logik des Interpretierens bedingten Notwendigkeit der Unterscheidung und dem damit verbundenen individuellen Nutzen jeglicher Interaktion beim bekannten rationalen Kalkül.

Kommunikation:

Im Folgenden soll noch eine weitere Ebene möglicher Ganzheiten kurz erwähnt werden – die Kommunikation.

Die seit der Informationstheorie von Shannon/Weaver (1949) geläufige Sicht sieht Kommunikation als einen Vorgang, bei dem ein Sender eine Nachricht in Form eines Codes über einen Kanal zum Empfänger transferiert, wo die Nachricht dann decodiert wird. Diese sehr mechanistische Auffassung wurde mittlerweile von Vertretern des symbolischen Interaktionismus als auch von Konstruktivisten und Systemtheoretikern erweitert.

Kommunikation ist danach zu verstehen, als das Prozessieren von Selektionen (vgl. Luhmann 1984: 194)²⁰ oder als Prozessieren von Sinn (vgl. Krieger 1996: 97), wobei Sinn funktional begriffen wird als Reduktion von Komplexität mittels einer System – Umwelt Unterscheidung. Kommunikationssysteme sind daher automatisch Sinnsysteme, die sich vermittelt über Zeichen, welche einen bestimmten Code bilden, autopoietisch aufrecht erhalten, in denen also Kommunikation weitere Anschlusskommunikation zur Folge hat.

Im Rahmen der hier zugrunde gelegten interpretationistischen Sicht, die auch in diesem Bereich eine große Nähe zur Systemtheorie aufweist, bedeutet dies konkret: Ein Zeichen „bezieht sich“ auf „etwas“, d. h. es ist eine Eigenschaft eines interpretierten „Etwas“.²¹ Mein Name „Mark Euler“ ist letztlich nur eine mir als Individuum zugeordnete Abfolge graphischer Formen bzw. phonetischer Äußerungen. Dadurch, dass diese aber als „Zeichen für das Indivi-

20 Wobei Luhmann (1984: 203) dies als Synthese dreier Selektionen, nämlich Information, Mitteilung und Verstehen begreift. Sind nicht alle drei Selektionen vorhanden, ist die Kommunikation gescheitert.

21 Wobei diese Referenz nicht als gegeben angenommen wird, sondern selbst als Interpretation auftritt (vgl. Abel 1999: 69f).

duum – Mark Euler“ definiert werden, erhalten sie ihren spezifischen Zeichencharakter des „für etwas stehen“. Diese Zuordnung erscheint aber willkürlich. Jede Eigenschaft könnte für das Individuum stehen, eine Geste ebenso wie ein bestimmtes materielles Gut. Würde man daher die Übertragung von Zeichen bereits als Kommunikation definieren, wäre jede Interaktion, jeder Tausch zugleich Kommunikation. Daher soll Kommunikation, hier in Anlehnung an die oben dargestellte systemtheoretische Definition, bezeichnet werden als die Übertragung von Zeichen – Kommunikationsmedien, die selbst wiederum mit anderen Zeichen ein Ganzes, einen weiteren Begriff, nämlich den Code, bilden. Die Übertragung der graphischen Formen „Mark Euler“ ist daher keine Kommunikation. Erst wenn es noch weitere derartige Formen (Wörter, Satzzeichen etc.) gibt, die mit den ersten in einem definierten, geordneten Zusammenhang stehen und so letztlich den Begriff „Sprache“ bilden gilt es als Kommunikation.²² Dies bedeutet aber weiterhin, dass theoretisch vielfältigste Formen der Kommunikation kreiert werden könnten. So wäre es denkbar, unterschiedliche Verhaltensformen in einer bestimmten Weise in Beziehung zu setzen und so eine „Norm-Sprache“ zu generieren. Ebenso könnte eine „Bilder-Sprache“, eine „Musik-Sprache“ oder aber auch eine „Sprache der materiellen Güter“ entwickelt werden.

Zur Veranschaulichung soll hier das Kommunikationsmedium Geld etwas näher betrachtet werden. Es verweist auf bestimmte Interaktionen, bei denen genau quantifizierbare Güter ausgetauscht werden. Zwar ist es auf diese Weise definiert, es steht aber somit auch zwingend nur für bestimmte Dinge, für andere wiederum nicht. Da das Medium also nicht neutral ist, sondern durch die Definition der Beziehung zwischen ihm und dem Bezeichneten eine eigene Charakteristik aufweist, also selbst „etwas“ ist, werden andere Dinge als diese nicht darüber kommuniziert. Beim zahlenlogischen Medium Geld bedeutet dies, dass nicht klar quantifizierte Leistungen und Dinge wie soziale Anerkennung oder bestimmte ästhetische, emotionale oder ökologische Werte nicht kommuniziert werden können. Hierfür bedarf es anderer Medien, die für andere Dinge stehen, wie z. B. „Fuzzy Money“ – *weiches Geld* (vgl. Euler/Freese 1997).

Bei dem als „Fuzzy Money“ bezeichneten Konzept wird ein Zeichen zwischen den Individuen ausgetauscht, das für soziale Anerkennung aufgrund

22 vgl. Wittgensteins Untersuchungen zum Regelfolgen und zur Unmöglichkeit einer Privatsprache (Wittgenstein 1971: §§ 138-242).

bestimmter, für ein Individuum erbrachter Leistungen stehen soll.²³ „Fuzzy Money“ nimmt damit im eher ökonomischen Tausch eine ähnliche Funktion wahr wie Geschenke. Denn auch diese dienen als „Beziehungszeichen, sind konventionelle Ausdrucksmedien für Liebe, Fürsorge und Vertrauen“ (Berking 1996: 19); sie vermitteln also etwas über den aktuellen Kurswert der jeweiligen Beziehung. Da es sich bei den mit „Fuzzy Money“ zu „erwerbenden“ Leistungen um eine ganz andere Art als bei den mit Geld zu erwerbenden handelt, können beide Tauschmedien parallel existieren. Dies wird besonders klar, wenn man an einen fiktiven Güterkauf in einem Einzelhandelsgeschäft denkt. Zwar bezahlt man die Ware mit der entsprechenden Geldsumme, es spricht jedoch nichts dagegen, auch zusätzlich ein „Fuzzy-Money“-Zeichen zu überreichen, wenn man beispielsweise sehr von der freundlichen Bedienung angetan war.²⁴

Bestimmte Gruppen zeitlich linearer ökonomischer Individuen:

Wie bereits bei den einfachen ökonomischen Individuen dargestellt, lassen sich auch bei den zeitlich linear geordneten, ökonomischen Individuen „Ganzheiten“ (wie beispielsweise Gruppen) interpretieren. So könnte eine Gruppe derjenigen Individuen interpretiert werden, die eine bestimmte Form der Kommunikation pflegt oder eine Gruppe, die in Tauschbeziehungen häufiger Geber als Nehmer ist (Altruisten) bzw. umgekehrt (Egoisten); aber auch Institutionen, Gesellschafts- und Rechtssysteme lassen sich auf dieser Ebene darstellen.

Erst vor dem Hintergrund der bis hierhin aufgezeigten Optionen zur Verbindung von Individuum und sozialen „Ganzheiten“ können nun auch die Aussagen der „Neuen Institutionenökonomik“ sinnvoll expliziert werden. Denn bisher wurde von Autoren dieser theoretischen Ansätze festgestellt, dass der Idealtyp eines Marktes wie er in der Neoklassik angenommen wird, unrealistisch ist bzw. nicht funktionabel. Deshalb wird von diesen immer davon ausgegangen, dass soziale Makrophänomene wie Normen oder Institutionen zwangsläufig entstehen bzw. vorhanden sind. Begründet wird dies zumeist

23 Bei einem Versuch mit 23 Studierenden in Göttingen wurde dies z. B. in Form einer Haftnotiz operationalisiert, die auf einen Geldschein oder eine Karte geklebt wurde und auf der ein Daumen abgebildet war, so dass durch „Daumen hoch“ oder „Daumen runter“ eine qualitative Aussage gemacht werden konnte.

24 Nebenbei sei hier darauf verwiesen, dass dem „Fuzzy Money“ ähnliche Ideen auch im Bereich des Beziehungsmanagements und der Kundenbindung in der Betriebswirtschaftslehre diskutiert werden (vgl. Diller/Kusterer 1998).

empirisch, um dann ex post deren Nutzen für das Individuum darzustellen, wie es z. B. bei Coleman geschieht. Dass aber empirische Fakten niemals gegen ein logisches Modell vorgebracht werden können und umgekehrt, wurde dabei nicht berücksichtigt. Darum blieb das Problem bestehen, dass wirklich rationale ökonomische Individuen ohne die Garantie einer bestimmten Gegenleistung niemals eine Tauschbeziehung geschweige denn soziale Makrophänomene wie öffentliche Güter (Normen, Markt- und Rechtssystem, saubere Umwelt etc.), generieren. Sie können sich gemäß ihrer Definition in ihrem Kalkül niemals abhängig vom möglichen Verhalten anderer machen, denn in diesem Moment wären sie sozusagen nicht mehr Herr ihrer selbst, sondern nur noch Teil eines Ganzen, weshalb das Entstehen von Normen in diesem Modell somit genau genommen logisch unmöglich ist. Das Individuum wäre in seiner Nutzenmaximierung darauf angewiesen, dass sich auch andere Individuen in einer bestimmten und zeitlich versetzten, wiederholten Weise verhalten.

Dies ändert sich nun unter der Perspektive der Logik des Interpretierens. Denn es konnte gezeigt werden, dass Interaktionen per se und letztlich auch soziale Makrophänomene, tatsächlich immer vorteilhaft selbst für ein streng rationales ökonomisches Individuum sind. Die bisher immer vorausgesetzte Überwindung des geschilderten Problems der Startleistung bei Tauschhandlungen ist demnach tatsächlich gelöst. Von diesem Punkt aus lässt sich nun das gesamte Spektrum der „Neuen Institutionenökonomik“ entfalten: So kann davon ausgegangen werden, dass ökonomische Individuen zuerst einmal immer einen Anreiz haben zu interagieren, ebenso wie davon ausgegangen werden kann, dass es zeitlich linear geordnete Individuen gibt, einfach deshalb, weil es für ökonomische Individuen die Vermehrung von Eigenschaften bedeutet, Teil eines solchen Musters zu sein. Durch die Integration der Zeitdimension in die Überlegungen werden wiederum mannigfaltige Strategien der ökonomischen Individuen bei der Nutzenmaximierung denkbar. Dies bedeutet im Weiteren dann auch, dass aufgrund der unzähligen möglichen Maximierungsstrategien und individuellen Ressourcenausstattungen, das Bestehen sog. Transaktionskosten – die im wesentlichen Informationsbeschaffungs-, Informationsverarbeitungs- und Informationsüberwachungskosten sind – angenommen werden muss. Am ehesten beschreiben lässt sich das Verhalten der Individuen unter diesen Bedingungen daher wahrscheinlich mit der sog. Wert-Erwartungstheorie. Ähnlich wie schon bei der Bildung des Musters „zeitlich linear geordnetes ökonomisches Individuum“ ist es dann des Weiteren von Vorteil für die Individuen, zusätzliche „Ganzheiten“ zu

generieren, denn hierdurch erhalten sie erneut Eigenschaften (wie z. B. Teil einer Gruppe zu sein). Das Bestehen solcher Ganzheiten senkt aber umgekehrt auch die Transaktionskosten, indem die Interaktionen zu bestimmten übergeordneten Mustern zusammen gefasst werden. Auf diese Weise gerät der gesamte Bereich sozialer Tauschsysteme und die Frage des Nutzens langfristiger, vertrauensvoller Beziehungen (vgl. Coleman 1991; Mahnkopf 1994: 72) in den Blick. Auf diesem Weg kann somit auch die Entstehung von Normen, Institutionen, Entscheidungssystemen und Organisationen erklärt werden.

Erst durch Zugrundelegung der Logik des Interpretierens wird Ökonomie also auch wirklich zu einer Sozialwissenschaft, so wie Frey dies bereits für die „Neue Institutionenökonomie“ postuliert hatte (vgl. Frey 1990).

Identität des Individuums:

Um überhaupt vorstellbar zu sein, muss das „zeitlich lineare ökonomische Individuum“, wie es hier genannt wurde, als Individuum allgemein auch wieder von anderen zeitlich linearen Individuen – wie beispielsweise einem zeitlich linearen Rollenindividuum oder einem Kommunikationsteilnehmer – differieren. Auf einer nächsten Ebene der Abstraktion ist es dann auch möglich, die unterschiedlichen zeitlich linear geordneten Individuen selbst noch einmal in ein Ganzes zu integrieren. Dieses Ganze könnte dann als „Lebenslauf“ oder „Identität des Individuums“ bezeichnet werden. Die Identität wäre somit also nicht natürlich gegeben, sondern müsste interpretiert und folglich von anderen „Identitäten“ unterschieden werden (vgl. Kraus 1996: 180). In der Sozialpsychologie wird, in Auseinandersetzung mit den identitätstheoretischen Herausforderungen der Moderne bzw. Postmoderne, hierfür seit einiger Zeit das Konzept der „Identität als Projekt“ (Harré 1983) oder auch das Konzept der „Selbstonnarration“ verwandt (Sarbin 1986, Ricoeur 1989, Meuter 1995), die durchaus als Veranschaulichung des hier skizzierten Zusammenhangs dienen können. „Die narrative Psychologie geht davon aus, daß wir uns nicht nur in der alltäglichen Interaktion in Geschichten, Erzählungen darstellen, sondern daß wir unser ganzes Leben und unsere Beziehungen zur Welt als Narration gestalten.“ (Kraus 1996: 170)

Ereignisse erhalten so die Bedeutung eines Anfangs bzw. eines Endes, eines Höhepunktes oder eines Tiefpunktes. Selbstredend gibt es hierbei wieder unzählige Variationsmöglichkeiten, wie aus den einzelnen Handlungen eines Individuums im Verlauf seines Lebens eine Identität zusammen gestellt wer-

den kann. Für die westliche Kultur gibt Kraus folgende Kriterien an, die erfüllt sein sollten (vgl. Kraus 1996: 172ff.):

- a) Definition eines sinnstiftenden Endpunktes. Das Ziel einer Lebensgeschichte ist zumeist wertgesättigt und entweder wünschenswert oder unerwünscht. Was als Endpunkt anerkannt wird, bestimmt sich aus den gemeinsam akzeptierten Werten der Interaktionspartner.
- b) Die Einengung auf relevante Ereignisse. Ob ein Ereignis für die Realisierung eines Identitätsprojektes wichtig ist oder nicht hängt letztlich von der Wahl des Endpunktes der zu entwickelnden Lebensgeschichte ab.²⁵
- c) Die narrative Ordnung der Ereignisse. Wie erwähnt, handelt es sich um zeitlich linear geordnete Individuen, weshalb ihre Lebensgeschichte ebenfalls linear („eins nach dem anderen“) zu erzählen ist.
- d) Die Herstellung von Kausalverbindungen. Die Ereignisse der Lebensgeschichte sollten, um gemäß der Auffassung westlicher Zivilisation als solche verstanden zu werden, kausal bis zum Endpunkt miteinander verbunden werden. Jedes Ereignis sollte als Produkt eines vorangegangenen erscheinen.
- e) Definition von Grenzzeichen. Geschichten, also auch „Selbstnarrationen“ bedürfen eines definierten Anfangs und Endes. Diese werden durch entsprechende, regelgeleitete Formulierungen z. B. „das war so ...“ oder Ereignisse wie Geburt und Tod bestimmt.

Wie bereits oben schon mehrfach dargestellt, ließen sich dann natürlich auch wieder alle voneinander unterschiedenen Identitäten als Teil eines Ganzen, wie z. B. zeitlich linear geordnete Gesellschaft, definieren, wie auch alle zeitlich linear geordneten Interpretationen insgesamt als Teil des Ganzen „lineare Zeit“ interpretiert werden könnten (vgl. Ricoeur 1991: 397).

25 „Das *Identitätsprojekt* stellt also nicht nur selbst eine Wahl zwischen einer Vielzahl möglicher Projekte dar, sondern es schränkt auch die Sicht auf den Weg zu seiner Realisierung erheblich ein auf Ereignisse, die mehr oder weniger ‚zielführend‘ sind.“ (Kraus 1996: 172)

2 Die Auflösung des Widerspruchs von Individuum und Gesellschaft durch soziales Kapital

Ausgangspunkt der bisher durchgeführten Überlegungen bildete die Frage, warum der Begriff des sozialen Kapitals in den letzten Jahren eine derart positive Konjunktur erfuhr. Bei genauerer Betrachtung der Diskussionsstränge, in denen der Begriff verwendet wird, zeigte sich, dass nicht der Begriff selbst – beispielsweise aufgrund seiner Prägnanz oder theoretischen Relevanz – Grund für seine breite Rezeption ist. Er bildet vielmehr nur eine Metapher für das „Soziale“ schlechthin. Hinter der intensiven Diskussion um das soziale Kapital verbirgt sich daher in Wirklichkeit die Debatte um das alte und für die westliche Zivilisation zentrale Problem des Verhältnisses zwischen Individuum und Gesellschaft.

Nachdem die verschiedenen Ansätze und Konzepte des sozialen Kapitals zur Veranschaulichung dieses Sachverhalts einem der beiden Paradigmen – Individualisten oder Kollektivisten – zugeordnet worden waren, war in einer detaillierteren Betrachtung der beiden Paradigmen behauptet worden, dass die mit dem Erstarken des Bürgertums ungefähr seit der Renaissance aufkommende Individuumsidee in ihrem modellogischen Kern keinen Platz für überindividuelle, soziale Makrophänomene lässt und dass daher bei konsequenter Umsetzung dieses Individuumsbildes in der sozialen Praxis die Auflösung sozialer Makrophänomene und letztlich der Gesellschaft als Ganzem stehen müsste. Die sog. Postmoderne wurde hierfür als mögliches erstes Anzeichen angeführt. Als Alternative zu dieser Entwicklung wurde die sozialkonservative Rückkehr zu voraufklärerischen Formen gesellschaftlichen Lebens benannt. Dies wiederum, so das Ergebnis der Analyse, hieße aber, inhaltlich vor den Zeitpunkt des Aufkommens der Individuumsidee zurück zu kollektivistischen Gesellschaftsvorstellungen zu gehen und würde in letzter Konsequenz daher die Negation individuellen Lebens und damit des Kerns abendländischer, moderner Zivilisation bedeuten.

Ein Ergebnis der bisherigen Überlegungen ist nun gewesen, dass sich das Problem bei genauerer Betrachtung gar nicht in dieser Form stellt. Dadurch, dass nicht dem kantischen Motto „sapere aude“ gefolgt, nicht konsequent und ohne Angst vor den Folgen logisch rational gedacht wurde und Theorien bzw. Modelle wie z. B. das des „homo oeconomicus“ somit ideologisch

mystischen Charakter erhalten hatten, war die genannte Zwickmühle: Auflösung der Gesellschaft oder Auflösung der Individuumsidee entstanden.¹ Indem wir in einer Analyse der beiden Paradigmen aber bereit waren, konsequent unsere Standpunkte in Frage zu stellen, unsere „Denkhemmung“ (Hassenstein 1985: 77) zu überwinden und im interpretationistischen Sinne einen internen Skeptizismus zu pflegen (vgl. Abel 1995: 100ff.), zeigte sich, dass diese Zwickmühle gar nicht existierte.

Indem die Frage „Individuum oder Gesellschaft“ selbst transzendiert und eruiert wurde, was überhaupt logisch notwendig ist, um von Teil und Ganzem bzw. Individuum und Gesellschaft denken zu können, zeigte sich, dass Begriffe oder, wie wir sagten, „Interpretationen“ an sich nur in Unterscheidung von anderen Begriffen bzw. Interpretationen zu denken sind, dass folglich auch Individuen nie ohne andere Individuen bzw. Teile nie ohne ein Ganzes möglich sind.

Als Ergebnis der interpretationistischen Rekonstruktion des ökonomischen Individuums soll daher soziales Kapital nun zusammenfassend gemäß der Logik des Interpretierens definiert werden als die mindestens eine andere Interpretation, die die zu interpretierende soziale Einheit (Individuum oder soziales Makrophänomene) zu genau dieser Einheit macht.

Das soziale Kapital eines Individuums oder auch einer Gruppe ist also das jeweilige Nicht-Interpretandum. Sozial ist dieses, weil es sich im Sinne der oben gemachten Definition² um das Zusammenwirken gleichartiger Elemente in einer bestimmten Weise handelt: Verschiedene „andere“ Interpretationen werden vom Interpretandum unterschieden, wodurch dieses wiederum formiert wird. Somit ist auch die Divergenz der beiden bisherigen Stränge der Definitionen des sozialen Kapitals obsolet. Es kann sich bei sozialem Kapital sowohl um andere Individuen handeln, wie auch um ein Ganzes (wie z. B. eine Norm oder eine Gruppe). Beide stellen insofern eine Ressource dar, als sie dem Interpretandum zu einer bestimmten Interpretation und somit im weitesten philosophischen Sinne zu Existenz verhelfen. Würde man daher nicht ein Individuum, sondern ein „Ganzes“ – beispielsweise eine Gesellschaft – als Interpretandum wählen, so würden die einzelnen Teile wie Individuen, Gruppen oder Institutionen das soziale Kapital bilden. Ob diese ande-

1 vgl. Benner/Göstemeyer (1987: 66f.) und Elkana (2000: 339ff.)

2 Als „sozial“ sollte das Zusammenwirken gleichartiger Elemente in einer bestimmaren Art und Weise verstanden werden.

ren Interpretationen als Kapital oder vielleicht eher als Ertrag, Vermögen oder Ressource bezeichnet werden sollten, muss hier offen bleiben. Wie bereits zu Beginn dargestellt, ist der Kapitalbegriff in diesem Zusammenhang zwar umstritten, aber als Terminus inzwischen einschlägig, weshalb er auch hier weiter beibehalten wird.

Dies zieht nun einige Implikationen nach sich. Zum einen betreffen diese die alltägliche Lebenspraxis: Aus ökonomischer Sicht müssen die Individuen daran interessiert sein, möglichst viele Gelegenheiten zur Interaktion zu finden, da es anders als bisher nun vorteilhaft ist, nicht zuerst die möglichen Risiken einer Beziehung zu diskontieren und nur bei einem ausreichend hoch erwarteten Gewinn die Beziehung aufzunehmen, sondern in jedem Fall eine Beziehung zu beginnen und diese erst ex post zu bilanzieren. Umgekehrt ist es aus denselben ökonomischen Gründen dann auch von Vorteil für ein Ganzes, wenn es möglichst ausdifferenziert ist, über viele Teile verfügt und somit mehr Eigenschaften aufweist. Das Individuum muss also sein Kontaktnetz entwickeln bzw. ein „Sozial-Kapital-Management“ oder auch „Interaktionsmanagement“ betreiben. Hieraus ließe sich die Empfehlung ableiten, Gelegenheiten zu suchen, bei denen sich viele Menschen begegnen, bzw. umgekehrt solche selbst zu generieren, da auf diese Weise Unterscheidungsbeziehungen ermöglicht und Ressourcen materieller und immaterieller Art somit erworben werden können.³ Zu den denkbaren Möglichkeiten der Gestaltung solcher Unterscheidungsoptionen können Anlässe vom geselligen Beisammensein über gemeinsame Aktivitäten wie Essen oder Kinobesuche usw. bis hin zur allgemein Kontaktaufnahme durch Gespräche, Geschenke oder andere Kommunikationsmedien an jedem Ort – ob im Bus, im Restaurant oder am Bahnhof – zählen. Darüber hinaus können dies aber auch Maßnahmen sein, wie sie von Etzioni, Jacobs oder auch der „Zukunftskommission Gesellschaft 2000 der Landesregierung Baden-Württemberg“ genannt werden: kleinräumige Gestaltung von Siedlungen und somit Erhöhung der Kontaktwahrscheinlichkeit,⁴ Schaffung von öffentlichen Parkanlagen und Begegnungsstätten, Bürgerbüros,⁵ Organisation öffentlicher Feste, Initiierung von Netzwerktreffen für spezielle Themenfelder wie Wirtschaft oder Soziales, Generierung gemeinschaftlicher Projekte etc.

3 vgl. Lenzen (1997a: 21)

4 vgl. hierzu als eine mögliche Umsetzung das Bund-Länder-Programm „Stadtteile mit besonderem Entwicklungsbedarf – die soziale Stadt“ (<http://www.sozialestadt.de/index2.shtml>)

5 zu den positiven Erfahrungen mit solchen Bürgerbüros vgl. Langfeld/Wezel/Wolf (2001)

Zum anderen trägt die Tatsache, dass die Interaktion, die Unterscheidung von anderen Individuen von fundamentaler Bedeutung und Nutzen für das ökonomische Individuum ist, auch eine ethisch moralische Position in sich: Ein Individuumsbild auf Grundlage des Interpretationismus liefert geradezu ein Plädoyer für die Toleranz und Akzeptanz anderer. Egal ob es sich dabei um andere im Bezug auf ihre Meinung, ihre Herkunft, ihre Religion, ihr Geschlecht oder ihr Aussehen etc. handelt, sie sind in ihrer Andersartigkeit von Bedeutung für die eigene Existenz, ja sie bereichern sie sogar.

Die interpretationistische Sicht bedingt dabei auch, dass keine Interpretation theoretisch privilegiert ist. „Mit dem Interpretationscharakter menschlichen Sprechens, Denkens und Handelns ist gesetzt, daß keiner von uns endlichen und darum interpretatorischen Geistern im Besitz von so etwas wie ‚Der Einen Metaphysischen Wahrheit‘ und/ oder ‚Der Einen Definitiven und Allgemein Verbindlichen Begründung‘ oder auch nur im Besitz einer privilegierten Strategie zu deren Erlangung ist. (...) Eine Ethik der Interpretation ist dadurch gekennzeichnet, daß sie den *anderen* Personen ihre *anderen* Interpretationen, mir aber *meine* Interpretationen sowie auch *meine* Interpretationen der *anderen* Interpretationen beläßt. Indem die Interpretierenden sich dies wechselseitig zugestehen und sich einander in ihren Unterschiedenheiten, Eigenarten, Fremdheiten oder gar Gegensätzen *anerkennen* und von der Idee der Subsumption anderer fremder Interpretations-Horizonte unter die je eigene absehen, sind sie gegeneinander frei. Sie weisen sich wechselseitig ihre individuellen und individuierenden Freiheitsstellen zu. Ethik der Interpretation ist eine *freilassende* Ethik.“ (Abel 1999: 348)⁶

Des Weiteren folgert daraus auch so etwas wie eine „logisch notwendige Humanität“. Hatte Schweitzer noch geglaubt, „die Abstraktion ist der Tod der Ethik“ (Schweitzer 1960: 325), so zeigte die interpretationistische Rekonstruktion des ökonomischen Individuums, dass im Gegenteil die abstrakte Logik des Interpretierens sogar eine gewisse Mitmenschlichkeit und Nächstenliebe geradezu impliziert: Ohne andere Menschen kann auch ich nicht

6 Hierin stimmt der Interpretationismus mit konstruktivistischen Autoren wie Watzlawick überein: „Die Geschichte der Menschheit zeigt, daß es kaum eine mörderischere, despotischere Idee gibt, als den Wahn einer ‚wirklichen‘ Wirklichkeit (womit natürlich die eigene Sicht gemeint ist), mit all den schrecklichen Folgen, die sich aus dieser wahnhaften Grundannahme dann streng logisch ableiten lassen. Die Fähigkeit, mit relativen Wahrheiten zu leben, mit Fragen, auf die es keine Antworten gibt, mit dem Wissen, nichts zu wissen, und mit den paradoxen Ungewißheiten der Existenz, dürfte dagegen das Wesen menschlicher Reife und der daraus folgenden Toleranz für andere sein.“ (Watzlawick 1995: 83)

Mensch sein. Durch Brutalität und kurzsichtigen Egoismus gewinne ich langfristig nichts, sondern schneide mich selbst von Optionen zur Gewinnung positiver Güter ab. Mord bedeutet aus interpretationistischer Sicht letztlich immer auch ein Stück weit Selbstmord, denn durch die Vernichtung des anderen wird auch die Möglichkeit, sich von ihm oder ihr zu unterscheiden vernichtet. Das Gebot des „Du sollst nicht töten!“ ist daher in jeder Hinsicht, nicht nur ethisch, das oberste Gebot, und jedes Gedankengebäude bzw. jede Ideologie, die dies verkennt und „gute“ Gründe für das Töten von Menschen bzw. einen „gerechten“ Krieg vorgibt, zerstört sich letztlich selbst.

Doch die Logik des Interpretierens führte bei der Rekonstruktion des ökonomischen Individuums noch zu weiteren Schlussfolgerungen. Denn durch diese Sichtweise ist es nun auch für das Individuum von Nutzen, Teil eines Ganzen z. B. einer Gruppe, Norm oder Gesellschaft zu sein, da es hierdurch weitere Eigenschaften erhält, z. B. Teil der Norm, Mitglied der Gruppe oder Partizipierender einer langfristigen Tauschbeziehung zu sein. Probleme wie sie bei der Erzeugung öffentlicher Güter wie Demokratie, Marktwirtschaft oder sauberer Umwelt für den „homo oeconomicus“ entstanden, sind daher obsolet. Mit Hilfe der interpretationistischen Sichtweise werden also tatsächlich erstmals die beiden bisher durch die modellogische Konstruktion grundsätzlich getrennten Standpunkte des Individualismus und Kollektivismus auf ein gemeinsames Fundament gestellt und somit die logischen Probleme verhindert, die bisherige Kompromissversuche aufwiesen. In der Folge geht es nicht mehr darum, ob das eine oder das andere Paradigma Recht hat, ob am Ende die Gesellschaft oder das Individuum übrig bleibt, sondern *nur* noch darum, wie die entsprechenden Begriffe und Beziehungen gestalten werden.

Wenn Chomsky (2001: 18) fragt: „Warum sollte es unmöglich sein, eine Gesellschaft anzustreben, deren politische Ökonomie auf Kooperation, Gleichheit, Selbstverwaltung und individueller Freiheit beruht?“ dann kann ihm daher nun geantwortet werden: Es gibt nicht nur keinen Grund warum wir dies nicht könnten, sondern im Gegenteil, dies ist die einzig logische Form!

Ein mögliches Fazit der Überlegungen, das auch zugleich als Imperativ verstanden werden kann, lautet daher:

Wenn auch theoretisch alles in der Welt anders sein könnte, so kann ich als menschliches Individuum doch gewiss sein, dass es auch andere menschliche Individuen gibt. Denn ohne sie wäre auch ich nicht denkbar. Schon aus

egoistischen Gründen muss das Motto für mich daher sein: in dubio pro humanitate (im Zweifel für die Menschlichkeit).⁷

2.1 Die Bedeutung des sozialen Kapitals beim Aufbau von Humankapital

Die oben durchgeführte theoretische Erörterung untersuchte sowohl das Menschen- und Gesellschaftsmodell der individualistischen als auch der kollektivistischen Sozialtheorien unter rein logischen Gesichtspunkten hinsichtlich ihrer Vereinbarkeit. Durch Argumente, die sich auf empirische Fakten beriefen, wie sie z. B. bei der Kritik am Modell des „homo oeconomicus“ vorgebracht wurden, ließen sich – so wurde u.a. mit Bezug zu Wittgenstein argumentiert – weder die beiden zugrundeliegenden Modell-Logiken noch das Ergebnis der durchgeführten Erörterung belegen oder widerlegen. Geht man jedoch davon aus, dass das Ziel der Gesamtargumentation sein soll eine möglichst große Annäherung bzw. Ähnlichkeit von logischen Ergebnissen und empirischen Fakten zu erreichen, so können empirische Untersuchungen als Gradmesser durchaus herangezogen werden. Es geht also nicht darum Logik mit Empirik zu belegen oder zu widerlegen, sondern nur darum die Ergebnisse der beiden unabhängigen Erörterungsformen so weit anzugleichen, wie möglich. Dies soll im Folgenden für die oben abgeleitete interpretationistisch fundierte Auflösung der Unvereinbarkeit der beiden Modell-Logiken geschehen, um zu zeigen, dass auch im „realen“ sozialen Leben Individuen mit mehr sozialem Kapital hinsichtlich ihrer Ressourcenausstattung und Lebensoptionen disponibler sind als Individuen mit wenig sozialem Kapital. Um diesen Sachverhalt möglichst deutlich zu veranschaulichen erscheint es plausibel, solche Individuen genauer zu betrachten, die mit dem geringst möglichen sozialen Kapital ausgestattet sind und dieses im Lauf der Zeit erst langsam aufbauen, um dann deren Ressourcenausstattung und Optionen zu verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Lebensverläufen zu untersuchen. Die nahe liegendste Wahl für solche „Beispiel-Individuen“ muss auf Kinder und Jugendliche fallen, denn außer den aus philosophischer Sicht notwendigsten Interpretationen bei ihrer Geburt können diese keinerlei soziales Kapital und somit auch keinerlei Ressourcen vorweisen. Wie sich dies durch ihre Interaktion mit der individuellen Umwelt ändert und zu unter-

7 vgl. Lenk (1996). Beck spricht bei einem solchen Verhalten von „altruistischem Individualismus“, also einem Kooperieren und Interagieren aus dem Wissen um die Bedeutung des anderen für die eigene Existenz (vgl. Beck 1998: 19).

schiedlichen biographischen Folgen führt soll anhand von Ergebnissen verschiedener empirischer Studien verdeutlicht werden. Dabei werden, ohne Anspruch auf Vollständigkeit, nur solche Studien herangezogen, die explizit den Zusammenhang von sozialem Kapital und kindlicher Entwicklung bzw. Aufbau von Humankapital, in welchen Definitionen und Operationalisierungen auch immer, untersuchen.⁸ Natürlich werden die hier zu erörternden Fragen auch von anderen Forschungsbereichen thematisiert wie beispielsweise der Erziehungsstilforschung, der Sozialisationsforschung, der Bildungsökonomie und vor allem auch der Netzwerkforschung, ganz zu schweigen von jenen Einzeluntersuchungen, die einen oder mehrere der unter „sozialem Kapital“ subsummierten Faktoren untersuchen; die hierzu zu berücksichtigende Literatur wäre jedoch bei Weitem zu umfangreich, um hier ebenfalls ausführlich präsentiert werden zu können. Zumal sie inhaltlich keine völlig gegensätzlichen Ergebnissen liefern.⁹ Zudem werden auch nicht explizit jene Studien oder Publikationen aufgeführt, die versuchen die hier vorgestellten Arbeiten bzw. einzelne Kategorien daraus direkt oder indirekt zu widerlegen. Beispielsweise ließen sich diverse Arbeiten über die positiven Folgen der Mobilität von Arbeitnehmern der von Coleman eingeführten und als negativ für das soziale Kapital bewerteten Kategorie des häufigen Umzugs von Familien entgegen halten. Dies würde aber letztlich ebenfalls eine so umfangreiche Literaturdarstellung von Studien, Kritik und Replik nach sich ziehen, dass der Zweck dieses Kapitels, die Verdeutlichung der neuen Sozial-Kapital-Definition anhand empirischer Arbeiten zum Kontext von sozialem Kapital und Jugend, verloren ginge. Es sei in diesem Zusammenhang nur noch einmal auf die Darstellung der mannigfaltigen Definitionen und Operationalisierungen des sozialen Kapitals am Anfang dieser Arbeit verwiesen, um sich zu vergegenwärtigen, dass eine solche Darstellungsweise an dieser Stelle ein „Faß ohne Boden“ wäre.

Schließlich wird in der Darstellung auch auf die oben eingeführte Zweiteilung in Autoren mit einem eher am Ganzen orientierten und Autoren mit

8 Der hier präsentierte Überblick stützt sich neben eigenen Recherchen vor allem auf die guten Überblicksarbeiten von Stecher (2000) und Dika (2003).

9 Eine der für die hier erörterte Fragestellung wohl bedeutensten Untersuchungen aus der sozialen Netzwerkforschung stellt die Arbeit von Cochran/Larner/Riley u. a. (1990) dar. Diese kommt in ihren zentralen Ergebnissen aber zu ähnlichen Ergebnissen, wie die hier vorgestellten Sozial-Kapital-Studien hinsichtlich des Zusammenhangs von Netzwerkkontakten/Ressourcenzugang und sozioökonomischen Hintergrund, der Familienstruktur, der Gestaltung der innerfamiliären Kontakte sowie der Eingebundenheit in außerfamiliäre Netzwerke und dem Schulerfolg der Kinder.

einem eher individualistischen Ansatz weitestgehend verzichtet, da die Studien oftmals soziales Kapital so operationalisieren, dass sowohl Indikatoren des einen wie des anderen Ansatzes verwendet werden. Einzig die Intention der Arbeit läßt teilweise eine Zuordnung zu einigen der oben dargestellten Autoren wie Bourdieu oder Coleman zu.

2.1.1 Empirische Untersuchungen zum Kontext von sozialem Kapital und kindlicher Entwicklung

Die Frage, inwiefern die Einbindung in bestimmte soziale Netzwerke und die Möglichkeit des Ressourcenzugangs über diese Netzwerke den Erwerb von Humankapital beeinflussen, wurde bereits von Loury (1977) untersucht. In einer wirtschaftstheoretischen Arbeit beschrieb er, welchen Einfluss der unterschiedliche familiäre und „community“-Hintergrund von Schwarzen und Weißen auf den Erwerb von Humankapital und die daraus resultierenden Einkommensunterschiede haben. Er folgerte, dass gleiche ökonomische Ausgangssituationen nicht zu gleichem Erfolg führen, sondern dass unterschiedliche soziale Kontexte, in denen man aufwächst, dazu führen, dass diese Voraussetzungen unterschiedlich genutzt werden und daher zu entsprechenden Einkommensdifferenzen führen können. „An individual’s social origin has an obvious and important effect on the amount of resources that is ultimately invested in his or her development. It may thus be useful to employ a concept of ‘social capital’ to represent the consequences of social position in facilitating acquisition of the standard human capital characteristics.“ (Loury 1977: 176)

Einige neuere Studien, die sich mit Fragen von Diskriminierung, sozialer Exklusion bzw. sozialer Ungleichheit beschäftigen, haben den hier entdeckten Zusammenhang aufgegriffen und unter Verwendung des Bourdieuschen Ansatzes weitergeführt.¹⁰ Sie gehen somit von einer eher am Ganzen orientierten Sichtweise aus und zeigen, wie das soziale Feld bzw. das Gesamtnetzwerk die Erfolgchancen des Individuums bestimmen.

So untersucht Stecher (1996) auf der Grundlage der 1. Welle des Kindersurveys 1993 die Frage, inwiefern das soziale Kapital der Familie und der Schulhabitus der Kinder zusammenhängen, wobei er sich u.a. auf das Habituskonzept Bourdieus bezieht. Zur Messung des sozialen Kapitals verwendet

¹⁰ Die positive Korrelation von kulturellem Kapital und Schulerfolg in Amerika wurde 1982 von DiMaggio bzw. 1985 von DiMaggio/Mohr untersucht.

Stecher die Indikatoren: Vollständigkeit der Familienstruktur (Zusammenleben der Kinder mit beiden biologischen Eltern), das Familienklima als Kennzeichen der Qualität der Eltern-Kind-Beziehungen und die Empathie der Eltern. Mit letzterem Indikator bezieht er sich auf eine Studien von Zinnecker/Georg aus dem Jahr 1996. Diese hatten ebenfalls auf Grundlage des Kindersurveys untersucht, wie die sozialen Interaktionen in der Familie Schuleinstellung und Schulerfolg der Kinder beeinflussen. Hierbei wurden ausschnittsweise auch soziales Kapital wie eben die Empathie der Eltern, die Aufmerksamkeit hinsichtlich schulischer Belange oder gemeinsame kulturelle Aktivitäten beleuchtet. Die von ihnen ermittelten Ergebnisse konnten schließlich in der Arbeit von Stecher verifiziert werden. Auch er stellte Folgendes fest: „Je harmonischer das Familienklima und je empathischer die Eltern von Kindern wahrgenommen werden, desto positiver stehen die Kinder der Schule und dem dafür notwendigen Lernen gegenüber und desto stärker sind sie von ihrer schulischen Selbstwirksamkeit und Problemlösungskompetenz überzeugt – das heißt um so leistungsförderlicher ist ihr gesamter Schulhabitus.“ (Stecher 2000: 90) Stecher kann zudem zeigen, dass zwar die Vollständigkeit der Familienstruktur von hoher Relevanz ist, dieser Effekt sich aber abschwächt, wenn die Bildung der Eltern bzw. ihre finanzielle Situation mit berücksichtigt wird. Ebenso wie bei Teachman/Paasch/Carver (1996) deuten auch Stechers Ergebnisse auf eine Wechselwirkung der verschiedenen Kapitalarten hin, so wie dies theoretisch von Bourdieu konstatiert worden war.

Speziell diesem Zusammenspiel der Kapitalarten ist die Studie von Wong (1998) gewidmet. Auf der Grundlage der Daten des „Social Class Structure of Czechoslovakia Surveys“ von 1984, in dessen Rahmen 19.000 Jugendliche über 15 Jahren in der damals sozialistischen Tschechoslowakei befragt worden waren, untersuchte Wong, welche familialen Faktoren für die hohe Stabilität intergenerationaler Bildungsgleichheit zwischen verschiedenen Bevölkerungsschichten verantwortlich sind. Er kann zeigen, dass zwar alle von Bourdieu konzipierten Kapitalarten (soziales, ökonomisches und kulturelles Kapital) von Bedeutung für den Bildungserfolg sind, dass das soziale Kapital, operationalisiert über die Mitgliedschaft der Eltern in der kommunistischen Partei, jedoch den geringsten Einfluss zeitigt. Das fehlende soziale Kapital einer Familie kann sogar durch z. B. höhere Bildung der Eltern ausgeglichen werden, um zum selben Ergebnis zu kommen und umgekehrt, womit die Interaktion der Kapitalarten augenscheinlich wird.

Ebenfalls der Wechselwirkung der verschiedenen Kapitalarten gilt das Interesse der Studie von Marjoribanks (1993). Als Basis dienen die Daten einer Befragung von 905 elfjährigen australischen Kindern und deren Eltern. Das Erkenntnisinteresse der Auswertung liegt in der Beantwortung der Frage, wie sich bildungsrelevantes Erziehungsverhalten der Eltern (family educational capital) und Persönlichkeitseigenschaften des Kindes (intellektuelle Leistungsfähigkeit und schulische Selbsteinschätzung) in den Schulleistungen des Kindes niederschlagen und ob dieser Nexus zwischen Familien mit unterschiedlichem Human- und Sozialkapital ('family opportunity structure') variiert. Und auch hier bestätigen sich im großen und ganzen die bereits oben dargestellten Ergebnisse zum Zusammenhang von sozialem Kapital und Humankapital.

Dies gilt auch für die Studie von Zweigenhaft (1993). Dieser kann darstellen, dass die Absolventen von öffentlichen Schulen zwar insgesamt bessere Leistungen an Elite Universitäten wie Yale oder Harvard nachweisen können, dass die Absolventen von privaten Schulen aber häufiger in prestigeträchtige Studentenverbindungen aufgenommen werden und nach ihrem Abschluss auch eher Berufe mit Zugang zu gesellschaftlich und wirtschaftlich relevanten Netzwerken aufnehmen, was Zweigenhaft im Rekurs auf Bourdieu mit der Wechselwirkung und Akkumulation verschiedener Kapitalformen erklärt.

Lareau/Horvat (1999) wiederum versuchen zu zeigen, wie bestehende soziale Ungleichheit, z. B. durch Rassenzugehörigkeit mittels des Schulsystems reproduziert wird. Hierfür wurden in einer Kleinstadt im mittleren Westen der USA in einer Grundschule „Classroom-Beobachtungen“ und Intensivinterviews mit 24 Kindern (12 weißen und 12 schwarzen) durchgeführt. Zudem wurden Interviews mit insgesamt 40 Eltern, 9 Lehrern und 26 anderen Personen aus der Gemeinde geführt. Zum besseren Verständnis des politischen und historischen Hintergrunds wurden außerdem Zeitungsartikel aus den Jahren 1950 bis 1990 zum Thema Diskriminierung bzw. Schule und Rassenprobleme ausgewertet.

In Anlehnung an Bourdieu versuchen Lareau/Horvat, die Bedeutung von kulturellem und sozialem Kapital für den Schulerfolg zu klären. Die Tatsache, „weiß“ zu sein, werten sie dabei als Teil des kulturellen Kapitals. Denn es zeigte sich in den Interviews, dass das Verfügen über bestimmte Ressourcen allein nicht ausreicht, um Ungleichheiten zu erklären. Vielmehr sei es so, dass es, entsprechend Bourdieu, darauf ankommt in welchem sozialen Feld die Akteure gemäß ihres jeweiligen Habitus ihre Kapitalbestände

aktivieren können. In einem von der weißen Kultur geprägten und durch die Erinnerung an erfahrene Diskriminierung belasteten Feld vermögen daher auch die mit verschiedenen Kapitalformen gut ausgestatteten Schwarzen nur schwer Fuß zu fassen, es sei denn sie lernen die „Spielregeln“ des weißen Umfelds zu verstehen und anzuwenden. „Any form or type of capital derives value only in relation to the specific field of interaction. Particular types of social capital do not have inherent value exclusive of what is accorded in a specific field.“ (Lareau/Horvat 1999: 50)

Studien von Kalmijn/Kraaykamp (1996) bzw. Degraf/Degraaf/Kraaykamp (2000), Stanton-Salazar (1997), Hao/Bonstead-Bruns (1998), Roscigno/Ainsworth-Darnell (1999) sowie Goldstein (2003), die ebenfalls vor allem auf Bourdieu rekurrieren, bestätigen diese These. Denn in all diesen Arbeiten wurde die Bedeutung des für den entsprechenden gesellschaftlichen Kontext – hier der weißen Kultur – passenden kulturellen Kapitals für den Schulerfolg nachgewiesen, da nur über das Verständnis der „Spielregeln“ auch der Zugang zu wichtigen institutionellen Agenten und sozialen Netzwerken mit den entsprechenden karriererelevanten Ressourcen möglich wird. „In sum socialization among minority children entails learning to ‘decode the system’ and to ‘participate in power’, understood as learning how to engage socially those agents and participants in mainstream worlds and social settings who control or manage critical resources.“ (Stanton-Salazar 1997: 20)

Auch die Arbeit von McNeal (1999) kommt zu fast gleich lautenden Resultaten. MacNeal versucht auf der Grundlage des Konzepts von sozialem und kulturellem Kapital zu klären, warum die Involviertheit der Eltern in Schulfragen unterschiedliche Effekte auf kognitive Leistungen (wo sie sich nicht bzw. negativ auswirkt) bzw. Verhaltensformen (wo sie sich eher positiv auswirkt) für spezifische soziale Schichten und Rassen hat.¹¹

Pong (1998) stützt sich in seiner Untersuchung ebenfalls auf die Daten der „National Education Longitudinal Study“ (NELS), die er zu seinen Zwecken noch einmal eingrenzt. So konzentriert er sich auf die Schüler der 10. Klasse und schließt z. B. Angaben jener Schüler aus, bei denen die Familienstruktur unklar ist oder die körperlich behindert sind. Schließlich enthält sein Sample Angaben von 10.399 Zehnt-Klässlern aus 654 Schulen in den USA. Mittels dieser Daten versucht er zu ergründen, ob die Konzentration von Schülern

11 Ähnlich auch Pong./Hao (2002) bzw. Furr (1998) und Schneider/Teske/Marschall/Roche (1997)

aus Ein-Elternfamilien in einer Schule den Erfolg bei Mathematik-Tests für alle Schüler beeinträchtigt. Er folgt somit Colemans These zum fehlenden sozialen Kapital unvollständiger Familien. Wobei es ihm vor allem darum geht, zu zeigen, ob und wie das außerfamiliale soziale Kapital, das speziell der Schulgemeinschaft zuzurechnen ist, wirkt. Dieses operationalisiert er über zwei Indikatoren: Partizipation der Eltern an Schulangelegenheiten z. B. in Form freiwilliger Arbeit in der Schule und schulische Bekanntschaft (kennen die Eltern eines Kindes die Eltern der engsten Schulfreunde?). Das Ergebnis der Studie zeigt, dass die Testergebnisse der Schüler in Schulen mit hohem Anteil an Ein-Eltern-Familien insgesamt schlechter sind als in Schulen mit eher vollständigen Familien. Dies, so Pong, liegt zum einen daran, dass die sozioökonomischen Verhältnisse in Ein-Eltern-Familien zumeist problematisch sind, was sich in aggregierter Form auf die Schulen niederschlägt, zum anderen liegt dies aber am fehlenden sozialen Kapital in den Schulen. Dies wirkt sich naturgemäß nicht nur bei den jeweiligen Schülern aus den Ein-Eltern-Familien aus, sondern, da es sich um Beziehungsnetze handelt, auch bei allen anderen. Er empfiehlt daher: "Schools that encourage parental networking through newsletters, evening social events away from school, or even explicit pairing of new parents with established families will help to build intraparental relations. In the process, the overall achievement of students will be enhanced." (Pong 1998: 39)

Die Arbeit von Sun (1999) kommt zu ähnlichen Ergebnissen, wobei jedoch nicht die Schule, sondern die ganze Gemeinde im Fokus des Erkenntnisinteresses liegt.

Die weitaus meisten empirischen Arbeiten zum Zusammenhang von sozialem Kapital und dem Erwerb bestimmter Kompetenzen bzw. Ressourcen im Kindes- und Jugendalter stehen jedoch in der Tradition Colemans.

In seinem Aufsatz „Social Capital and the Creation of Human Capital“ aus dem Jahr 1988 formulierte dieser das erste Mal sein Konzept vom sozialen Kapital genauer¹² und versuchte es, mit empirischen Daten zur Schullaufbahn von Kindern und Jugendlichen zu belegen. In diesem Kontext wird soziales Kapital von Coleman spezifiziert als "the norms, the social networks, and the relationships between adults and children that are of value for the child's growing up." (Coleman 1995: 370)

12 Zu den allgemeinen Formen sozialen Kapitals wie „Erwartungen und Verpflichtungen“, „Informationen“ oder „Normen und Sanktionen“ bei Coleman siehe S. 35.

Dies wird dann von ihm weiter untergliedert. „Soziales Kapital, das für die Erziehung von Kindern von Bedeutung ist, tritt in drei Aspekten der Sozialstruktur zutage. Der erste ist die Intensität der Beziehungen zwischen Erwachsenen und Kind, der zweite ist die Beziehung zwischen zwei Erwachsenen, die zu dem Kind eine Beziehung von gewisser Intensität unterhalten, und der dritte ist die Langlebigkeit einer Struktur.“ (Coleman 1992: 348f.)

Mit dem ersten Aspekt, der Intensität der Beziehungen, ist die konkrete Ausgestaltung der intergenerativen Beziehungen gemeint. Die Qualität dieser Beziehungen werden u.a. durch folgende Indikatoren gemessen: die gemeinsam von Kindern und Eltern verbrachte Zeit, gegenseitige Nähe, Kommunikationsformen oder auch die Bindung der Kinder an die Eltern.

Der zweite Aspekt zielt darauf ab, dass, Coleman zufolge, geschlossene soziale Netzwerke in denen also Erwachsene, die Kontakt zu dem Kind haben auch untereinander Beziehungen pflegen, mehr soziales Kapital besitzen als offene Netzwerke (vgl. Coleman 1992: 352). „Die Geschlossenheit des Netzwerkes kann dem Kind Unterstützung und Belohnungen von weiteren Erwachsenen verschaffen, die verstärken, was es vom ersten Erwachsenen erfahren hat, und kann Normen und Sanktionen hervorbringen, die durch einen einzelnen Erwachsenen nicht eingeführt werden könnten.“ (Coleman 1992: 352)

Die Langlebigkeit der Struktur bzw. die Zeitgeschlossenheit meint schließlich, dass der Erwachsene, der zu einem bestimmten Zeitpunkt t_1 zu dem Kind in einer spezifischen Beziehung stand derselbe Erwachsene ist, der zu einem Zeitpunkt t_2 zu diesem Kind in dieser Beziehung steht.

Das so definierte soziale Kapital ermöglicht es dem Kind, jenes Wissen und jene Normen zu erlernen bzw. von den Erwachsenen zu übernehmen, die es für ein erfolgreiches soziales Leben benötigt.

Coleman und in seiner Tradition fast 2/3 aller übrigen Studien im Kontext von sozialem Kapital und Jugend, versuchen, dies zu belegen, indem sie untersuchen, welchen Einfluss das soziale Kapital von Kindern und Jugendlichen auf deren Schullaufbahn, speziell auf das Problem des vorzeitigen Abbrechens der Schule zwischen der 10. und 12. Jahrgangsstufe hat. Coleman nutzt für seine Untersuchung die Daten des „High School and Beyond Surveys“, den er zusammen mit Hoffer und Kilgore im Auftrag des „National Center for Educational Statistics“ entwickelt hatte und in dessen Rahmen 1980 in der ersten Erhebungswelle rund 50.000 Schüler der 10. Jahrgangs-

stufe aus mehr als 1.000 öffentlichen und privaten Schulen befragt worden waren. Die Ergebnisse seiner Studie stützen sich auf ein Teilsample von ca. 4.000 Schülern öffentlicher Schulen der 10. und 12. Jahrgangsstufe, die man in der ersten (1980) und zweiten (1982) Erhebungswelle erfasst hatte.

Für das innerfamiliäre soziale Kapital wurden von Coleman ursprünglich drei über Einzel-Items operationalisierte Indikatoren verwandt und mit einer Hypothese verbunden:

- die Abwesenheit eines Elternteils; speziell in Ein-Elternfamilien, so die Hypothese, stehen den Kindern weniger Erwachsene und somit weniger Optionen für entwicklungsrelevante Kontakte zur Verfügung;
- die Anzahl der Geschwister; die Aufmerksamkeit der Eltern für ein spezielles Kind wird schwächer, je mehr Kinder in einer Familie vorhanden sind;
- die Bildungserwartungen der Mutter; Eltern mit hohen Bildungserwartungen seien stärker an ihren Kindern und deren Erfolg interessiert und seien auch bereit, mehr Anstrengungen dafür zu investieren.

In seinem Werk „Grundlagen der Sozialtheorie. Band 2. 1992“ hat Coleman diese empirische Arbeit übernommen und erweitert, indem er u.a. zwei zusätzliche Indikatoren berücksichtigte und Hypothesen aufstellte:

- die Häufigkeit mit der das Kind mit den Eltern über persönliche Dinge und Erfahrungen spricht, also entsprechende Aufmerksamkeit und Unterstützung in spezifischen Situationen erhält und
- ob die Mutter während der Vorschulzeit des Kindes erwerbstätig war, denn auch dies würde die Zahl entwicklungsrelevanter Kontakte negativ beeinflussen.

Die Ergebnisse seiner Untersuchung bestätigen die ersten drei Hypothesen: Kinder mit den, laut Hypothese, optimalen Voraussetzungen (zwei Elternteile, nur ein Geschwister, hohe Bildungserwartung) weisen eine durchschnittliche Abbruchquote von 8,1 % auf, Kinder mit nur einem Elternteil, vier Geschwistern und niedrigen Bildungserwartungen hingegen eine Quote von 30,6 % (wobei Einkommen und Bildung der Eltern kontrolliert wurden).

Ein Beleg für die beiden letzteren Hypothesen konnte hingegen nicht erbracht werden.

Das außerfamiliäre soziale Kapital und somit die Geschlossenheit des Netzwerkes wurde von Coleman über die Indikatoren:

- Häufigkeit des Wohnortwechsels und
- Besuch einer öffentlichen versus Besuch einer privaten/ katholischen Schule

untersucht.¹³ Besonders der erste Punkt erwies sich dabei als ausschlaggebend. Während Kinder mit gleichem innerfamiliären sozialen Kapital und sozioökonomischen Status, die seit der 5. Klasse nicht umgezogen waren eine Abbruchquote von 11,8 % aufweisen, erhöht sich diese Quote auf 23,1 % bei Kindern, die seitdem zweimal umgezogen sind. Dies sei, so Coleman darauf zurück zu führen, dass die sozialen Beziehungen, die das soziale Kapital bilden bei jedem Umzug abgebrochen werden und somit auch keine Geschlossenheit von Netzwerken entstehen bzw. erhalten werden kann.¹⁴

Darüber hinaus zeigt sich auch, dass Schüler katholischer Schulen seltener die Schule abbrechen als Kinder aus öffentlichen Schulen, was damit begründet wird, dass diese Schulen von einer an gemeinsamen Werten orientierten Gemeinschaft umgeben und die Netzwerke geschlossen sind.¹⁵ Die religiöse Orientierung selbst sei hingegen irrelevant: “The low dropout rates of Catholic schools, the absence of low dropout rates in the other private schools, and the independent effect of frequency of religious attendance all provide evidence of the importance of social capital outside the school, the adult community surrounding it, for this outcome of education.” (Coleman 1988: 115)

Die Tatsache, dass die Qualität der familialen Kommunikation keinen Einfluss auf den Schulerfolg der Kinder hat, wird von Colemans Kritikern darauf zurück geführt, dass er teilweise zu einfache und simplifizierende Operationalisierungen verwandt hat (vgl. Hagan/Macmillan/Wheaton 1996: 374).

13 Sandefur/Meier/Hernandez haben 1999 auf der Datengrundlage der NELS die Ergebnisse Colemans im Prinzip bestätigt. Zwar differenzierten sie, Astone (1999) folgend, soziales Kapital noch einmal nach Formen sozialen Kapitals (z. B. Familienstruktur), Qualität sozialen Kapitals (z. B. dem Verhältnis zwischen Eltern und Kindern), sowie den durch sozialem Kapital zugänglichen Ressourcen, die von Coleman gefundenen Resultate beeinträchtigte das etwas abweichende Untersuchungsdesign jedoch nicht.

14 Pribesh/Downey haben dies 1999 noch einmal detaillierter untersucht und kamen im Grundsatz zum selben Ergebnis.

15 Zu einem ähnlichen Ergebnis kommen Muller/Ellison (2001). Andererseits zeigen Morgan/Sorenson (1999) basierend auf einem Ausschnitt aus der „National Longitudinal Study“ (NELS), dass es nicht die Geschlossenheit der Netze, sondern eher bestimmte stimulierende Schulnormen und Curricula sind, die katholische Schulen teilweise besser abschneiden lassen. Im Allgemeinen jedoch, so Ihr Ergebnis, sind es breite soziale Netzwerke, die den Schulerfolg verbessern.

Smith/Beaulieu/Israel (1992), die sich in ihrer Untersuchung ebenfalls auf die von Coleman verwendeten Daten des „High School and Beyond“ Reports stützen, kommen im Prinzip zu ähnlichen Ergebnissen wie Coleman. Interessant ist jedoch, dass sie zur Messung des außerfamilialen sozialen Kapitals einige Erweiterungen gegenüber der Studie von Coleman vorgenommen haben, z. B. ermittelten sie Angaben über das Interesse der Eltern an schulischen Belangen, Teilnahme der Jugendlichen an kirchlichen und nicht-kirchlichen Aktivitäten in der Gemeinde, ob in den letzten 5 Jahren ein öffentliches Referendum zu Schulfragen durchgeführt wurde und, ebenso wie bei Coleman, wie oft die Familien ihren Wohnort wechselten. Trotz dieser Erweiterung wurde der von Coleman als zentraler Negativ-Prädiktor für den Schulerfolg ermittelte Wohnortwechsel bestätigt. Alle anderen Faktoren, mit Ausnahme der Beteiligung an kirchlichen Aktivitäten hatten kaum Einfluss auf den vorzeitigen Schulabbruch. Bedeutsam ist allerdings, dass Smith/Beaulieu/Israel auch feststellten, dass inner- und außerfamiliales soziales Kapital kompensatorisch zueinander wirken können. Ist soziales Kapital also nicht in der Familie, dafür aber außerhalb der Familie vorhanden oder umgekehrt, besteht ein rund 13 prozentiges Risiko eines Schulabbruchs. Fehlt beides liegt das Risiko bei 50 %; ist beides vorhanden liegt es hingegen bei fast 0 %.

Teachman/Paasch/Carver folgen ebenfalls Colemans Ansatz. In ihrer Studie von 1996 stützen sie sich auf Daten der 1. und 2. Erhebungswelle der „National Educational Longitudinal Study“ (NELS), bei denen rund 16.000 Schüler der 8. bzw. dann später der 10. Jahrgangsstufe befragt worden waren. Teachman/Paasch/Carver versuchen, die bei Coleman als kritisch eingestuften Simplifizierungen durch ein differenzierteres Vorgehen zu vermeiden. So wird die bei Coleman nur allgemein erfragte Häufigkeit von Gesprächskontakten in der Familie anhand von acht einzelnen Fragen detaillierter untersucht, die Familienstruktur wird mit der Unterscheidung in Einelternteil-, Stiefeltern- und biologische Zweielternfamilie erfasst, und das soziale Kapital außerhalb der Familie wird über die von Coleman aufgestellten Faktoren um Punkte wie Kontakt der Eltern zur Schule bzw. zu Lehrern und Kontakt der Eltern zu den Eltern der engsten Freunde der Kinder erweitert.

Während Teachman/Paasch/Carver die positiven Ergebnisse Colemans hinsichtlich der Schüler aus katholischen Schulen bestätigen können, kommen sie im Hinblick auf die Bedeutung der innerfamilialen Kommunikation zu

völlig anderen Resultaten. Demzufolge sinkt das Risiko eines frühzeitigen Schulabbruchs mit zunehmender Häufigkeit der Eltern-Kind Gespräche.

Einen negativen Zusammenhang stellen Teachman/Paasch/Carver zwischen Familienstruktur und Schulabbruch fest. Kinder aus Stieffeltern-, bzw. Ein-elternteilfamilien weisen ein deutlich höheres Risiko eines Schulabbruchs auf, als Kinder aus Familien mit beiden biologischen Eltern. Hinsichtlich des negativen Einflusses eines Wohnortwechsels können Teachman/Paasch/Carver die Ergebnisse Colemans jedoch vollauf bestätigen. Alle anderen Faktoren treten hingegen in den Hintergrund.

Dies wird auch in einer weiteren Studie von Teachman/Paasch/Carver (1997) belegt, in der sie unter Verwendung desselben Variablensatzes und der Daten des NELS den Schulabbruch zwischen der 10. und 12. Jahrgangsstufe untersuchen. Interessant an dieser Untersuchung ist aber vor allem die Tatsache, dass Teachman/Paasch/Carver einen Zusammenhang zwischen Einkommen der Eltern, sozialem Kapital und Schulabbruch bzw. Bildung der Eltern, sozialem Kapital und Schulabbruch feststellen. Bei Kindern mit positiven Sozialkapital-Dispositionen (keine Schulwechsel, guter Kontakt zu den Eltern, beide biologischen Eltern vorhanden) kann eine positive Verstärkung durch das höhere Einkommen bzw. die höhere Bildung der Eltern festgestellt werden. Umgekehrt verringern sich die positiven Voraussetzungen bei entsprechend niedrigerem Einkommen bzw. Bildung und der Schulabbruch wird wahrscheinlicher.¹⁶

Carbonaro (1998), der ebenso wie Teachman/Paasch/Carver Colemans Ansatz auf die Daten der NELS anwendet, bestätigt in seiner Untersuchung, dass Jugendliche, deren Eltern keine oder nur wenige Eltern der Freunde ihres Kindes kennen, häufiger die Schule in der 12. Klasse abbrechen als Kinder, deren Eltern im Sinne Colemans über ein intergenerativ geschlossenes Erwachsenenetz verfügen.

Hagan/Macmillan/Wheaton (1996) widmen sich einem anderen Fragenkomplex. Mit Hilfe der Daten einer Lebensverlaufsstudie, die 1976 begann und mit einer zweiten Welle 13 Jahre später vervollständigt wurde, gehen sie der Frage nach, inwiefern die Qualität der Eltern-Kind-Beziehungen (innerfamiliales soziales Kapital) die negativen Effekte eines Wohnortwechsels und

16 ähnlich auch Sandefur/Meier/Hernandez 1999 sowie Meier 1999, die zudem die Hypothese aufstellen, dass Eltern gezielt in soziales Kapital investieren würden z. B. indem sie finanzielle oder qualitative Einbußen hinnehmen, um einen Wohnortwechsel zu vermeiden

somit des Verlustes von außerfamilialem sozialen Kapital kompensieren kann. Ersteres wird dabei über folgende Indikatoren gemessen: Vollständigkeit der Familienstruktur, Anzahl der Geschwister, Erwerbstätigkeit der Mutter in den ersten 12 Lebensjahren des Kindes, Zeit, die der Vater mit der Familie verbringt, Wissen der Eltern wo und mit wem die Kinder ihre Zeit verbringen, elterliches Unterstützungsverhalten sowie den Grad der Eingebundenheit der Kinder in bestimmte subkulturelle Kontexte und Gruppen.

Die Ergebnisse zeigen, wenn auch in für Mädchen und Jungen unterschiedlicher Weise, dass verschiedene Aspekte des innerfamilialen sozialen Kapitals die negativen Effekte eines Wohnortwechsels und somit des Verlustes externen sozialen Kapitals auszugleichen vermögen (ähnlich auch Tucker/Marx/Long 1998)

Crosnoe hingegen weist in seiner Arbeit von 2004 anhand eines aus den Daten der „National Longitudinal Study of Adolescent Health“ gewonnenen Samples von ca. 12.000 Jugendlichen nach, dass das soziale Kapital in Schulen das innerfamiliale soziale Kapital nicht ersetzen kann. (Beide Sozial-Kapital-Formen operationalisierte er für seine Untersuchung in Form von zwischenmenschlichen, emotionalen Beziehungen). Es sei vielmehr so, dass sich die beiden Formen ergänzen und gegenseitig verstärken könnten. Zwar lieferten Schüler mit einem hohen Anteil an schulischem sozialen Kapital aber wenig innerfamilialem sozialen Kapital bessere Ergebnisse als Schüler mit geringem Anteil sozialen Kapitals in beiden Untersuchungsbereichen, den größten Schulerfolg wiesen aber diejenigen Schüler auf, die in beiden Bereichen mit besonders viel sozialem Kapital ausgestattet seien. Crosnoe macht daher darauf aufmerksam, dass Schulen als Institutionen nicht per se für soziale Gleichheit sorgen, da sie neben der Vermittlung von Wissen und Kompetenzen auch soziales Kapital anbieten, welches in seiner befördernden Wirkung wiederum stark von den Verhältnissen der Ausgangsfamilien der Schüler abhängig ist. „Like past research demonstrating that the structural or curricular features of schools can widen academic differences associated with the socioeconomic status of families, this study has identified a similar process by which the social and interpersonal features of schools can widen academic differences associated with the emotional nature of family relation“ (Crosnoe 2004:277)

Die Lebensverlaufsstudie von Russel/Elder (1997) verfolgt die schulische Entwicklung von 377 Zwölf- bis Vierzehnjährigen (zum Zeitpunkt der Ersterhebungswelle 1989) über einen Zeitraum von vier Jahren, wobei eine jähr-

liche Befragung stattfand. Alle Jugendlichen stammen aus vollständigen Familien mit mindestens einem Geschwisterteil und kommen aus dem ländlichen, mittleren Westen der USA. Zur Messung des innerfamiliären sozialen Kapitals ziehen Russel/Elder folgende Indikatoren heran: Zufriedenheit der Eltern mit ihrer Ehe (gegenseitiges Unterstützungspotenzial der Eltern), Wärme der Eltern-Kind-Beziehung, elterliches Bekräftigungs- und Motivationsverhalten und Zufriedenheit der Eltern mit ihrer Elternschaft. Das außerfamiliäre soziale Kapital wird dagegen über die Einbindung in religiöse, soziale und politische Gruppen und Vereinigungen erfasst. In einem ersten Schritt stellen Russel/ Elder fest, dass die Einbindung der Eltern in kommunitive Netzwerke sowie ihre Zufriedenheit mit ihrer Elternschaft die wichtigsten Prädiktoren für den Schulerfolg der Kinder darstellen. Betrachtet man dann die Entwicklung der Schulnoten im Längsschnitt, so zeigt sich, dass zwar im Übergang zu einer weiterführenden Schule und dem damit einhergehenden Aufbrechen sozialer Netze bei allen Schülern eine Verschlechterung der Noten eintritt, dass jedoch bei ca. 1/5 der Schüler dieser Effekt besonders gravierend ist. Die Gruppe der besonders schlechten Schüler unterscheidet sich bei genauerer Analyse von der Gruppe der übrigen Schüler vor allem durch die Bildung der Eltern, die Qualität der Familienbeziehungen und besonders der Einbindung in kommunitive Gruppen und der Zufriedenheit der Eltern mit ihrer Rolle. Im Gegensatz zu Kindern aus durchschnittlich bis stark eingebundenen Familien liegen in der 10. Klassen die Noten der Kinder aus isolierten Familien deutlich unter dem Ausgangsniveau der 7. Klasse. Allerdings zeigt sich auch hier wieder, dass dieser Effekt abgeschwächt bzw. nivelliert wird, wenn diese isolierten Familien über andere Kapitalarten verfügen.

Hofferth/Boisjoly/Duncan (1995a) interessieren sich, anders als die bisher genannten Arbeiten, die sich vor allem mit Aspekten der Produktivkraft sozialen Kapitals und dessen Tauschbarkeit in andere Kapitalarten beschäftigten, für die Frage, inwiefern die Investitionen in soziales Kapital in der Vergangenheit die Menge des gegenwärtigen sozialen Kapitals beeinflussen. Hierfür wurden die Daten der „Study of Income Dynamics“ von 1980, bei der 3.300 Familien mit Kindern unter 18 Jahren befragt worden waren, aufbereitet. Als Investitionen werden dabei die in Form von Geld oder Zeit geleisteten Hilfen bei Freunden und Verwandten bezeichnet, womit umgekehrt dann auch das gegenwärtige soziale Kapital als die Erwartung solcher Hilfen gemessen wird. In ihrem theoretischen Modell gehen Hofferth/Boisjoly/ Duncan davon aus, dass austauschtheoretische Motive eher in Freundschaftsbeziehungen,

altruistische Motive der Hilfeleistung hingegen eher in Verwandtschaftsbeziehungen zu erwarten seien. Dies wird in den empirischen Ergebnissen dann auch mehr oder weniger bestätigt. Wobei die zu erwartende Hilfe von Verwandten, unabhängig davon ob altruistisch oder austauschtheoretisch motiviert, mit der z. B. durch Umzug bedingten räumlichen Entfernung abnimmt, was dann umgekehrt die Notwendigkeit höherer Investitionen in Freundschaftsbeziehungen bedingt, um den Mangel potenzieller verwandtschaftlicher Hilfeleistungen auszugleichen.

In einer weiteren Studie untersuchen Hoferth/Boisjoly/Duncan (1995b) dann wie das Sozial-Kapital-, „Vermögen“ der Eltern den schulischen Werdegang der Kinder beeinflusst. Auch wenn soziales Kapital bei diesen Autoren etwas anders als z. B. bei den bisher zitierten Untersuchungen, nämlich über monetäre bzw. zeitliche Hilfeleistungen operationalisiert wird, so zeigt sich doch auch hier eine positive Korrelation zwischen einem hohen Anteil von elterlichem sozialen Kapital und geringer schulischer Abbruchquote bzw. steigender Wahrscheinlichkeit eines späteren College-Besuchs der Kinder. Allerdings gilt dies nur für das über Freundschaftsbeziehungen aktivierbare soziale Kapital der Eltern. Der Anteil der verwandtschaftlichen Hilfeleistungen wirkt sich nicht auf den Schulerfolg aus. Zudem zeigt sich, dass Kinder aus einkommensstarken Familien größeren Nutzen aus ihrem sozialen Kapital ziehen als Kinder aus einkommensschwachen Familien. Für letztere wirkt sich außerdem ein Wohnortwechsel deutlich negativer aus als für erstere. Stecher resümiert die Arbeit Hoferth/Boisjoly/Duncans daher so: „Die Investitionen in die austauschorientierten Freundschaftsnetzwerke, konkret: die gewährten Hilfeleistungen, sind wiederum von den ökonomischen, zeitlichen und anderen Ressourcen der Familien abhängig. So entsteht die paradoxe Situation, daß Familien mit geringen Ressourcen (etwa eine alleinerziehende Mutter, die aufgrund der Scheidung zu einem Wohnortwechsel gezwungen ist und nur über ein geringes Einkommen verfügt), die der Unterstützung am bedürftigsten sind – unter sonst gleichen Bedingungen –, weniger soziales Kapital mobilisieren können (da sie nicht investieren können), als Familien mit hohen Ressourcen, die (nur zeitlich begrenzt) in eine Notsituation geraten.“ (Stecher 2000: 96)

Recht differenzierte, wenn auch zu den bisher präsentierten Studien widersprüchliche Ergebnisse liefert die Arbeit von Büchel/Duncan (1998). Auf Basis einer Auswahl der Daten des sozioökonomischen Panels (SOEP) für die alten Länder der Bundesrepublik Deutschland untersuchen sie Colemans

These, dass sich die Einbindung der Eltern in soziale Netzwerke und Aktivitäten außerhalb der Familie positiv auf den Schulerfolg der Kinder auswirkt. Büchel/Duncan erfassen hierzu folgende Aktivitäten der Eltern getrennt nach Mutter und Vater: im Bereich Hoch-Kultur z. B. Konzertbesuche, Populär-Kultur z. B. Kino, Disco, Sportveranstaltungen, aktives Sporttreiben, Zusammensein mit Freunden, Verwandten oder Nachbarn sowie politische Aktivitäten. Der Schulerfolg der Kinder wird über den Besuch des Gymnasiums bzw. der Haupt- und Realschule operationalisiert. Als Ergebnis zeigt sich, dass die Aktivitäten der Eltern sich nicht generell positiv auf den Schulerfolg auswirken, vielmehr scheint es so zu sein, dass z. B. das Sport-Treiben der Väter die Wahrscheinlichkeit eines Gymnasiumsbesuches erhöht, während das Zusammensein mit Freunden, Nachbarn und Verwandten diese eher senkt. Daneben zeigen sich auch deutliche Unterschiede in der Wirkungen der verschiedenen Aktivitäten von Vätern und Müttern auf den Schulerfolg.

Furstenberg/Hughes (1995) verarbeiten in ihrer Studie die Daten der Baltimore-Längsschnittstudie. Hierbei wurden Mitte der 1960er Jahre 404 schwangere Mädchen im schulpflichtigen Alter befragt. Im Abstand von 1, 3, 5 und 20 Jahren folgten dann weitere Erhebungswellen. An der letzten Befragungsrunde 1987 nahmen immerhin noch 252 Frauen des ursprünglichen Samples teil. Um zu ermitteln, inwiefern sich soziales Kapital auf den Schul- und Berufserfolg auswirkt, verwenden Furstenberg/Hughes ein überdurchschnittlich differenziertes Befragungsinstrument. So erweiterten sie das Indikatorenpektrum zur Messung des innerfamilialen sozialen Kapitals über die Frage nach der Vollständigkeit der Familie oder die Bildungserwartungen der Eltern hinaus um Fragen zur Qualität der Kind-Eltern Beziehungen wie z. B. die Häufigkeit gemeinsamer Aktivitäten von Kind und Eltern, die Häufigkeit der Hausaufgabenhilfe durch die Eltern, das Bekräftigungs- und Unterstützungsverhalten der Mutter und die Frage wie viele Freunde des Kindes die Mutter kennt oder ob sie Schulveranstaltungen besucht. Darüber hinaus erfassen sie auch die Einbindung der Eltern in das Netz der erweiterten Familie, indem sie danach fragen, wie oft sie ihre Geschwister oder Eltern treffen bzw. welche emotionale Unterstützung sie durch ihre Mutter derzeit erhalten. Das Spektrum der Indikatoren zur Messung des außerfamilialen sozialen Kapitals wird um Fragen ergänzt, die die Einbindung sowohl der Kinder als auch der Eltern in soziale Netzwerke ermitteln z. B. ob sie jemanden kennen, an den sie sich jederzeit wenden können, ob sie in einer religiösen Gemeinschaft involviert sind oder wie häufig sie enge Freunde treffen. Zudem erfragt man die Bildungserwartungen der Freunde der Kinder. Daneben werden aber

auch die bisher aus anderen Untersuchungen bekannten Indikatoren wie beispielsweise der Schulortwechsel untersucht.

Die Resultate zeigen, dass sowohl die Einbindung der Mütter in die erweiterte Familie und in andere soziale Netze von hoher Bedeutung für den Schul- und Berufserfolg sind, als auch das Maß der Qualität der Mutter-Kind-Beziehung. Zudem zeigen die Bildungserwartungen der Mütter, gemeinsame Aktivitäten von Kindern und Eltern und die Tatsache, dass letztere auch Schulveranstaltungen besuchen sowie die Bildungserwartungen der Freunde der Kinder positiven Einfluss auf einen späteren College-Besuch. Interessanterweise widersprechen jedoch auch einige Ergebnisse den bisher genannten Untersuchungen. So zeigt der Schulwechsel keine negativen Effekte und auch die Häufigkeit der Hausaufgabenhilfe scheint keinen Einfluss auf den Schulerfolg zu haben.

Im Rahmen der Forschungsgruppe „Bildung und Schule im Transformationsprozeß von SBZ, DDR und neuen Ländern“ der „Deutschen Forschungsgemeinschaft“ (DFG) untersucht die Arbeitsgruppe um Merkens/Dohle/Wessel in einem Teilprojekt das Schulwahlverhalten von Eltern und Schülern in Berlin-Lichtenberg, Cottbus und Frankfurt/Oder. Dohle (2002) geht darin speziell der Frage nach, wie sich das soziale Kapital von Kindern in der Grundschulzeit auf den Schulerfolg in der Oberstufe auswirkt. Dabei operationalisiert sie soziales Kapital zum einen über das soziale Netz der Eltern, zum anderen über die Interaktionen zwischen Eltern und Kindern z. B. durch Fragen nach gemeinsamen Freizeitaktivitäten oder dem Vertrauensverhältnis der Kinder zu Vater und Mutter. Zusätzlich wird auch das Gleichaltrigen-Netzwerk der Kinder ermittelt. Die Ergebnisse zeigen, dass vor allem die aktive Teilnahme der Eltern an Freizeitgruppen während der Grundschulzeit sowie der soziale Status der Eltern den Schulerfolg in der Oberschule positiv beeinflussen. Weitere wichtige Faktoren für den späteren Schulerfolg sind positive Sozialerfahrungen in der Grundschule, ein gutes Vertrauensverhältnis des Kindes zu den Eltern und gemeinsame Aktivitäten der Eltern mit den Kindern.

Die Vorarbeiten zu der international vergleichenden Studie „Programme for International Student Assessment – PISA“ (Baumert 2001), die die Lesekompetenz, sowie die mathematischen und naturwissenschaftlichen Grundfähigkeiten von Fünfzehnjährigen in 32 Ländern, vor allem aus der OECD, vergleicht, sahen ebenfalls eine Berücksichtigung des Bourdieuschen kulturellen Kapital Konzepts bzw. des sozialen Kapital Konzepts Colemans vor,

um die länderspezifischen Leistungsunterschiede zu erklären. In der dann durchgeführten Hauptuntersuchung wurden diese Ansätze zwar im Kapitel 8 auch noch einmal theoretisch erläutert, dann jedoch nicht detailliert zur Erklärung heran gezogen. So kann zwar u.a. festgestellt werden, dass speziell in Deutschland Kinder höherer sozialer Schichten und Kinder ohne Migrationshintergrund bessere Leistungen erzielen, inwiefern dies aber auch mit dem sozialen Kapital der Familien korreliert z. B. der in der Hauptuntersuchung erfassten Vollständigkeit der Familie, der Geschwisterzahl, der Erwerbstätigkeit der Eltern oder der Unterstützungsleistung bei Hausarbeiten, bleibt offen. (vgl. Baumert, Internet 2005)

Über die hier dargestellten Untersuchungsfragen hinaus wird in verschiedenen Arbeiten zudem untersucht, ob ein Zusammenhang zwischen dem Bestand an sozialem Kapital in Familien und der Entwicklung depressiven bzw. delinquenten oder devianten Verhaltens bei Kindern und Jugendlichen besteht. So stellten Furstenberg/Hughes in der oben dargestellten Studie auch fest, dass soziales Kapital scheinbar keinen Einfluss darauf ausübt Jungen, vor Konflikten mit dem Gesetz bzw. Mädchen vor jugendlicher Schwangerschaft zu bewahren oder depressive Verstimmungen zu verhindern. Parcel/Menaghan untersuchen in mehreren Arbeiten ebenfalls den Kontext von sozialem Kapital in Familien und Verhaltensauffälligkeiten der Kinder aus diesen Familien. Ihre Ergebnisse widersprechen zum Teil zwar den Ergebnissen von Furstenberg/Hughes, dies mag aber u. U. am Forschungsdesign liegen, da beide sowohl unterschiedliche Indikatoren für soziales Kapital als auch differierende Stichproben verwenden.

Die zentralen Ergebnisse von Parcel/Menaghan (1993) deuten darauf hin, dass das soziale Kapital in der Familie sowie eine gut bezahlte und anregende Arbeit der Mutter von großer Bedeutung für die kognitive Entwicklung und die psychische Gesundheit der Kinder ist. „Social capital, as embodied in the mother’s personal resources and in the home environments that parents construct for their children, is an important avenue by which families transmit appropriate behavioral norms across generations. Parents’ working conditions suggest additional mechanisms for influencing children’s social outcomes.“ (Parcel/Menaghan 1993: 131)

Des Weiteren gibt es Studien, die den Zusammenhang von sozialem Kapital, im Sinne von elterlicher Kontrolle sowie dem Schulerfolg, auf die Gefahr in deviante Freizeitzusammenhänge wie Vandalismus und Rechtsextremismus abzurutschen untersuchen (Boehke/Merkens/Hagan 1996), Studien, die den

Einfluss von sozialem Kapital in der Familie auf die Ausprägung delinquenten Verhaltens bei Kindern nachgehen (Wright/Cullen/Miller 2001) bzw. zeigen, dass soziales Kapital in Form von persönlichen, festen Bindungen im Erwachsenenalter eine im Jugendalter begonnene delinquente Lebensführung stoppen oder abschwächen können (Sampson/Laub 1993; Laub/Nagin/Sampson 1998), Arbeiten, die zeigen welchen Einfluß soziales Kapital auf die Integration türkischer Jugendlicher in Deutschland ausübt (Nauck/Kohlmann/Diefenbach 1997) sowie eine Untersuchung, die den Gedanken Colemans aufgreift, dass dort, wo gemeinsame Familienzeit z. B. durch die Erwerbstätigkeit der Mütter schwindet, auch die Häufigkeit der intergenerationalen Interaktion und somit das innerfamiliäre soziale Kapital abnimmt (Bianchi/Robinson 1997). Allerdings konnte diese Studie, die im Detail untersucht, wie viel Zeit die Kinder mit welchen Aktivitäten in der Familie verbringen, die These Colemans von der defizitären Struktur kinderreicher, unvollständiger Familien mit erwerbstätigen Müttern nicht bestätigen.

Das Sozial-Kapital-Konzept wurde zudem vielfach auch auf Probleme von Migranten bzw. Diskriminierung bestimmter ethnischer Gruppen angewandt u.a. auch im Kontext von Schule. So zeigen White/Glick (2000), dass der Verbleib von Schülern in der High-School bei Kindern aus unlängst eingewanderten Familien wahrscheinlicher ist als bei Migrantenkindern der zweiten Generation, was auf den höheren Anteil familiären sozialen Kapitals bei ersteren zurückgeführt wird. Bankston/Zhou (2002) beschäftigen sich u.a. mit dem Einfluss sozialen Kapitals auf die Lese- und Schreibfähigkeiten vietnamesischer Einwandererkinder während Stanton-Salazaar/Dornbusch (1995) diesen Einfluss auf das Erreichen bestimmter Schulabschlüsse bei amerikanischen Kindern mexikanischen Ursprungs aufzeigen. Weitere Arbeiten zu diesen Themen liefern u. a. Dyk/Wilson (1999), Fuller (2002), Goldstein (2003), Kahne/ Bailey (1999), Lopez (1996), Qian/Blair (1999), Smith-Maddox (2001), Sun (1998), Valenzuela/Dornbusch (1994) und Yan (1999).

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass in den dargestellten Untersuchungen dann der Schulerfolg der Kinder wahrscheinlicher wurde, wenn folgende Sozial-Kapital-Indikatoren in den Familien nachgewiesen werden konnten:

Innerfamiliales soziales Kapital

- Das Kind lebt zusammen mit beiden biologischen Eltern und hat nur wenige Geschwister.
- Die Familienmitglieder verbringen viel Zeit miteinander, z. B. mit Gesprächen.
- Die Beziehungen der Kinder zu ihren Eltern sind harmonisch und vertrauensvoll.
- Es kommt zu relativ wenigen Konflikten zwischen den Eltern und Kindern.
- Die Eltern hegen hohe Bildungs- und Berufsaspirationen für ihre Kinder.
- Die Eltern interessieren sich für die schulischen Belange der Kinder.
- Die Mutter geht einer gut bezahlten und für sie anregenden Arbeit nach.
- Die Eltern verfügen über viel ökonomisches, kulturelles und Human – Kapital.

Außerfamiliales soziales Kapital

- Das Kind hat im Idealfall keine oder nur wenige Wohnort- und Schulwechsel erlebt.
- Das Kind ist in eine peer group integriert.
- Das Kind beteiligt sich an kirchlichen Aktivitäten z. B. Jugendgruppen.
- Das Kind geht auf eine Schule, die in der Mehrzahl auch von Kindern aus Familien mit viel sozialem Kapital besucht wird.
- Die Eltern der Kinder verfügen über unterstützende Freundschafts- und Verwandtschaftsbeziehungen.
- Die Eltern der Kinder kennen viele der Eltern der Freunde ihrer Kinder.
- Die Eltern der Kinder sind in der Schule stark engagiert.
- Die Eltern der Kinder sind in Netzwerke innerhalb der Gemeinde eingebunden.
- Die Familie verfügt über die Fähigkeit, die entsprechenden Spielregeln des sozialen Umfelds zu adaptieren und für sich zu nutzen. (vgl. Stecher 2000: 104)

Die Meta-Analyse von Wang/Haertel/Walberg (1993), in der mehrere Studien zur Frage, welche Faktoren das schulische Lernen positiv bzw. negativ beeinflussen, verglichen werden, zeigt ebenfalls, dass die derart als soziales Kapital zusammengefassten Indikatoren von großer Bedeutung sind. So ergibt ihre Meta-Analyse eine Liste von 28 Faktoren, die in den von ihnen verarbeiteten Studien als relevant bezeichnet werden. Unter diesen 28 Faktoren

wiederum belegen die Sozial-Kapital-Faktoren vordere Plätze hinsichtlich ihrer Relevanz für den Schulerfolg: elterliche Unterstützung und Teilnahme am schulischen Leben (Platz 4), gute Beziehungen zwischen Schülern und Lehrern (Platz 5), peer-groups (Platz 8), Schul-Kultur bzw. soziales Klima in der Klasse (Platz 10 und 11).

2.1.2 Diskussion der Ergebnisse der empirischen Untersuchungen

Aus Sicht der oben angestellten theoretischen Erörterung lassen sich diese Ergebnisse nun wie folgt einschätzen: Die Fülle der unter dem Label „soziales Kapital“ subsummierten Indikatoren bei der hier dargestellten Forschung zum Zusammenhang von sozialem Kapital und kindlicher Entwicklung, speziell schulischem Erfolg, belegt (erneut) die bereits zu Beginn der Arbeit gemachte Feststellung, dass der Begriff des sozialen Kapitals selbst wenig bis gar nicht definiert ist und eine allgemein akzeptierte theoretische Fundierung fehlt. So enthalten die Studien zwar interessante Ergebnisse zum Hintergrund schulischer Laufbahnen bzw. Probleme, die Tatsache aber, dass dabei, entweder als Einzelindikator oder in wechselnden Indikatorsets, mal die Emotionalität der Eltern-Kind Beziehung, mal der Wohnortwechsel, mal die Schule als Ganzes und wieder ein anderes mal der Besuch einer katholischen Schule oder ähnliches als unabhängige Variable mit dem Label „soziales Kapital“ fungiert und in dem einen Fall mit Rückgriff auf Bourdieu und im nächsten Fall auf Coleman erklärt wird, lässt die Ergebnisse in der Gesamtschau als diffus erscheinen. Es bleibt unklar, was genau soziales Kapital ist, in welchem Zusammenhang es mit der kindlichen Entwicklung generell steht und warum genau dem so ist.

Dies ändert sich jedoch, wenn man von der von mir vorgestellten Definition des sozialen Kapitals ausgeht und dabei ein rationales Individuum zugrunde legt. Die einzelnen Studien und ihre scheinbar diffusen, nicht zusammenhängenden Ergebnisse werden dann als verschiedene Beispiele desselben Phänomens plausibel und logisch konsistent erklärbar, selbst noch in dem Fall, dass dabei soziales Kapital mal vom Ganzen und mal vom Individuum her operationalisiert wird. Denn diese Definition besagt, dass soziales Kapital die mindestens eine andere Interpretation ist, die die zu interpretierende soziale Einheit (Individuum oder soziales Makrophänomen) zu genau dieser Einheit macht. Für das mit praktisch keinem sozialen Kapital ausgestattete kindliche Individuum spielt es nutzentheoretisch daher nur eine untergeordnete Rolle, ob es sich im Lauf der Zeit von anderen Individuen oder sozialen Makrophä-

nomenen unterscheidet, so lange es überhaupt zu solchen Interaktionen kommt. Denn durch jede Interaktion mit seinem sozialen Kapital erhält das Individuum zumindest eine Identitätszuschreibung (abgesehen von den darüber hinaus möglichen Tauschgütern). Somit ist auch jede soziale Interaktion in jedem Fall erst einmal nutzbringend für das rationale ökonomische Individuum. Daraus folgt dann weiter, dass es um so mehr Ressourcen (materieller oder immaterieller Art) erhalten kann, in desto mehr Interaktionen mit seiner sozialen Umwelt – seinem sozialen Kapital – es sich einbringt. Unter anderem bedeutet dies: Verfügt das Individuum über ein großes soziales Netz, so hat es Zugang zu mehr Ressourcen als bei einem kleinen sozialen Netz, ist es Mitglied in überindividuellen Kontexten wie z. B. Jugendgruppen, so erhält es neben der identitätsrelevanten Zuschreibung, Gruppenmitglied zu sein, auch die Option auf die gemeinsam erzeugten Güter zu zugreifen.

Die durch das Mehr an sozialem Kapital erhöhte Disponibilität der Individuen ist somit der eigentliche Grund für die erhöhte Wahrscheinlichkeit des Schulerfolges bei Auftreten der genannten Sozial-Kapital-Indikatoren. Ebenso wie es im weiteren Lebensverlauf, für die erhöhte Wahrscheinlichkeit einen Arbeitsplatz zu finden (vgl. Freitag 2000) oder ein höheres Gehalt zu bekommen (vgl. Boxman/Graaf/Flap 1991) verantwortlich ist.

Anhand der oben aus den Studien herauspräparierten Liste relevanter Faktoren für den Schulerfolg kann dies noch einmal kurz detaillierter verdeutlicht werden:

Innerfamiliales soziales Kapital

- Das Kind lebt zusammen mit beiden biologischen Eltern und hat nur wenige Geschwister.
- Die Familienmitglieder verbringen viel Zeit miteinander, z. B. mit Gesprächen.

Wie bereits von den Autoren der jeweiligen Studien zum Teil selbst angesprochen, handelt es sich bei diesen Faktoren um die Möglichkeit der Erhöhung der Interaktionshäufigkeit. Es erscheint plausibel, dass Kinder in vollständigen Familien mehr Optionen haben, mit Erwachsenen zu interagieren als Kinder aus nicht vollständigen Familien, einfach schon deshalb, weil in der vollständigen Familie zwei Erwachsene zur Verfügung stehen. Ebenso ist es nachzuvollziehen, dass die durchschnittliche Anzahl der Interaktionen mit den Eltern bei zunehmender Zahl von Geschwistern sinken wird. Die Interaktionshäufigkeit aber entscheidet letztlich darüber, wie viele Möglichkeiten

zum Austausch von Ressourcen entstehen. Wie oben dargestellt, bedeutet jede Interaktion ein gleichzeitig Geben und Nehmen von Gütern (materiell und immateriell). Wobei auch der Geber einer Startleistung im sozialen Tausch logisch notwendig im Moment der Weggabe eines Gutes etwas erhält, nämlich eine identitätsrelevante Zuschreibung. Unabhängig davon, ob auf diese Weise eine reziproke Tauschbeziehung entsteht, können also nur in Interaktionen Ressourcen erworben werden, weshalb eine Erhöhung der Interaktionshäufigkeit theoretisch auch die Menge der verfügbaren Ressourcen erhöht.

- Die Beziehungen der Kinder zu ihren Eltern sind harmonisch und vertrauensvoll.
- Es kommt zu relativ wenigen Konflikten zwischen den Eltern und Kindern.

Dies erscheint für das rationale ökonomische Individuum daher von Vorteil, da es sich hierbei um den Nutzen aus überindividuellen bzw. nicht-punktuellen Ganzheiten, hier speziell: langfristigen Interaktionsbeziehungen handelt. Beide Seiten sind also daran interessiert, sich über die punktuelle Interaktion hinaus als Teil einer umfassenderen und dauerhafteren sozialen Austauschbeziehung zu definieren. Dies wiederum bedeutet, dass beide Seiten reziprok agieren und sowohl positiv bewertete materielle als auch immaterielle Güter wie z. B. Anerkennung transferieren müssen. Geschieht dies über einen längeren Zeitraum, so werden beide Seiten sich als Teil des gemeinsam erzeugten Ganzen – der Tauschbeziehung – sehen und diese als vertrauensvoll und harmonisch beschreiben, denn beide Seiten können sicher sein, für ihre „Investitionen“ im Lauf der Zeit auch eine für sie wichtige Gegenleistung zu erhalten.

- Die Eltern hegen hohe Bildungs- und Berufsaspirationen für ihre Kinder.
- Die Eltern interessieren sich für die schulischen Belange der Kinder.

Treten diese Faktoren auf, so bedeutet dies, dass die langfristige Tauschbeziehung selbst noch einmal von anderen Tauschbeziehungen zwischen Eltern und Kind unterschieden wurde, indem sie als Teil des Projektes „Schulerfolg“ definiert wurde. Die Interaktionen zwischen Eltern und Kind dienen nun langfristig diesem Ziel. Folglich wird auch leichter in Dinge und Handlungen investiert, die das Erreichen dieses Zieles befördern. Beispielsweise indem die Eltern bei den Hausarbeiten helfen oder sich gezielt in der Schule einbringen, um die Chancen ihres Kindes durch Informationsakquise oder Ähnlichem zu steigern.

- Die Mutter geht einer gut bezahlten und für sie anregenden Arbeit nach.

Hierbei handelt es sich eigentlich um einen Faktor des außerfamilialen sozialen Kapitals, da die Mutter über die anregende Arbeit selbst viele Optionen zur Erweiterung ihrer selbst erhält, z. B. indem sie viel Kontakt zu anderen Menschen hat oder viele unterschiedliche Tätigkeiten ausführt. Sie verfügt somit über mehr Ressourcen als jemand, der einer monotonen und womöglich auch noch sozial abgeschotteten Tätigkeit nachgeht.

Außerfamiliales soziales Kapital

- Das Kind hat im Idealfall keine oder nur wenige Wohnort- und Schulwechsel erlebt.
- Das Kind ist in eine peer group integriert.
- Das Kind beteiligt sich an kirchlichen Aktivitäten z. B. Jugendgruppen.

Auch hierbei gilt wieder, die Möglichkeit zur Interaktion und somit die Möglichkeit zur Erweiterung der eigenen Interpretation kann als Grund für den positiven Zusammenhang zwischen diesen Faktoren und dem Schulerfolg gesehen werden. Viele potenzielle Kontakte z. B. über die peer groups oder die Jugendgruppen bedeuten auch viele potenzielle Ressourcen, die das Kind theoretisch für sich gewinnen kann. Ein Wohnortwechsel vermag zwar die reine Anzahl der Interaktionen mit anderen Individuen nicht unbedingt negativ zu beeinflussen, er unterbricht aber, ähnlich wie von Coleman ausgeführt, die Möglichkeit zur Aufrechterhaltung langfristiger Tauschbeziehungen mit den bisherigen Interaktionspartnern. Dieser Effekt verblasst aber je länger die Kinder am neuen Wohnort leben, da sie dort dann mit der Zeit neue, dauerhafte Tauschbeziehungen etablieren können.

Der Vorteil der größeren individuellen Gestaltungsspielräume, die durch möglichst viele und vielfältige Interaktionen, also auch einem Mehr an sozialem Kapital entstehen, setzt sich im späteren Erwachsenenalter fort. So haben Untersuchungen beispielsweise von Caspi u. a. (1998), Freitag (2000), Boxmann/Graaf/Flap (1991), Rosenbaum u.a. (1999) gezeigt, dass Individuen mit viel sozialem Kapital eben auch über viel potenzielle Ressourcen z. B. in Form von Informationen über freie Arbeitsplätze oder aber auch in Form von konkreten Unterstützungsleistungen verfügen. Dies setzt sich fort bis hin zu Managern, die mehr Gehalt bekommen oder Unternehmen, die mehr Gewinn erwirtschaften bzw. Unternehmensgründern, die mit höherer Wahrscheinlichkeit nicht Insolvenz anmelden (vgl. Jansen, Internet 2005).

Unter Zugrundelegung des rationalen ökonomischen Individuums wird vor diesem Hintergrund schließlich auch plausibel, warum die verschiedenen Kapitalformen, wie in den Arbeiten z. B. von Wong (1998), Marjoribanks (1993) oder Stecher (1996) dargestellt, wechselwirken. Da es sich bei den Interaktionen um soziale Austauschbeziehungen handelt und folglich auch sowohl materielle als auch immaterielle Güter getauscht werden können, haben jene Individuen größere Chancen, von anderen Individuen bestimmte Güter zu erhalten, die selbst bereits über viele verschiedene Ressourcen jeglicher Art (Wissen, kulturelle Güter, Prestige, materielle Besitztümer etc.) verfügen bzw. potenziellen Zugang zu solchen Ressourcen über andere Individuen haben. Die bereits im theoretischen Teil vorgestellten Vorteile der „structural holes“ bzw. der „weak-ties“ lassen sich letztlich auf diese Weise erklären. Folglich sind solche „allseitig“ vermögende Individuen ökonomisch sehr attraktiv und werden gerne von anderen in ihr Netzwerk integriert, womit sich umgekehrt deren soziales Kapital und folglich deren Zugriffsoptionen auf Ressourcen erneut erhöhen. In der Gestaltung der Interaktionen liegt somit aber letztlich auch der Schlüssel zu mehr Chancengleichheit.

- Die Eltern der Kinder verfügen über unterstützende Freundschafts- und Verwandtschaftsbeziehungen.
- Die Eltern der Kinder kennen viele der Eltern der Freunde ihrer Kinder.
- Die Eltern der Kinder sind in der Schule stark engagiert.
- Die Eltern der Kinder sind in Netzwerke innerhalb der Gemeinde eingebunden.

Darüber hinaus gilt natürlich, dass die potenziellen Ressourcen sich dann erweitern, wenn die Kontaktpersonen des Kindes selbst wieder über vielfältige Interaktionsmöglichkeiten verfügen, beispielsweise wenn die Eltern viele andere Erwachsene der Gemeinde kennen bzw. wenn sie Teil verschiedenster Gruppen und Kontexte sind. Wie bei anderen erweiterten Tauschbeziehungen auch, bekommen die Kinder so über die Eltern Zugang zu anderen Ressourcen. Sie können Informationen erhalten, die die Eltern von anderen Eltern erhielten, sie können aber auch lernen, welche Verhaltensweisen und Normen in welchen überindividuellen Kontexten gelten. Umgekehrt fehlen natürlich wichtige Ressourcen, wenn die Eltern nicht in entsprechende Kontexte und Beziehungen integriert sind, was z. B. die Ergebnisse von Lareau/Horvat (1999) oder Stanton-Salazar (1997) erklärt. Es ist daher auch zu erwarten, dass eine weitere Verbesserung der Ergebnisse erzielt würde, wenn diese Kontexte, ähnlich wie oben für die innerfamilialen Interaktionen dargestellt,

als Teil des gemeinsamen Projektes „Schulerfolg“ definiert würden und somit alle Gruppierungen und informellen Netze diesem Ziel zuarbeiteten.

Die Ergebnisse der empirischen Untersuchungen lassen sich zusammenfassend mit der oben eingeführten interpretationistisch fundierten Sozial-Kapital-Definition logisch konsistent erklären, was letztlich kein Beleg für diese Sichtweise ist – es sei noch einmal auf die wissenschaftstheoretische Unmöglichkeit Logik mit Empirie zu belegen verwiesen – aber doch zumindest zeigt, dass diese möglich und im Gegensatz zur bisherigen Sicht auch schlüssig ist. Die Disponibilität der Individuen und somit auch die Wahrscheinlichkeit als wertvoll erachtete „Eigenschaften“ oder – wie zuletzt gesagt – Ressourcen zu erhalten wächst mit der Häufigkeit und Mannigfaltigkeit der Interaktionsmöglichkeiten und somit letztlich mit dem sozialen Kapital des Individuums. Die neue Sozial-Kapital-Definition kann somit tatsächlich auch eine neue gemeinsame Basis zur Erklärung der empirischen Ergebnisse darstellen. Aus dieser Möglichkeit der Vereinigung der bisher getrennten Positionen wiederum lassen sich dann nicht nur Schlußfolgerungen für die tägliche Lebenspraxis ziehen wie z. B. „versuche so viele, vielfältige und langfristige Beziehungen wie möglich zu etablieren“, sondern auch Konsequenzen für die wissenschaftliche Reflexion über „das Individuum“ und „das Soziale“ ableiten, was daher im abschließenden Teil erfolgen soll.

3 AUSBLICK: Die Lebenslaufwissenschaft

Eine wie oben vorgenommene, zwar nur kleine aber doch grundsätzliche Änderung in den Ausgangsbedingungen (der Konstitution des Individuums) muss natürlich nicht nur Auswirkungen auf die darauf aufbauenden Theorien und Modelle (z. B. Institutionenökonomik, Identitätstheorien, Managementmodelle etc.) zeitigen, sondern auch auf die wissenschaftliche Ebene, die diese insgesamt reflektiert.

Während die Betrachtung sozialer Makrophänomene auch unter dem neuen Vorzeichen eines logischen Nexus von Teil und Ganzem, Individuum und Gesellschaft Thema der Soziologie bleibt – wobei das Individuum nur als unabhängige Variable in die Theorien einfließt, – bedingt umgekehrt die Fokussierung auf das Individuum im Allgemeinen, dass es sich bei dessen metatheoretischen Betrachtung um eine Wissenschaft handeln muss, die explizit die Veränderung der individuellen Dispositionen eines Menschen zum Thema hat. Diesem Anspruch entspricht im Kanon der heutigen Wissenschaftsdisziplinen am ehesten die Erziehungswissenschaft. Allerdings kann eine solche Wissenschaft der Reflexion des Individuums keine Wissenschaft von der „richtigen Erziehung“ mehr sein. Auch wenn Prange fordert, „daß das eine und ganze Thema der Erziehungswissenschaft nach wie vor die Erziehung (und Bildung) ist und bleiben sollte“ (Prange 1996: 64), so besteht doch die Schwierigkeit, dass das der Erziehung ehemals zugrunde liegende Bild eines in irgendeiner Form defizitären jungen Menschen, den man versucht durch geplantes Handeln einem bestimmten als gut und richtig definierten Ziel seiner Entwicklung näher zu bringen, obsolet geworden ist. Die „implizite Konzeption von einem Handlungssubjekt und damit die Rede von ‚dem‘ Menschen als einem geschichtsphilosophischen Konzept (ist) überhaupt nicht mehr sinnvoll.“ (Lenzen 1996: 57)

Ähnlich auch Vogel, der das „identische Individuum“ sogar für eine Illusion hält: „(...) das identische Individuum kann nicht mehr als Fixpunkt für philosophische und pädagogische Konstrukte fungieren, sondern ist das Ergebnis einer philosophiegeschichtlich aufklärbaren Illusion und insofern eher Quelle von (Selbst-)Täuschung und Verwirrung denn sichere Basis für pädagogisch-philosophische Theoriebildung.“ (Vogel 1998: 164)

Die bereits in der Zwischendiskussion dargestellte, mögliche Auflösung überindividueller Muster führt dann notwendig auch dazu, dass die Erziehungsziele, Methoden und Inhalte pluralisiert werden. „Vermischt sind in dieser wenig präzisen Beschreibung einerseits Prozesse gesellschaftlicher Pluralisierung – Individualisierung von Lebensentwürfen durch den Bedeutungsverlust gemeinsamer orientierender Sinnsysteme, Auflösung sozialer Bindungen, damit verbundener erhöhter Bedarf an pädagogischen Interventionen – und andererseits Prozesse der Pluralisierung von wissenschaftlichen Zugriffsweisen und philosophisch-legitimatorischen Grundlagendiskursen.“ (Vogel 1998: 160)

Dieser Trend, der als empirisch gesichert angenommen wird, verschärft sich modellogisch noch einmal unter dem Eindruck der hier vorgestellten interpretationistischen Sicht, denn weder ein bestimmtes Menschenbild oder der Kontext vom defizitären Jugendlichen und reifen Erwachsenen noch bestimmte Erziehungsziele oder Methoden können als per se einzig richtig gelten. Vielmehr ist Pluralität konstitutiv für die von uns denkbare Welt, und was als richtig oder falsch betrachtet wird, hängt letztlich von der jeweiligen Interpretation bzw. deren Kontext ab (vgl. Abel 1999: 287 ff.).

In der Erziehungswissenschaft wird daher seit geraumer Zeit darüber diskutiert, was eigentlich genau der Gegenstand der Disziplin ist, ob das „Ende der Pädagogik“ (Wünsche 1985; Lenzen 1987) gekommen sei, ob es angesichts der genannten Erscheinungen so etwas wie eine „Allgemeine Pädagogik“ überhaupt noch geben kann bzw. was „als das Allgemeine behauptet werden“ (Winkler 1994: 99) darf, oder ob es letztlich nur noch Spezialdisziplinen geben könne, ob die klassischen pädagogischen Grundbegriffe „Erziehung“ und „Bildung“ nicht ergänzt und ausgeweitet werden müssten, um den Herausforderungen moderner Gesellschaften auch theoretisch disziplinär Rechnung zu tragen und der weiteren Zweifel mehr (vgl. Vogel 1998).

Dabei ist diese Pluralität unter den Voraussetzungen des Interpretationismus aber keineswegs als Defizit zu verstehen. Im Gegenteil, Aufgabe einer Wissenschaftsdisziplin, die die Entwicklung von Individuen reflektiert, muss es gerade sein, diese Pluralität zu erhellen und Orientierungswissen anzubieten. (vgl. Winkler 1994: 108ff.) – dies besonders, wenn eine interpretationistische Sicht zugrunde liegt.

In Anlehnung an und in Modifikation von Lenzens bereits etablierten Konzept einer Lebenslaufwissenschaft als einer möglichen Form moderner Erziehungswissenschaft möchte ich die bis hierhin durchgeführte theoretische

Reflexion über das Individuum, worin das ökonomische Individuum nur einen Spezialfall darstellte, ebenfalls ganz allgemein als Lebenslaufwissenschaft bezeichnen.

Lenzen (vgl. 1997b: 230) geht davon aus, dass die historische Orientierung der ursprünglichsten pädagogischen Tätigkeiten – unterrichten und erziehen – am Heilsweg, der „imitatio christi“ und damit das Streben nach Vervollkommnung des Menschen in Gott, in der modernen Welt als säkularisierte Bildungsvorstellung im humanistischen Sinne fortbesteht. Der Heilsweg erscheint heute jedoch als Lebenslauf in dem durch eigene Anstrengungen des Individuums eine Höherbildung verfolgt wird. Dieser Prozess ist nicht mit einem gesetzten Zeitpunkt beendet, wonach der Mensch dann als „mündig“ oder „reif“ gilt, sondern er dauert das gesamte Leben. Diese makrosoziologischen Entwicklungen entsprechen Lenzen zufolge auch Ergebnissen moderner psychologischer Forschung. Demnach ist das Bewußtsein eines menschlichen Organismus als autopoietisches System zu betrachten. D. h. als ein Bewußtsein, das sich ein Leben lang ständig selbst organisiert und konstituiert, indem es die es umgebende, ausdifferenzierte Umwelt in sich repräsentiert. Lenzen bezeichnet diese ständige Entwicklung als Humanontogenese (1997a: 21) und folgert: „Die mangels besseren Wissens in der traditionellen Pädagogik erfolgte Selbstbeschränkung auf einen kleinen Lebensausschnitt, die im Grunde an äußerlichen Phänomenen wie Geschlechtsreife und Ende des Längenwachstums festgemachte Idee von Erwachsenenheit, Reife oder gar Mündigkeit läßt sich empirisch schlicht nicht verifizieren.“ (Lenzen 1997a: 21) Soziale Hilfe wird nun wiederum Bestandteil pädagogischer Tätigkeit, weil sie zum einen ebenso eine Lebenslauforientierung aufweist, wie Erziehung und Unterricht bzw. Bildung und weil sie zum anderen das säkularisierte Gegenstück der Gnade Gottes bei der Bewältigung des Heilsweges darstellt. Indem sie als Hilfe zur Selbsthilfe und nicht als Ersatzhandlung für ein Individuum angeboten wird, berücksichtigt sie zudem die sog. Humanontogenese. Eine Lebenslaufwissenschaft darf dementsprechend keine Ableitungsmodelle für „richtiges“ Verhalten vorgeben, wie dies z. B. bei den Herbartianern geschehen sei (vgl. Lenzen 1997a: 14). Vielmehr habe Erziehungswissenschaft – verstanden als Lebenslaufwissenschaft – eine Doppelstruktur „in der sie als Handlungswissenschaft empirisch gesättigte und theoretisch begründete Orientierungen formuliert und in welcher sie als Reflexionswissenschaft die potentiellen Opfer ihrer eigenen Empfehlungen und der Aktivitäten ihrer Berufsrollenträger vor den Implikationen voreiliger,

normativer und empirisch unhaltbarer Orientierungen schützt.“ (Lenzen 1997a: 17)

Die Lebenslaufwissenschaft auf Grundlage des Interpretationismus beschäftigt sich daher auch in der hier vertretenen Form in erster Linie mit den Implikationen der Logik des Interpretierens. Das heißt, sie erhellt zum einen, was logisch vorliegen muss, um von einem Individuum denken zu können. Sie kann mit Hilfe der Netzwerkanalyse daher auch verschiedenste Individuumsdefinitionen vorlegen – vom „homo oeconomicus“ über die allseitig gebildete sozialistische Persönlichkeit bis hin zum gebildeten Individuum im humanistischen Sinne, – ergreift jedoch nicht Partei oder liefert ethisch moralische Begründungen für eines dieser Modelle. Vielmehr zeigt sie auf, welche Unterscheidungen hierbei getroffen werden und was die Definition des jeweiligen Modells ausmacht.

Zum anderen zeigt die Lebenslaufwissenschaft, wie die gemachten Interpretationen verändert werden können und welche Optionen der Veränderungen innerhalb der gemachten Definitionen dem Individuum offen stehen bzw. welche logischen Irrtümer hierbei begangen werden können.⁹⁷ Dies wiederum sind Fragen, die zu jedem Zeitpunkt der individuellen Existenz von Aktualität sind, d. h. die möglichen Antworten der Lebenslaufwissenschaft erstrecken sich, wie gesagt, über das gesamte Leben eines Menschen. „life-long-learning“ ist also nicht etwa einem bestimmten Entwicklungsstand unserer Gesellschaft geschuldet, der sich durch seine immer raschere Wissensgenerierung und der daraus für jedermann resultierenden Notwendigkeit der

97 Die Arbeit von Watzlawick, wenn auch vor einem anderen, nämlich konstruktivistischen Hintergrund verfasst, zeigt, wie eine solche Aufklärung ganz pragmatisch vonstatten gehen kann, indem er nachweist, wie Probleme oder besser Missverständnisse durch logische Kategoriefehler entstehen. (Watzlawick/Weakland/Fisch 1992). Wenn man z. B. Interpretandum und Nicht-Interpretandum verwechselt, heißt dies für ein ökonomisches Individuum, dass man von ihm annimmt, dass es auch altruistisch oder solidarisch handelt und dabei keine Nutzenerwägungen anstellt. Gerade dies ist aber eben widersinnig, denn es wird nun einmal dadurch zu einem ökonomischen Individuum, dass es egoistisch auf seinen eigenen Nutzen bedacht ist. Umgekehrt kann ein solidarisch-altruistisches Individuum per se nicht egoistisch werden, da dies nicht seiner Interpretation entspricht. Ein weiterer Kategoriefehler kann darin bestehen, Interpretandum und Nicht-Interpretandum verschiedenen Kategorien zuzuordnen. Ein spezifisches ökonomisches Individuum kann nur durch die Unterscheidung von anderen ökonomischen Individuen ein solches spezifisches Individuum werden. Wird es jedoch von anderen „allgemeinen“ Individuen wie dem Rollenindividuum oder dem körperlich physischen Individuum unterschieden, ist es kein spezifisches ökonomisches Individuum. Eine Interpretation ist halt immer nur genau die Interpretation, die sie ist.

permanenten Aktualisierung seiner Wissensbestände und Kompetenzen auszeichnet, sondern es liegt in der Logik des Interpretierens und der Interpretation des zeitlich linearen Individuums selbst begründet. „Der Charakter der Tätigkeit von Pädagogen hat sich also von der Vorbereitung auf das Leben verschoben in Richtung einer lebensbegleitenden Sorge um das Individuum.“ (Lenzen 1997a: 12)

Für das hier vorgestellte rationale ökonomische Individuum bedeutete dies ganz praktisch, möglichst viele und vielfältige Interaktionen einzugehen, um dadurch mehr „Eigenschaften“ zu erhalten (vgl. Lenzen 1997a: 21). Hierzu zählen, wie gezeigt, nicht nur materielle, sondern auch immaterielle Ressourcen wie charakterliche Eigenschaftszuschreibungen, soziale Anerkennung, aber auch Wissen. Die Lebenslaufwissenschaft zeigt hierfür dann zum einen Optionen auf, in welchem Rahmen diese Interaktionen eingegangen werden können (wie gemeinsame Veranstaltungen, geeignete Lokalitäten oder aber im schulischen Kontext Gruppenarbeit) und zum anderen, welche Formen von Interaktionen sich eröffnen ließen (wie die Aufnahme punktueller Tauschbeziehungen oder Partizipation an überindividuellen Mustern). Letztere waren selbst wiederum in einer bestimmten Weise definiert, worüber die Lebenslaufwissenschaft dann ebenfalls aufzuklären hätte. Sie würde also beispielsweise angeben, wodurch eine bestimmte Gruppe definiert ist oder welche Regeln der Kommunikation in einem speziellen Kontext gelten, die das Individuum, – möchte es die Eigenschaft erhalten Teil dieses Kommunikationskontextes zu sein, – befolgen muss. Will es beispielsweise soziale Anerkennung geben bzw. erhalten, ist es erforderlich, dass es „Fuzzy Money“ bzw. Geschenke materieller oder immaterieller Art tauscht. Will es hingegen ökonomische Güter erwerben, muss es eben den ökonomischen Regeln folgen, indem es u. a. Geld für Waren tauscht. Je nachdem welche Präferenzen das Individuum hat, muss es nun einmal als Teil einer Gruppe definiert werden, das andere mal als Teil einer anderen Gruppe und wieder ein anderes Mal muss es u. U. eine punktuelle Interaktion eingehen.

Die Lebenslaufwissenschaft bietet schließlich auch mögliche Wege und Modelle an, wie die unterschiedlichen Kontexte und Einzelinteraktionen zu einer kohärenten Identität integriert werden könnten (beispielsweise im Zuge von Narrationen, wie sie von der narrativen Psychologie behandelt werden).

Diesem Aufgabenprofil entsprechend ist die Lebenslaufwissenschaft eine Integrationswissenschaft. Sie liefert in der hier vorgestellten Form auf der Grundlage des Interpretationismus ein Schema, in das die einzelnen Diszipli-

nen und theoretischen Ansätze, die sich mit menschlichen Individuen beschäftigen, einsortiert werden können – von der Humanbiologie, über die Soziologie bis hin zu Ökonomik und dem, was traditionell als Pädagogik bezeichnet wird, nämlich dem Wissen über die Möglichkeiten, Kinder und Jugendliche im Sinne einer gesellschaftlich anerkannten Individuumsvorstellung zu erziehen (vgl. Lenzen 1997a: 19). Diese einzelnen Disziplinen verdeutlichen also jeweils unterschiedliche Aspekte der verschiedensten Individuumskonzepte und ihrer Optionen.

Anders als in überkommenen Erziehungskonzepten, die immer mit der Widersprüchlichkeit des asymmetrischen Machtverhältnisses zwischen Erzieher und Educanden und somit der Paradoxie, durch externen Einfluss ein völlig selbstbestimmtes Individuum entwickeln zu wollen, rangen, kann und soll die Lebenslaufwissenschaft immer nur eine Orientierungsfunktion einnehmen. Denn aufgrund der Logik des Interpretierens, ist eine bewusste, planvolle und zielgerichtete Steuerung des Verhaltens eines Individuums durch ein anderes Individuum logisch gar nicht machbar.⁹⁸ Würde Individuum A nämlich auch das Verhalten von Individuum B kontrollieren, wären es nicht zwei tatsächlich unterschiedene Individuen, sondern quasi ein Individuum mit zwei Körpern. Daher ist Lenzen auch vor diesem Hintergrund zuzustimmen, wenn er warnt: „(...) begrabt den Gedanken, ihr könntet die Entwicklung von Menschen intentional steuern.“ (Lenzen 1997a: 21)

Indem die Lebenslaufwissenschaft nun aber dem Individuum mögliche Wege und deren Konsequenzen aufzeigt, hilft sie nicht in Form eines Ersatzhandelns für das Individuum, sondern sie ermöglicht die eigenverantwortliche Auswahl von Lebensoptionen und deren Realisation. Die Lebenslaufwissenschaft könnte also mit einem Navigationssystem verglichen werden, das dem Benutzer verschiedenste Ziele und mögliche Wege zu diesen Zielen offeriert, die Auswahl und die Umsetzung jedoch dem Nutzer anheim stellt.⁹⁹ Man könnte sie daher zum Teil auch in der Tradition Rousseaus und seinem Konzept der negativen Erziehung sehen. Denn dieser ging davon aus, dass eine

98 Lenzen hatte dies noch systemtheoretisch mit der *Ätopoiesis* des Bewußtseinssystems begründet „Pädagogische Prozesse sind empirisch falsch konstruiert, wenn sie als Prozesse gedacht werden, die aus Aktivitäten von Pädagogen bestehen. Prozesse der Bewußtseinskonstitution sind ausschließlich Prozesse von Lernern, von menschlichen Organismen, die dabei, das ist wichtig, ihren eigenen Regeln folgen. Kein kognitives System gleicht einem anderen.“ (1997a: 20)

99 Es bestehen dementsprechend auch Anknüpfungspunkte zur konstruktivistischen Didaktik (vgl. Terhart 2002)

„positive“ Erziehung – also das gezielte Unterrichten – für das Kind schädlich sei. Dabei begründet Rousseau seine Sicht jedoch anders als die Lebenslaufwissenschaft: Der Mensch ist in seiner Vorstellung von Natur aus gut, das Übel kommt letztlich nur durch den Einfluss anderer Menschen bzw. der Gesellschaft in die Welt, indem versucht wird, „vernünftig“ in den Lauf der Natur einzugreifen. Erziehen sollte daher lediglich die Natur. „Sie weist nicht nur passiv den Weg der Erziehung, sondern erzieht selbst, durch das Erleben von Krankheiten, das Überstehen von Gefahren, die Erfahrung des Wachstums oder die Stärkung der Kräfte.“ (Oelkers 2001: 44)

Allerdings bedeutet dies wiederum nicht, das Kind einfach seinem Schicksal zu überlassen bzw. den rohen Naturgewalten ungeschützt zu überantworten, vielmehr soll der Erzieher als Tutor (vgl. Oelkers 2001: 47) Lernumwelten generieren und das Kind „didaktisch“ der natürlichen Erziehung aussetzen.

Zwar fehlt der Lebenslaufwissenschaft im hier gemeinten Sinne die naturrechtliche Harmonievorstellung Rousseaus, die im Übrigen auch eine gewisse Verwandtschaft zu den Klassikern der Ökonomik wie Smith aufweist. Gemäß dieser älteren Vorstellung reift das Kind mit seinen egoistischen Bedürfnissen in der Auseinandersetzung mit der Natur automatisch zu seinem vollen Potenzial heran und nimmt dementsprechend seinen vorgesehenen Platz in der Welt und der Gesellschaft ein. Der Gedanke, dem Individuum lediglich Angebote zu machen, aus denen es dann selbst wählen muss, deckt sich aber durchaus mit der Intention der Lebenslaufwissenschaft als Orientierungswissenschaft. Oder wie Lenzen es ausdrückt: „Erziehen, Unterrichten und Helfen, die gesamte kurative Tätigkeit versteht Sorge nicht als Ersatzhandeln für das Individuum, sondern als *Movens*, die eigene Handlungsfähigkeit zu befördern.“ (Lenzen 1997a: 20) Der einzige erzieherische Zwang, der ausgeübt wird, besteht in der logisch bedingten Notwendigkeit der Unterscheidung und somit der Interaktion.

Es geht der Lebenslaufwissenschaft also zusammenfassend um Orientierungsangebote für die während des gesamten Lebens ablaufenden Veränderungen der Individuumskonstitution und somit letztlich um die Gestaltung sozialen Kapitals oder auch „Sozialkapitalmanagement“ bzw. „Interaktionsmanagement“ im Sinne der hier zugrunde liegenden interpretationistischen Sicht, weshalb man sie auch als Netzwerk-Pädagogik bezeichnen könnte. Soziales Kapital stellt also nicht nur einen von vielen Faktoren in der Entwicklung des Individuums dar, sondern es ist *der* zentrale Faktor schlechthin. Ohne Veränderung des sozialen Kapitals gäbe es gemäß der Logik des Inter-

pretierens nämlich keine Veränderung der ursprünglichen Individuumsinterpretation und somit kein zeitlich lineares Leben. Von der Gestaltung des sozialen Kapitals hängt dann folglich auch nicht nur die ökonomische Ressourcenausstattung des jeweiligen Individuums bzw. sein potenzieller Zugriff auf Ressourcen ab, sondern auch dessen Humankapital. Schließlich und endlich hängt vom sozialen Kapital eines Individuums aber auch die charakterliche Entwicklung sowie die Frage ab, ob eine kohärente Identität der Person entwickelt wird oder nicht. Der Gestaltung des sozialen Kapitals und der Lebenslaufwissenschaft als Lieferant von Orientierungsangeboten fällt somit eine zentrale Bedeutung in unserer Zeit zu.

Literatur

- Abel, G., 1984: Nietzsche: Die Dynamik des Willens zur Macht und die ewige Wiederkehr. Berlin, New York 1984
- Abel, G., 1988a: Realismus, Pragmatismus, Interpretationismus. Zu neueren Entwicklungen in der Analytischen Philosophie. In: Allgemeine Zeitschrift für Philosophie Band 13/3, S. 51-67
- Abel, G., 1988b: Interpretationsphilosophie. Eine Antwort auf Hans Lenk. In: Allgemeine Zeitschrift für Philosophie Band 13/3 S.79-86
- Abel, G., 1995: Interpretationswelten: Gegenwartsphilosophie jenseits von Essentialismus und Relativismus. Frankfurt a. M.
- Abel, G., 1996: Interpretation und Realität. Erläuterungen zur Interpretationsphilosophie. In: Allgemeine Zeitschrift für Philosophie Band 21/3, S. 271-288
- Abel, G., 1999: Sprache, Zeichen, Interpretation. Frankfurt a. M.
- Abel, G., 2004: Zeichen der Wirklichkeit. Frankfurt a. M.
- Adler, P.S./ Kwon S.-W., 2000: Social capital: Prospects for a new concept University of Southern California 2000 http://poverty.worldbank.org/files/11990_Social_Capital.doc vom 12.05.2004
- Aktive Bürgerschaft e.V.: <http://www.aktive-buergerschaft.de> vom 28.04.2004
- Albert, H., 1976: Aufklärung und Steuerung. Hamburg
- Albert, H., 1984: Kritische Vernunft und menschliche Praxis. Ditzingen
- Albert, H., 1998: Marktsoziologie und Entscheidungslogik: zur Kritik der reinen Ökonomik. Tübingen
- Arnold, V., 1992: Theorie der Kollektivgüter. München
- Astone, N.M./ Nathanson, C.A./ Schoen, R./ Kim, Y.L., 1999: Family Demography, Social Theory and Investment in Social Capital. In: Population and Development Review 25/1, S. 1-31
- Axelrod, R. 1981: The Emergence of Cooperation among Egoists. In: Political Science Review 75, S. 306-318

- Baker, W.E., 1984: The Social Structure of a National Securities Market. In: *American Journal of Sociology* 89, S. 775-811
- Balatti, J./ Falk, I., 2002: Socioeconomic contributions of adult learning to community: A social capital perspective In: *Adult Education Quarterly* 4 S. 281-298 <http://www.crlra.utas.edu.au/files/discussion/2001/D10-2001.pdf> vom 22.03.2004
- Bankston, C.L./ Zhou, M., 2002: Social capital as process: The meanings and problems of a theoretical metaphor. In: *Sociological Inquiry* 72/2, S. 285-317
- Barnes, J.A., 1972: Social Networks. In: *Module in Anthropology* Vol. 26, S. 1-29
- Bauman, Z., 1995: *Ansichten der Postmoderne*. Argument Sonderband 239. Hamburg
- Baumert, J./ Deutsches PISA Konsortium (Hg.), 2001: *PISA 2000: Basiskompetenzen von Schülerinnen und Schülern im internationalen Vergleich*. Opladen
- Baumert, J.: *Soziale Bedingungen von Schulleistungen. Zur Erfassung von Kontextmerkmalen durch Schüler-, Schul- und Elternfragebögen*. <http://www.mpib-berlin.mpg.de/pisa/Kontextmerkmale.pdf> vom 22.03.2005
- Bavelas, A., 1953. Communication patterns in task oriented groups. In D. Cartwright/ A. Zander (Hg.): *Group Dynamics – Research and Theory*. Evanston, S. 669-682
- Beck, U. (Hg.), 1998: *Kinder der Freiheit*. Frankfurt a. M.
- Beck, U., 2002: *Macht und Gegenmacht im globalen Zeitalter. Neue weltpolitische Ökonomie*. Frankfurt a. M.
- Beck, U./ Beck-Gernsheim, E. (Hg.), 1994: *Riskante Freiheiten*. Frankfurt a. M.
- Becker, G.S. , 1982: *Der ökonomische Ansatz zur Erklärung menschlichen Verhaltens*. Tübingen
- Becker, G.S. : Interview with Gary Becker <http://minneapolisfed.org/pubs/region/02-06/becker.cfm> vom 03.03.2003
- Becker, W.-D./ Neumann, M.J.M., 1986: Neoliberalismus: Buchanan, Hayek, Friedman. In: H.G. Nutzinger (Hg.): *Liberalismus im Kreuz-*

- feuer. Thesen und Gegenthesen zu den Grundlagen der Wirtschaftspolitik. Frankfurt a. M., S. 41-59
- Beierwaltes, A., 1995: Das Ende des Liberalismus? Der philosophische Kommunitarismus in der politischen Theorie. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte B* 43, S. 24-31
- Benner, D./ Göstemeyer, K.-F., 1987: Postmoderne Pädagogik: Analyse oder Affirmation eines gesellschaftlichen Wandels? In: *Zeitschrift für Pädagogik*, 33. Jg., Heft 1, S. 61-82
- Berger, J. (Hg.), 1986: Die Moderne – Kontinuität und Zäsuren. In: *Soziale Welt Sonderband 4*. Göttingen
- Bergmann, C., Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend: Rede der Bundesministerin Dr. Christine Bergmann anlässlich der Fachtagung „Die Freiwilligen: das Sozialkapital des neuen Jahrtausends“ am Donnerstag 29.03.01 <http://www.bmfsfj.de/Kategorien/reden,did=4104,render=renderPrint.html> vom 12.05.2004
- Beyme von, K., 2002: Politische Theorien im Zeitalter der Ideologien 1789-1945. Wiesbaden
- Bhagwati, J., 1992: Ökonomie jenseits des Horizonts. In: H. Hanusch/ H.C. Recktenwald (Hg.): *Ökonomische Wissenschaft in der Zukunft. Ansichten führender Ökonomen*. Düsseldorf , S. 28-38
- Bianchi, S. M./ Robinson, J., 1997: What did you do today? Children's use of time, family composition, and the acquisition of social capital. In: *Journal of Marriage and the Family* 59, S. 332-344.
- Blankertz, S., 2002: *Das libertäre Manifest. Über den Widerspruch zwischen Staat und Wohlstand*. 2. erw. Aufl.. Grevenbroich
- Blau, P.M., 1964: *Exchange and Power In Social Life*, New York, London, Sydney
- Blau, P.M., 1968: Interaction: social exchange. In: *International encyclopedia of the social sciences*. Band 7, S. 452-458
- Blau, P.M., 1977a: *Inequality and Heterogeneity. A primitive theory of social structure*. New York, London
- Blau, P.M., 1977b: A macrosociological theory of social structure. In: *American Journal of Sociology* 83, S. 26-54

- Boehnke, K./ Merkens, H., 1994: Methodologische Probleme des Ost-West-Vergleichs am Beispiel der Wertforschung zu Kollektivismus und Individualismus. In: Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie 14/ 3 S. 212-226.
- Bohnen, A., 1975: Individualismus und Gesellschaftstheorie. Tübingen
- Boissevain, J. F./ Mitchell, J.C., 1973: Network Analysis: Studies in Human Interaction. The Hague
- Boissevain, J.F., 1974: Friends of Friends. Networks, Manipulators and Coalitions. Oxford
- Bott, E., 1955: Urban Families. Conjugal Roles of Social Networks. In: Human Relations 8, S. 345-284
- Bourdieu, P., 1976: Entwurf einer Theorie der Praxis. Auf der ethnologischen Grundlage der kabyliischen Gesellschaft. Frankfurt a. M.
- Bourdieu, P., 1983: Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In: R. Kreckel (Hg.): Soziale Ungleichheiten. Göttingen: Soziale Welt, Sonderband 2, S. 183-198
- Bourdieu, P., 1985: Sozialer Raum und ‚Klassen‘. Frankfurt a. M.
- Bourdieu, P., 1992: Rede und Antwort. Frankfurt a. M.
- Boxman, E.A.W./ Graaf, P.M.D./ Flap, H.D., 1991: The impact of social and human capital on the income attainment of Dutch Managers. In: Social Networks 13, S. 51-73.
- Brentel, H., 1999: Soziale Rationalität. Entwicklungen, Gehalte und Perspektiven von Rationalitätskonzepten in den Sozialwissenschaften. Opladen, Wiesbaden
- Brown, T.F.: Theoretical Perspectives on Social Capital. Lamar University <http://hal.lamar.edu/~BROWNTF/SOCCAP:HTML> vom 10.02.2003
- Brunkhorst, H., 1996: Demokratie als Solidarität unter Fremden. Universalismus, Kommunitarismus, Liberalismus. In: Aus Politik und Zeitgeschichte B 36/ 96, S. 21-28
- Büchel, F./ Duncan, G.J., 1998: Do parents' social activities promote children's school attainments? Evidence from the German socioeconomic panel. In: Journal of Marriage and the Family 60, S. 95-108.
- Bürger für Bürger: <http://www.buerger-fuer-buerger.de/index1.htm> vom 28.04.2004

- Buerkle, K./ Guseva, A., 2002: What Do You Know, Who Do You Know? School as a Site for the Production of Social Capital and its Effects on Income Attainment in Poland and the Czech Republic. In: *American Journal of Economics and Sociology* Vol. 61, Nr. 3, S. 657-679
- Bundesarbeitsgemeinschaft der Freiwilligenagenturen: <http://www.bagfa.de> vom 28.04.2004
- Bundesnetzwerk Bürgerschaftliches Engagement: <http://www.b-b-e.de> vom 28.04.2004
- Burt, R.S., 1992: *Structural Holes. The Social Structure of Competition.* Cambridge
- Burt, R.S., 1997: The contingent value of social capital. In: *Administrative Science Quarterly*. 42, S. 339-365
- Campanella, T., 1993: *Sonnenstaat.* Reinbek
- Carbonaro, W.J. (1998). A little help from my friend's parents: Intergenerational closure and educational outcomes. In: *Sociology of Education* 71, S. 295-313.
- Caspi, A./ Moffitt, T.E./ Wright, B.R.E./ Silva, P.A., 1998: Early failure in the labor market: Childhood and adolescent predictors of unemployment in the transition to adulthood. In: *American Sociological Review* 63, S. 424-451.
- Chomsky, N., 2001: *Profit over People. Neoliberalismus und globale Weltordnung.* Hamburg
- Cockett, R., 1994: *Thinking the unthinkable. Think-Tanks and the economic counter-revolution 1931-1983.* London
- Coleman, J.S., 1988: Social Capital in the Creation of Human Capital. In: *American Journal of Sociology* 94 (Supplement), S. 95-120
- Coleman, J.S., 1990: *Foundations of Social Theory,* Cambridge Mass.
- Coleman, J.S., 1991: *Die Grundlagen der Sozialtheorie. Band 1.* München
- Coleman, J.S.: 1992: *Die Grundlagen der Sozialtheorie. Band 2.* München
- Coleman, J.S., 1995: Families and school. In: *Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie* 15/4, S. 362-374.
- Coleman, J.S., 1996: Der Verlust sozialen Kapitals und seine Auswirkungen auf die Schule. In: A. Leschinsky (Hg.): *Zeitschrift für Pädagogik.*

- Beiheft 34: Die Institutionalisierung von Lehren und Lernen. Weinheim, S. 99-105
- Collier, P.: Social Capital and Poverty <http://www1.worldbank.org/prem/poverty/scapital/wkrppr/sciwp4.pdf> vom 22.02.2005
- Crosnoe, R., 2004: Social Capital and the Interplay of Families and Schools. In: Journal of Marriage and Family Nr. 66, S. 267-280
- Cyert, R.M./ March, J.G., 1963: A Behavioral Theory of the Firm. Englewood Cliffs, New Jersey
- Dahrendorf, R., 1973: Homo Sociologicus: ein Versuch zur Geschichte, Bedeutung und Kritik der sozialen Rolle. Opladen
- Dahrendorf, R., 1994: Das Zerbrechen der Ligaturen und die Utopie der Weltbürgergesellschaft. In: U. Beck/ E. Beck-Gernsheim: Riskante Freiheiten. Frankfurt a. M., S. 421-436
- Davis, K., 1959: The myth of functional analysis as a special method in sociology and anthropology. In: American sociological review 24, S. 757-772
- De Graaf, N.D./ De Graaf, P.M./ Kraaykamp, G., 2000: Parental cultural capital and educational attainment in the Netherlands: A refinement of the cultural capital perspective. In: Sociology of Education 73/2, S. 92-111.
- Deth van, J.W., 2001: Ein amerikanischer Eisberg: Sozialkapital und die Erzeugung politischer Verdrossenheit. In: Politische Vierteljahresschrift 42, S. 275-281
- Diekmann, A., 1993: Sozialkapital und das Kooperationsverhalten in sozialen Dilemmata. In: Analyse und Kritik 15, S. 22-35
- Dika, S. L., 2003: The Effects of Self-Processes and Social Capital on the Educational Outcomes of High School Students. Dissertation. Blacksburg Virginia <http://scholar.lib.vt.edu/theses/available/etd-05012003-162439/unrestricted/etd.pdf> vom 22.02.2005
- Diller, H./ Kusterer, M., 1998: Beziehungsmanagement. Theoretische Grundlagen und explorative Befunde.. In: Marketing ZFP, Heft 3, S. 211-220

- DiMaggio, P., 1982: Cultural Capital and School Success: The Impact of Status Culture Participation on the Grades of U.S. High School Students. In: *American Sociological Review* 47 S. 189-201
- DiMaggio, P./ Mohr, J., 1985: Cultural Capital, Educational Attainment and Marital Selection. In: *American Journal of Sociology* 90 S. 1231-1261
- Dohle, K., 2002; Soziales Kapital von Grundschulern und ihr Schulerfolg in der Oberschule. In: H. Merkens/ A. Wessel (Hg.) *Zur Genese von Bildungsentscheidungen: Hohengehren*: S. 174-185
- Dubiel, H., 1995: Nicht Entwicklung, sondern Ermutigung ist angesagt. Aufklärung und Gemeinsinn: von welchen Ressourcen leben wir? In: *Frankfurter Rundschau Dokumentation* 01.08. Nr. 176 S. 12 Zit. in Heitmeyer, W. (Hg.): *Was treibt die Gesellschaft auseinander? Bundesrepublik Deutschland: Auf dem Weg von der Konsens- zur Konfliktgesellschaft*. Band 1. Frankfurt a. M. 1997, S. 15
- Dumont, L., 1991: *Individualismus. Zur Ideologie der Moderne*. Frankfurt a. M., New York
- Durkheim, E., 1976: *Die Regeln der soziologischen Methode*. herausgegeben von Rene König. 5. Aufl. Darmstadt
- Dyk, P.H./ Wilson, S. M., 1999: Family-based social capital considerations as predictors of attainments among Appalachian youth. In: *Sociological Inquiry* 69/3, S. 477-503.
- Eccleshall, R., 1994: *Political Ideologies: An Introduction*. New York
- Elkana, Y., 2000: Die Aufklärung neu bedenken, nicht sie umdenken. In: W. Krull (Hg.): *Zukunftstreit. Eine Symposienreihe der Volkswagen-Stiftung*. Weilerswist, S. 329-365
- Elster, J., 1987: *Subversion und Rationalität*. Frankfurt a. M., New York
- Enquete-Kommission des deutschen Bundestages zur Zukunft des bürgerschaftlichen Engagements: <http://dip.bundestag.de/btd/14/089/1408900.pdf> vom 28.04.2004
- Esfeld, M.: *Holismus und Atomismus in den Geistes- und Naturwissenschaften. Eine Skizze*. http://www2.unil.ch/philo/Pages/epistemologie/bio_cv_esfeld/pdf/2003_pdf/Bergs_Curdt03.pdf vom 15.09.2003
- Esser, H., 1993: *Soziologie. Allgemeine Grundlagen*. Frankfurt a. M., New York

- Esser, H., 1999: Soziologie. Spezielle Grundlagen. Band 1 Situationslogik und Handeln. Frankfurt a. M., New York
- Esser, H., 2000: Soziologie. Spezielle Grundlagen. Band 4 Opportunitäten und Restriktionen. Frankfurt a. M., New York
- Etzioni, A., 1997: Die Verantwortungsgesellschaft. Individualismus und Moral in der heutigen Demokratie. Frankfurt a. M., New York
- Eucken, W., 1940: Die Grundlagen der Nationalökonomie, Jena
- Euler, M./ Freese, J., 1997: Fuzzy Tales. Markt-Wissenschaft-Mensch. Jever
- Euler, M./ Freese, J.: <http://www.fuzzy-tales.de/> vom 02.04.2005
- Fichte, J.G., 1944: Die Bestimmung des Menschen. 2. Aufl. Leipzig
- Figl, J., 1982: Interpretation als philosophisches Prinzip. Berlin, New York
- Fine, B./ Green, F., 2001: Economics, Social Capital, and the Colonization of the Social Sciences. In: S. Baron (Hg.): Social Capital. Oxford, S. 78-94
- Flap, H./ De Graaf, N.D., 1986. Social capital and attained occupational status. In: Netherlands Journal of Sociology 22, S. 145-161.
- Flap, H., 1988: Conflict, Loyalty and Violence. Frankfurt a. M.
- Flap, H., 1995: No Man is an Island. The Research Program of a Social Capital Theory. Workshop on Rational Choice and Social Networks, 26.-28. Januar Wassenaar: Nias.
- Foa, U.G., 1971: Interpersonal and Economic Resources. In: Science. Vol. 171, S. 345-351
- Foley, M./ Edwards, B., 1998: Beyond Tocqueville: Civil Society and Social Capital in Comparative Perspective. In: American Behavioural Scientists. Vol. 41, Nr. 6
- Francis, E.K., 1965: Wissenschaftliche Grundlagen soziologischen Denkens. Bern
- Freitag, M., 2000: Soziales Kapital und Arbeitslosigkeit. Eine empirische Analyse zu den Schweizer Kantonen. In: Zeitschrift für Soziologie Jg. 29, Heft 3, S. 186-201
- Frey, B.S., 1990: Ökonomie ist Sozialwissenschaft. Die Anwendung der Ökonomie auf neue Gebiete. München

- Friedman, D., 2003: Das Räderwerk der Freiheit. Für einen radikalen Kapitalismus. Grevenbroich
- Freudenthal, G., 1982: Atom und Individuum im Zeitalter Newtons. Zur Genese der mechanistischen Natur- und Sozialphilosophie. Frankfurt a. M.
- Fukuyama, F., 1995: Konfuzius und Marktwirtschaft. Der Konflikt der Kulturen. München
- Fukuyama, F., 1997: Social capital and the modern capitalist economy: Creating a high trust workplace. In: Stern Business Magazine 4
- Fuller, B. (Hg.), 2002: Schooling and social capital in diverse cultures. Amsterdam
- Furr, LR. A., 1998: Fathers' characteristics and their children's scores on college entrance exams: A comparison of intact and divorced families. In: Adolescence 33/ 131 S. 533-542.
- Furstenberg, F.F./ Hughes, M.E., 1995: Social Capital and Successful Development Among at-Risk Youth, In: Journal of Marriage and the Family 57/3, S. 580-592.
- Future – Das Aventis Magazin: Soziales Kapital. 02/ 2001
http://www.aventis.com/future/de/fut0102/social_capital/social_capital_1.htm vom 28.04.2004
- Gabbay, S. M./ Leenders, R.Th.A.J., 1999: Corporate social capital and liability. Boston, Dodrecht, London
- Gächter, O./ Nyffeler, R.: Der Neoliberalismus. http://www.kpm.unibe.ch/ladner/dokumente/seminarvortraege/SS01_neoliberalis.pdf vom 28.04.2004
- Gäpfen, G., 1974: Theorie der wirtschaftlichen Entscheidung. Untersuchungen zur Logik und Bedeutung des rationalen Handelns. 3. erw. und erg. Aufl. Tübingen
- Gehlen, A., 1995: Mensch und Institutionen. In: H. Keupp (Hg.): Lust an der Erkenntnis. München, S. 101-111
- Gemeinsamen BibliotheksVerbundes der Norddeutschen Universitäten:
<http://www.gbv.de/gsomenu/?id=home&ln=de> vom 30.06.2005

- Georg, W./ Lange, A., 1999: „Soziales Kapital“ in Familien: Einflüsse auf Delinquenz und Schulleistung. In: R.K. Silbereisen/ J. Zinnecker (Hg.): Entwicklung im sozialen Wandel. Weinheim, S. 289-298
- Giddens, A., 1999: Soziologie. 2. überarb. Aufl. Graz, Wien
- Gittell, R./ Vidal, A., 1998: Community Organizing: Building Social Capital as a Development Strategy. Thousand Oaks
- Glaeser, E.L./ Laibson, D./ Sacredot, B., 2000: The Economic Approach to Social Capital. NBER Working Paper Nr. w7728
- Goldstein, T., 2003: Contemporary Bilingual Life at a Canadian High School. Choices, Risks, Tensions and Dilemmas. In: Sociology of Education 76, S. 247-264
- Gradstein, M./ Justman, M., 2000: Human capital, social capital, and public schooling. In: European Economic Review 44/ 4-6, S. 879-890
- Graeser, A., 1996: Interpretation, Interpretativität und Interpretationismus. In: Allgemeine Zeitschrift für Philosophie Band 21/3, S. 253-260
- Granovetter, M., 1974: Getting a Job. Cambridge Mass.
- Granovetter, M., 1982: The Strength of Weak Ties. A Network Theory Revisited. In: P.V. Marsden/ N.Lin (Hg.): Social Structure and Network Analysis. Beverly Hills, S. 105-130
- Grootaert, Ch., 1998: Social Capital: The missing Link? In: World Bank Social Capital Initiative Working Paper Nr. 3
- Gruppe von Lissabon, 1997: Grenzen des Wettbewerbs. Die Globalisierung der Wirtschaft und die Zukunft der Menschheit. München
- Habermas, J., 1992: Die Moderne – ein unvollendetes Projekt. Philosophisch – politische Aufsätze 1977-1992. 2. erw. Aufl. Leipzig
- Habisch, A., 1999: Sozialkapital als Bauelement zukunftsfähiger Gesellschaftsstrukturen. In: Politische Studien Sonderheft 1, S. 95-100
- Hagan, J./ MacMillan, R./ Wheaton, B., 1996: New kid in town: Social capital and the life course effects of family migration on children. In: American Sociological Review 61/ 3 S. 368-385
- Hagan, J./ Merckens, H./ Boehnke, K., 1995: Delinquency and disdain: Social capital and the control of right-wing extremism among east and west Berlin youth. In: American Journal of Sociology 100/ 4 S. 1028-1052.

- Hahn, F.H., 1992: Die nächsten hundert Jahre. In: H. Hanusch/ H.C. Recktenwald (Hg.): *Ökonomische Wissenschaft in der Zukunft. Ansichten führender Ökonomen.* Düsseldorf, S. 190-197
- Hanifan, L.J., 1920: *The Community Center.* Boston
- Hannerz, U., 1969: *Soulside: inquiries into ghetto culture and community.* New York
- Hao, L./ Bonstead-Bruns, M., 1998: Parent-child differences in educational expectations and the academic achievement of immigrant and native students. In: *Sociology of Education* 71/3, S. 175-198.
- Harré, R., 1983: Identity projects. In: G.M. Breakwell (Hg.): *Threatened identities.* Chichester, S. 31-51
- Hassenstein, B., 1985: Widersacher der Vernunft und der Humanität in der menschlichen Natur – zum Menschenbild der biologischen Anthropologie. In: *Jahrbuch der Heidelberger Akademie der Wissenschaften.* Heidelberg
- Haug, S., 1997: Soziales Kapital. Ein kritischer Überblick über den aktuellen Forschungsstand. In: *Mannheimer Zentrum für Europäische Sozialforschung. Arbeitspapiere Arbeitsbereich II/ 15 (überarb. Version)*
- Haug, S., 2000: Vertrauen ist gut, Kontrolle ist besser? Soziales Kapital und moralische Normen im Kommunitarismus. In: R. Metze/ K.-D. Opp (Hg.): *Normen und Institutionen: Entstehungen und Wirkungen.* Leipzig, S. 321-357
- Hausman, D./ McPherson, M.S., 1993: Taking Ethics Seriously: Economics and Contemporary Moral Philosophy. In: *Journal of Economic Literature* 31, S. 671-731. zit. in: R. Manstetten: *Das Menschenbild der Ökonomie. Der homo oeconomicus und die Anthropologie von Adam Smith.* Freiburg, München 2000, S. 121
- Hayek, F.A., 1947: Paper 13.02. MPSA Box 14. zit. in: Cockett, R.: *Thinking the unthinkable. Think-Tanks and the economic counter-revolution 1931-1983.* London 1994, S. 104
- Hayek, F.A.: Paper on ‚The Prospect of Freedom‘ MPSA Box 14. zit. in: Cockett, R.: *Thinking the unthinkable. Think-Tanks and the economic counter-revolution 1931-1983.* London 1994, S. 104
- Hayek, F.A., 1969a: Grundsätze einer liberalen Gesellschaftsordnung. In: *F.A. Hayek: Freiburger Studien.* Tübingen S. 108-125

- Hayek, F.A., 1969b: Der Wettbewerb als Entdeckungsverfahren. In: F.A. Hayek: Freiburger Studien. Tübingen, S. 249-265
- Hayek, F.A., 1977: Drei Vorlesungen über Demokratie, Gerechtigkeit und Sozialismus. Walter-Eucken-Institut. Vorträge und Aufsätze. Tübingen
- Hayek, F.A., 1979: Liberalismus. Walter-Eucken-Institut. Vorträge und Aufsätze. Tübingen
- Hayek, F.A., 1981: Recht, Gesetzgebung und Freiheit. Band 2: Die Illusion der sozialen Gerechtigkeit. Landsberg
- Heitmeyer, W., 1997: Einleitung: Auf dem Weg in eine desintegrierte Gesellschaft. In: W. Heitmeyer (Hg.): Was treibt die Gesellschaft auseinander? Bundesrepublik Deutschland: Auf dem Weg von der Konsens- zur Konfliktgesellschaft. Band 1. Frankfurt a. M., S. 9-28
- Helliwell, J.F., 1996: Economic Growth and Social Capital in South Asia, Cambridge Mass.
- Helliwell, J.F./ Putnam, R.D., 1999: Education and social capital. Cambridge Mass.
- Heritage Foundation: <http://www.heritage.org> vom 28.04.04
- Hesse, G., 1979: Staatsaufgaben. Zur Theorie der Legitimation und Identifikation staatlicher Aufgaben. Baden Baden
- Hirsch, F., 1976: Social Limits to Growth. Cambridge
- Hirschman, A.O., 1958: The Strategy of Economic Development. New Haven
- Hitzler, R./ Honer, A., 1994: Bastelexistenz. Über subjektive Konsequenzen der Individualisierung. In: U. Beck/ E. Beck-Gernsheim (Hg.): Riskante Freiheiten. Frankfurt a. M.
- Hofferth, S. / Boisjoly, J./ Duncan, G.J., 1995a: Do families 'invest' in social capital? Research Reports (University of Michigan) 95/ 353, S. 1-33.
- Hofferth, S. / Boisjoly, J./ Duncan, G.J., 1995b: Does children's school attainment benefit from parental access to social capital? Research Reports (University of Michigan) 95/ 355, S. 1-24.
- Homans, G.C., 1960: Theorie der sozialen Gruppe. Opladen, Köln
- Homans, G.C., 1968: Elementarformen sozialen Verhaltens. Opladen, Köln
- Homans, G.C., 1972: Grundfragen soziologischer Theorien. Opladen, Köln

- Honneth, A., 1995: Desintegration : Bruchstücke einer soziologischen Zeitdiagnose. Frankfurt a. M.
- <http://www.atlasusa.org/directory/index.php?refer=directory> vom 28.04.2004
- <http://www.buena-vista-neoliberal.de/> vom 28.04.2004
- <http://www.buena-vista-neoliberal.de/liste/gS18.html> vom 28.04.2004
- http://www.politicalinformation.net/encyclopedia/Libertarianism.htm#Anarchists_and_minarchists vom 28.04.2004
- http://www.unister.de/Unister/wissen/sf_lexikon/ausgabe_stichwort2211_69.html vom 28.07.2003
- Hume, D., 1973: Ein Traktat über die menschliche Natur. Buch I-III. Hamburg
- Immerfall, S., 1999: Sozialkapital in der Bundesrepublik. Thesen zu Konzept und Größenordnung. In: E. Kistler (Hg.): Perspektiven gesellschaftlichen Zusammenhalts. Berlin, S. 121-128
- Inglehart, R., 1997: Modernization and post-modernization: Cultural, economic and political change in 43 societies. Princeton, New York
- Isham, J./ Kelly, T./ Ramaswamy, S. : Social Capital and Well-Being In Developing Countries: An Introduction <http://community.middlebury.edu/~jjisham/papers/IK%20and%20R%202001%20book%20introduction.rtf> vom 22.03.2004
- Israel, G., 2002: The Influence of Family and Community Social Capital on Educational Achievement In: Rural Sociology 66/1, S. 43-68
- Jacobs, J., 1961: The Life and Death of Great American Cities. New York
- James, H., 1972: The Golden Bowl. Harmondsworth, Middlesex
- Jansen, D., 2001: Soziales Kapital von Unternehmensgründern. Theoretische Überlegungen und erste empirische Ergebnisse. <http://www.foevspeyer.de/Survival/ppt/sozkap.pdf> vom 22.03.2005
- Kahne, J./ Bailey, K., 1999: The role of social capital in youth development: The case of "I Have a Dream" programs. In: Educational Evaluation and Policy Analysis 21/3, S. 321-343.
- Kalmijn, M./ Kraaykamp, G., 1996: Race, cultural capital, and schooling: An analysis of trends in the United States. In: Sociology of Education 69/1, S. 22-34

- Kappelhoff, P., 1992: Die Auflösung des Sozialen. In: Analyse & Kritik 14, S. 221-238
- Kappelhoff, P., 1995: Soziale Interaktion als Tausch: Tauschhandlung, Tauschbeziehung, Tauschsystem, Tauschmoralität. In: Ethik und Sozialwissenschaften 6, S. 3-13 sowie S. 57-67
- Kasemir, H., 1997: Der Beitrag der Familie zur Bildung von Human- und Sozialkapital. In: G. Clar (Hg.): Humankapital und Wissen: Grundlage einer nachhaltigen Entwicklung. Berlin S. 221-238
- Keupp, H., 1988: Auf dem weg zur patchwork-Identität? In: Verhaltenstherapie und psychosoziale Praxis 20/ 4 S. 425-438
- Keupp, H., 2005: Psychosoziales Handeln in der Postmoderne. http://www.ipp-muenchen.de/texte/psychosoziales_handeln_in_der_postmoderne.pdf vom 06.06.2005
- Kipple, F., 1998: Was heißt Individualisierung?: Die Antworten soziologischer Klassiker. Opladen
- Kirchenamt der EKD und Sekretariat der dt. Bischofskonferenz, 1997: Für eine Zukunft in Solidarität und Gerechtigkeit. Hannover, Bonn
- Kirchgässner, G., 1991: Homo oeconomicus: das ökonomische Modell individuellen Verhaltens und seine Anwendung in den Wirtschafts- und Sozialwissenschaften. Tübingen
- Kirsch, G., 1990: Das freie Individuum und der dividierte Mensch. Der Individualismus – von der Norm zum Problem. Baden-Baden
- Kolakowski, L., 1976: Die Hauptströmungen des Marxismus. Band 1. München
- Kraus, W., 1996: Das erzählte Selbst. Die narrative Konstruktion von Identität in der Spätmoderne. Pfaffenweiler
- Krieger, D.J., 1996: Einführung in die Allgemeine Systemtheorie. München
- Kuhn, Th. S., 1973: Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen. Frankfurt a. M.
- Langfeld, G./ Wezel, H./ Wolf, G (Hg.), 2001: Bürgergesellschaft konkret. Initiativen und Erfahrungen in Nürtingen. Gütersloh
- Lappe, F./ du Bois, P.M., 1997: Building Social Capital Without Looking Backward. In: National Civic Review Vol. 86, Nr. 2, S. 119-128

- Lareau, A./ Horvat, E.M., 1999: Moments of social inclusion and exclusion: Race, class, and cultural capital in family-school relationships. In: *Sociology of Education* 72, S. 37-53.
- Laub, J.H./ Nagin, D.S./ Sampson, R.J., 1998: Trajectories of change in criminal offending: Good marriages and the desistance process. In: *American Sociological Review* 63, S. 225-238.
- Lauria, M., 1986: Toward a Specification of the Local State: State Intervention Strategies in Response to a Manufacturing Plant Closure. In: *Antipode* 18, S. 39-65
- Leana, C.R./ van Buren, H.J., 1999: Organizational social capital and employment practices. In: *Academy of Management Review* 24/3, S. 538-555
- Leavitt, H. J., 1951: Some effects of certain communication patterns on group performance. In: *Journal of Abnormal and Social Psychology* 46 S. 38-50
- Lemann, N., 1996: Kicking in Groups. In: *Atlantic Monthly* Vol. 277/ Nr. 4, S. 22-26
- Lenk, H., 1975: *Pragmatische Philosophie*. Hamburg 1975
- Lenk, H., 1978: Handlung als Interpretationskonstrukt. Entwurf einer Konstituenten- und beschreibungstheoretischen Handlungsphilosophie. In: H. Lenk (Hg.): *Handlungstheorien – interdisziplinär II. Handlungs-erklärungen und philosophische Handlungsinterpretation*. 1. Halbband. München, S. 279-350
- Lenk, H., 1988: Welterfassung als Interpretationskonstrukt. Bemerkungen zum methodologischen und transzendentalen Interpretationismus. In: *Allgemeine Zeitschrift für Philosophie*, Band 13.3, S. 69-78
- Lenk, H., 1993a: *Philosophie und Interpretation. Vorlesungen zur Entwicklung konstruktionistischer Interpretationsansätze*. Frankfurt a. M.
- Lenk, H., 1993b: *Interpretationskonstrukte. Zur Kritik der interpretatorischen Vernunft*. Frankfurt a. M.
- Lenk, H., 1996: Im Zweifel für konkrete Humanität. In: *Universitas* 51. Jg., Heft 11, S. 1039-1050
- Lenk, H./ Maring, M., 1997: Welt ist real, aber Welterfassung interpretativ. Zur Reichweite der interpretatorischen Erkenntnis. In: B. Friebertshäu-

- ser/ A. Prenzel (Hg.): Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in den Erziehungswissenschaften. Weinheim, München
- Lenzen, D., 1987: Mythos, Metapher und Simulation. Zu den Aussichten systematischer Pädagogik in der Postmoderne. In: Zeitschrift für Pädagogik 33. Jg., Heft 1, S. 41-61
- Lenzen, D., 1996: Reflexivität und Methexis. In: M. Borelli/ J. Ruhloff (Hg.): Deutsche Gegenwartspädagogik Band 2. Hohengehren, S. 54-66
- Lenzen, D., 1997a: Professionelle Lebensbegleitung – Erziehungswissenschaft auf dem Weg zur Wissenschaft des Lebenslaufs und der Humanontogenese. In: Erziehungswissenschaft 7. Jg., Heft 15, S. 5-22
- Lenzen, D., 1997b: Lebenslauf oder Humanontogenese? Vom Erziehungssystem zum kurativen System – von der Erziehungswissenschaft zur Humanvitologie. In: D. Lenzen/ N. Luhmann (Hg.): Bildung und Weiterbildung im Erziehungssystem : Lebenslauf und Humanontogenese als Medium und Form. Frankfurt a. M., S. 228-247
- Levi Straus, C., 1958: Anthropologie structurale. Paris
- Lichter, M.I.: http://www.heinz.cmu.edu/project/INSNA/arc_soc/capital.html vom 20.05.1998
- Lin, N., 1982: Social Resources and Instrumental Action. In: P.V. Marsden/ N. Lin (Hg.): Social Structure and Network Analysis. Beverly Hills, S. 131-145.
- Lindenberg, S., 1985: An Assessment of the New Political Economy: Its Potential for the Social Sciences and for Sociology in Particular. In: Sociological Theory 3, S. 99-114
- Lippmann, W., 1937: An Inquiry into the Principles of the Good Society, Boston
- Lopez, E., 1996: Social capital and the educational performance of Latino and Non-Latino youth (Report Number 11). San Luis Obispo
- Loury, G., 1977: A Dynamic Theory of Racial Income Differences. In: P.A. Wallace/ A. Le Mund (Hg.): Women, Minorities and Employment Discrimination. Lexington Mass.
- Luhmann, N., 1984: Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie. Frankfurt a. M.
- Luhmann, N., 1988: Erkenntnis als Konstruktion. Bern

- Luhmann, N., 1989: Vertrauen. Ein Mechanismus zur Reduktion sozialer Komplexität. 3.Aufl. Stuttgart
- Luhmann, N., 1992: Beobachtungen der Moderne. Opladen
- Lyotard, J.-F., 1988: Beantwortung der Frage: Was ist postmodern? In: W. Welsch (Hg.): Wege aus der Moderne. Schlüsseltexte der Postmoderne-Diskussion. Weinheim, S. 193-203
- MacIntyre, A., 1987: Verlust der Tugend: Zur moralischen Krise der Gegenwart. Frankfurt a. M. zit. in: Kraus, W.: Das erzählte Selbst. Die narrative Konstruktion von Identität in der Spätmoderne. Pfaffenweiler 1996
- MacIntyre, A., 1993: Ist Patriotismus eine Tugend? In: A. Honneth (Hg.): Kommunitarismus. Eine Debatte über die moralischen Grundlagen moderner Gesellschaften. Frankfurt a. M., S. 84-102
- Mahnkopf, B., 1994: Markt, Hierarchie und soziale Beziehungen. In: N. Beckenbach/ W. van Treeck (Hg.): Umbrüche gesellschaftlicher Arbeit. Göttingen. Soziale Welt, Sonderband 9, S. 65-84
- Maier-Rigaud, F.P./ Maier-Rigaud, G. (Hg.), 2001: Alexander Rüstow: Das Versagen des Wirtschaftsliberalismus. Maier-Rigaud, F.P./ Maier-Rigaud, G.: Das neoliberale Projekt. 3. überarb. Aufl., Marburg
- Malinvaud, E., 1992: Die kommenden fünfzig Jahre. In: H. Hanusch/ H.C. Recktenwald (Hg.): Ökonomische Wissenschaft in der Zukunft. Ansichten führender Ökonomen. Düsseldorf, S. 260-268
- Manstetten, R., 2000: Das Menschenbild der Ökonomie. Der homo oeconomicus und die Anthropologie von Adam Smith. Freiburg, München
- Marjoribanks, K., 1993: Family capital, children's individual attributes, and academic achievement. In: The Journal of Psychology 126/ 5 S. 529-538.
- Marsden, P.V./ Hurlbert, J.S., 1988: Social Resources and Mobility Outcomes: A Replication and Extension. In: Social Forces 59, S. 1038-1059
- Marx, K.: Das Kapital Band 2
- Marx, K./ Engels, F., 1978: Werke. Band 13. Berlin

- McFadyen, A.M., 2003: What do we know about the impact of interpersonal exchange networks on the knowledge creation process? <http://cims.ncsu.edu/documents/interpersonalnetwork.pdf> vom 22.03.2004
- McKenzie, R.B./ Tullock, G., 1984: Homo Oeconomicus. Ökonomische Dimensionen des Alltags. Frankfurt a. M., New York
- McNeal, R., 1999: Parental involvement as social capital: Differential effectiveness on science achievement, truancy, and dropping out. In: *Social Forces* 78/1, S. 117-144.
- Meckling, W.H., 1976: Values and the Choice of the Individual in the Social Sciences. In: *Schweizerische Zeitschrift für Volkswirtschaft und Statistik* 112, S. 545-560
- Meier, A., 1999: Social Capital and School Achievement Among Adolescents. Center for Demography and Ecology. Working Paper 99-18
- Meuter, N., 1995: Narrative Identität. Das Problem der personalen Identität im Anschluß an Ernst Tugendhat, Niklas Luhmann und Paul Ricoeur. Stuttgart
- Meyerson, E.M., 1994: Human Capital, Social Capital and Compensation: The Relative Contribution of Social Contacts to Managers' Incomes. In: *Acta Sociologica* 37, S. 383-399
- Michel, K.-G., 1999: Rekurs auf den Gemeinsinn. Was ist, was will der Kommunitarismus? In: *Die Neue Ordnung* 53, S. 281-292
- Miegel, M., 1996: Am Ende der Gesellschaft. Zerstört uns unsere individualistische Kultur? In: *Universitas* 51. Jg. Nr. 606 S. 1188-1201
- Mitchell, B.A., 1994: Family Structure and Leaving the Nest – A Social Resource Perspective. In: *Sociological Perspectives* 37/4, S. 651-671
- Mitchell, J.C., 1974: Social Networks. In: *Annual Review of Anthropology* 3, S. 279-293
- Mont-Pelerin Gesellschaft: <http://www.montpelerin.org/aboutmps.html> vom 28.04.04
- Morgan, S./ Sørensen, A., 1999: Parental networks, social closure and mathematics learning: A test of Coleman's social capital explanation of school effects. In: *American Sociological Review* 64 S. 661-681
- Morus, T., 1987: Utopia. Von der besten Verfassung des Staates. München

- Müller, H.P./ Schmid, M. (Hg.), 1998: Norm, Herrschaft und Vertrauen. Beiträge zu James S. Colemans Grundlagen der Sozialtheorie. Opladen, Wiesbaden
- Münch, R., 1992: Die Struktur der Moderne. Frankfurt a. M.
- Muller, C./ Ellison, C.G., 2001: Religious involvement, social capital and adolescents' academic progress: Evidence from the National Education Longitudinal Study of 1988. In: *Sociological Focus* 34/2, S. 155-183
- Myrdal, G., 1976: Das politische Element in der nationalökonomischen Doktrinbildung. 2.Aufl. Darmstadt
- Nash, R., 1999: Social capital, class identity, and progress at school: Case studies. In: *New Zealand Journal of Educational Studies* 34/2, S. 267-280
- Nauck, B./ Kohlmann, A./ Diefenbach, H., 1997: Familiäre Netzwerke, intergenerative Transmission und Assimilationsprozesse bei türkischen Migrantenfamilien. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 49/3, S. 477-499
- Nietzsche, F., 1970ff: Werke. Kritische Gesamtausgabe. Abteilung VIII, Band 1, hg. von G. Colli/ M. Montinari. Berlin
- Nölle, R., 2004: Sozialphilosophische Variablen. Individuum und Gesellschaft bei Horkheimer, Adorno, Marcuse, Popper und Gehlen. Münster
- Norris, P., 1996: Does Television Erode Social Capital? A Reply to Putnam. In: *Political Science & Politics*, S. 474-480
- Nozick, R., 1976: Anarchie, Staat, Utopia. München
- O'Brien, M./ Jones, D., 1999: Children, parental employment and educational attainment: an English case study. In: *Cambridge Journal of Economics* 23/5, S. 599-621
- O'Connor, J., 1973: The Fiscal Crisis of the State. New York
- Oelkers, J., 2001: Einführung in die Theorie der Erziehung. Weinheim, Basel
- Offe, C., 1999: Sozialkapital. In: E. Kistler (Hg.): *Perspektiven gesellschaftlichen Zusammenhalts*. Berlin, S. 113-120
- Parcel, T.L./ Menaghan, E.G., 1993: Family social capital and children's behavior problems. *Social Psychology Quarterly* 56/2, S. 120-135.

- Parcel, T.L./ Menaghan, E.G., 1994a: Parents' jobs and children's lives. New York.
- Parcel, T.L./ Menaghan, E.G., 1994b: Early parental work, family social capital, and early childhood outcomes. In: *American Journal of Sociology* 99/4, S. 972-1009.
- Parsons, T., 1951: Some Fundamental Categories of the Theory of Action. In: T. Parsons (Hrsg.). *Toward a General Theory of Action*. Cambridge S. 3-27
- Parsons, T., 1961: The point of view of the author. In: M. Black (Hg.): *The social theories of Talcott Parsons*. Englewood Cliffs, S. 311-363
- Parsons, T., 1972: *The Structure of Social Action*. New York
- Parsons, T., 1986: *Gesellschaften. Evolutionäre und komparative Perspektiven*. Frankfurt a. M.
- Parsons; T./ Shils, E.A. 1954: Categories of the Orientation and Organization of Action. In: T. Parsons/ E.A. Shils (Hg.): *Toward a General Theory of Action*. Cambridge Mass. S. 53-109
- Parsons, T./ Smelser, N.J., 1956: *Economy and Society*. London
- Phillip, T., 1998: *Rückwärtsgewandt in die Zukunft?* St. Augustin
- Platon, 1973: *Der Staat*. hg. von O. Gigon, übers. von R. Rufener. 2. Aufl. Zürich
- Platthaus, A., 1999: Aller Seiten Freund. Was darf der Begriff „Sozialkapital“ hoffen? In: F.W. Graf (Hg.): *Soziales Kapital in der Bürgergesellschaft*. Stuttgart, Berlin, Köln, S. 161-176
- Plehwe D./ Walpen, B., 1999: Wissenschaftliche und wissenschaftspolitische Produktionsweisen im Neoliberalismus. Beiträge der Mont Pelerin Society und marktradikaler Think Tanks zur Hegemoniegewinnung und -erhaltung. In: *PROKLA. Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft* 115, S. 203-235
- Polanyi, K., 1977: *The great transformation: politische und ökonomische Ursprünge von Gesellschaften und Wirtschaftssystemen*. Wien
- Pong, S., 1998: The school compositional effect of single parenthood on 10th-grade achievement. In: *Sociology of Education* 71, S. 24-43

- Pong, S.-L./ Hao, L., 2002: Parental Involvement and Children's Educational Achievement: Immigrant Generational Differences. Population Research Institute Working Paper 02-05
- Portes, A., 1995: Economic Sociology and the Sociology on Immigration. A Conceptual Overview. In: A. Portes (Hg.): The Economic Sociology of Immigration: Essays on Networks, Ethnicity and Entrepreneurship. New York, S. 1-43
- Portes, A., 1998: Social capital: Its origins and applications in modern sociology. In: Annual Review of Sociology 24, S. 1-24.
- Portes, A./ Landolt, P., 1996: The downside of social capital. In: The American Prospect 94, S. 18-21
- Portes, A./ Sensenbrenner, J., 1993: Embeddedness and immigration: Notes on the social determinants of economic action. In: American Journal of Sociology 98, S. 1320-1350
- Potapchuk, W./ Crocker, J./ Schechter jr., W., 1997: Building Community with Social Capital: Chits and Chums or Chats with Change. In: National Civic Review Vol. 86, Nr. 2, S. 129-139
- Prange, K., 1996: Alte Schwierigkeiten – neue Konfusionen. Bemerkungen zu dem Hamburger-Memorandum der universitären Sozialpädagogik. In: Erziehungswissenschaft 7. Jg., Heft 14, S. 63-75
- Preisendörfer, P., 1995: Vertrauen als soziologische Kategorie. Möglichkeiten und Grenzen einer entscheidungstheoretischen Fundierung des Vertrauenskonzepts. In: Zeitschrift für Soziologie, 24. Jg., Nr. 8, S. 263-272
- Preisendörfer, P./ Voss, T., 1988: Arbeitsmarkt und soziale Netzwerke. Die Bedeutung sozialer Kontakte beim Zugang zu Arbeitsplätzen. In: Soziale Welt 39, S. 104-119
- Pribesh, S. / Downey, D.B., 1999: Why are residential and school moves associated with poor school performance? In: Demography 36/4, S. 521-534
- Putterman, L., 1995: Social Capital and Development Capacity. The Example of Rural Tanzania. In: Development Policy Review. Oxford 13, S. 5-22
- Putnam, R.D., 1993: Making Democracy Work. Civic Traditions in Modern Italy. Princeton

- Putnam, R.D., 1995a: Bowling alone: America's declining social capital. In: *Journal of Democracy* 6/1, S. 65-78
- Putnam, R.D., 1995b: Tuning In, Tuning Out: The Strange Disappearance of Social Capital in America. In: *Political Science & Politics*. Dezember, S. 664-683
- Putnam, R.D., 2000: *Bowling Alone: The Collapse and Revival of American Community*. New York
- Qian, Z./ Blair, S. L., 1999: Racial/ethnic differences in educational aspirations of high school seniors. In: *Sociological Perspectives* 42/4, S. 605-625
- Radcliffe-Brown, A.-R., 1935: On the concept of function in social science. In: *American Anthropologist* 37, S. 394-402
- Rand, A.: <http://www.aynrand.org/> vom 15.09.2003
- Rawls, J., 1971: *A Theory of Justice*. Harvard
- Reckwitz, A., 1997: *Struktur. Zur Sozialwissenschaftliche Analyse von Regeln und Regelmäßigkeiten*. Opladen
- Reese-Schäfer, W., 1994: *Was ist Kommunitarismus?* Frankfurt a. M., New York
- Reese-Schäfer, W., 1996: Die politische Rezeption des kommunitarischen Denkens in Deutschland. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte* B 36/96, S. 3-11
- Rehkugler, H./ Schindel, V., 1989: *Entscheidungstheorie: Erklärung und Gestaltung betrieblicher Entscheidungen*. 4. Aufl. München
- Responsive Communitarian Platform, 1994: Die Stimme der Gemeinschaft hörbar machen. Ein Manifest amerikanischer Kommunitarier über Rechte und Verantwortung in der Gesellschaft. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, Dienstag 8. März
- Retzmann, T., 2000: Der homo oeconomicus und die diskursethische Schule der Wirtschaftsethik. In: H. Burckhart/ H. Gronke/ J. P. Brune (Hg.): *Die Idee des Diskurses. Interdisziplinäre Annäherungen*. Reihe Philosophisch-pädagogisches Forum Band 2, S. 171-194
- Richter, R./ Bindseil, U., 1995: Institutionenökonomik. In: N. Berthold (Hg.): *Allgemeine Wirtschaftstheorie. Neuere Entwicklungen*. München, S. 317-341

- Ricoeur, P., 1989: *Zeit und Erzählung Band I. Die erzählte Zeit.* München
- Ricoeur, P., 1991: *Zeit und Erzählung Band III. Die erzählte Zeit.* München
- Riedel, O.: Wittgensteins „streng durchgeführter“ Solipsismus, kritisch eingeordnet. <http://www.uni-mannheim.de/mateo/verlag/reports/riedel2001/solips.pdf> vom 15.09.2003
- Röpke, W., 1942: *Die Gesellschaftskrisis der Gegenwart.* 7.-10. Tausend Aufl., Erlenbach-Zürich
- Roscigno, V.J./ Ainsworth-Darnell, J.W., 1999: Race, cultural capital, and educational resources: Persistent inequalities and achievement returns. In: *Sociology of Education* 72/3, S. 158-178.
- Rosenbaum, J.E./ DeLuca, S. / Miller, S. R./ Roy, K., 1999: Pathways into Work: Short- and Long-term Effects of Personal and Institutional Ties. In: *Sociology of Education* 72, S. 179-196
- Russell, S. / Elder, G.H., 1997: Academic success in rural America. Family background and community integration. In: *Childhood* 4/2, S. 169-181
- Sampson, R.J./ Laub, J.H., 1993: *Crime in the making. Pathways and turning points through life.* Cambridge.
- Sandefur, G./ Meier, A./ Hernandez, P., 1999: Families, Social Capital and Educational Continuation. Center for Demography and Ecology. Working Paper Nr. 99-19
- Sandel, M., 1982: *Liberalism and the Limits of Justice.* Cambridge
- Sarbin, , T.R. (Hg.), 1986: *Narrative psychology. The storied nature of human conduct.* New York
- Saussure, F. de, 1985: *Cours de linguistique generale.* Paris
- Schechler, J.M., 2002: *Sozialkapital und Netzwerkökonomie.* Frankfurt a. M., Berlin, Bern u. a.
- Schefold, B., 1992: „Wenn Du den Halys überschreitest“ – Gedanken zur Zukunft ökonomischer Wissenschaft. In: H. Hanusch/ H.C. Recktenwald (Hg.): *Ökonomische Wissenschaft in der Zukunft. Ansichten führender Ökonomen.* Düsseldorf, S. 346-361
- Schenk, M., 1984: *Soziale Netzwerke und Kommunikation.* Tübingen
- Schiller, T., 1996: Konservatismus. In D. Nohlen (Hg.): *Wörterbuch Staat und Politik.* 3. Aufl. Bonn, S. 357-362

- Schlösser, H. J., 1992: Das Menschenbild in der Ökonomie. Die Problematik von Menschenbildern in den Sozialwissenschaften – Dargestellt am Beispiel des homo oeconomicus in der Konsumtheorie. Köln
- Schneider, M./ Teske, P./ Marschall, M./ Roch, C., 1997: School choice builds community. In: *The Public Interest* 129, S. 86-90
- Schopenhauer, A., 1777: Die Welt als Wille und Vorstellung. Hg. von A. Hübschner. Zürich
- Schröder, G./ Blair, T., 1999: Der Weg nach vorne für Europas Sozialdemokraten. London 8. Juni <http://www.glasnost.de/pol/schroederblair.html> vom 28.04.2004
- Schröder, G., 2000: Die zivile Bürgergesellschaft. Anregungen zu einer Neubestimmung der Aufgaben von Staat und Gesellschaft. In: *Die Neue Gesellschaft* 4
- Schultz, T. 1961: Investment in human capital. In: *American Economic Review* 51, S. 1-17
- Schwanenberg, E., 1970: Soziales Handeln – Die Theorie und ihr Problem. Bern, Stuttgart, Wien
- Schweitzer, A., 1960: Kultur und Ethik. München (orig. 1923)
- Schwingel, M., 2003: Pierre Bourdieu zur Einführung. 4. verb. Aufl., Hamburg
- Selten, R., 1978: The Chain-Store Paradox. *Theory and Decision* Nr. 9, S. 127-159
- Selten, R./ Klopstech, A., 1984: Formale Konzepte eingeschränkt rationalen Verhaltens In: H. Todt (Hg.): *Normgeleitetes Verhalten in den Sozialwissenschaften*. Berlin, S. 11-34
- Shannon, C.E./ Weaver, W., 1949: *Mathematical theory of communication*. Urbana
- Simmel, G., 1984: *Grundfragen der Soziologie. Individuum und Gesellschaft*. 4. unveränd. Aufl. Berlin, New York
- Simmel, G., 1989: *Gesamtausgabe* hg. von O. Rammstedt., Band 6. *Philosophie des Geldes*. hg. von D.P. Frisby. Frankfurt a. M.
- Simon, H.A., 1955: Behavioral Model of Rational Choice. In: *Quarterly Journal of Economics* Vol. 69, S. 99-118

- Simon, H.A., 1958: *Models of Man*. New York
- Smith, M.H./ Beaulieu, L.J./ Israel, G.D., 1992: Effects of human capital and social capital on dropping out of high school in the south. In: *Journal of Research in Rural Education* 8/1, S. 75-87
- Smith, S. S. / Kulynych, J., 2002: It may be social, but why is it capital? The social construction of social capital and the politics of language In: *Politics & Society* 30/1, S. 149-186
- Smith-Maddox, R., 2001: The social networks and resources of African American eighth graders: Evidence from the National Education Longitudinal Study of 1988. In: *Adolescence*, S. 169-183
- Spencer, H., 1887: *Die Principien der Soziologie*. Stuttgart
- Spencer-Brown, G., 1973: *Laws of Form*. Toronto, New York, London
- Stanton-Salazar, R.D., 1997: A social capital framework for understanding the socialization of racial minority children and youths. In: *Harvard Educational Review* 67/1, S. 1-40
- Stecher, L., 1996: Schulhabitus und soziales Kapital in der Familie. In: J. Zinnecker/ R.K. Silbereisen (Hg.): *Kindheit in Deutschland*. Weinheim, München, S. 267-291
- Stecher, L., 2001: Die Wirkung sozialer Beziehungen: empirische Ergebnisse zur Bedeutung sozialen Kapitals für die Entwicklung von Kindern und Jugendlichen. Weinheim
- Steltzer, R., 2001: *Interpretation und Wirklichkeit. Das Realitätsproblem unter den Bedingungen interpretationsphilosophischer Ansätze*. Innsbruck
- Stirner, M., 1985: *Der Einzige und sein Eigentum*. hrsg. von A. Meyer. Neuaufll. Stuttgart
- Sun, Y., 1998: The academic succes of East-Asian-American students – An investment model. In: *Social Science Research* 27, S. 432-456
- Sun, Y., 1999: The contextual effects of community social capital on academic performance. In: *Social Science Research* 28, S. 403-426
- Täube, V.G., 2002: *Zur Messung des Sozialkapitals von Akteuren mit Einfluß in empirischen Netzwerken*. Frankfurt a. M., Bern, Berlin u. a
- Taylor, Ch., 1985: *Philosophy and the Human Sciences*. *Philosophical Papers* 2. Cambridge Mass.

- Taylor, Ch., 1993: Aneinander vorbei: Die Debatte zwischen Liberalismus und Kommunitarismus. In: A. Honneth (Hg.): *Kommunitarismus. Eine Debatte über die moralischen Grundlagen moderner Gesellschaften.* Frankfurt a. M., S. 103-130
- Teachman, J.D./ Paasch, K./ Carver, K., 1997: Social Capital and the Generation of Human Capital, *Social Forces* 75/4, S. 1-17
- Teachman, J.D./ Paasch, K./ Carver, K., 1996: Social capital and dropping out of school early. In: *Journal of Marriage and the Family* 58, S. 773-783
- Temkin, K./ Rohe, W.M., 1998: Social capital and neighborhood stability: An empirical investigation. In: *Housing Policy Debate* 9/1, S. 61-88
- Terhart, E. (Hg.), 2002: *Konstruktivismus und Unterricht: eine Auseinandersetzung mit theoretischen Hintergründen, Ausprägungsformen und Problemen konstruktivistischer Didaktik.* 2. Aufl. Bönen
- Thatcher, M., 1987: Interview In: *Women's Own* magazine, October 3
- Thomas, C., 1996: Capital Markets, Financial Markets and Social Capital: An Essay on Economic Theory and Economic Ideas. In: *Social and Economic Studies* Vol. 45, Nr. 2-3, S. 1-23
- Tönnies, F., 1935: *Gemeinschaft und Gesellschaft. Grundbegriffe der reinen Soziologie.* 8. verb. Aufl.. Leipzig
- Tönnies, S. , 1996: *Kommunitarismus – diesseits und jenseits des Ozeans.* In: *Aus Politik und Zeitgeschichte* B 36/96, S. 13-19
- Tucker, C.J./ Marx, J./ Long, L., 1998: Moving on: Residential Mobility and Children's School Lives. In: *Sociology of Education* 71 S. 111-129
- Vairasse d' Allais, D., 1783: *Reise nach dem Lande der Sevaramben, oder Geschichte der Staatsverfassung, Sitten und Gebräuche der Sevaramben.* Göttingen
- Valenzuela, A./ Dornbusch, S. M., 1994: Familism and social capital in the academic achievement of Mexican origin and Anglo adolescents. In: *Social Science Quarterly* 75/1, S. 18-36
- Vanberg, V., 1975: *Die zwei Soziologien.* Tübingen
- Veblen, T., 1908: On the nature of capital, intangible assets and the pecuniary magnate. In: *Quarterly Journal of Economics* 22, S. 104-136

- Vogel, P., 1998: Stichwort: Allgemeine Pädagogik. In Zeitschrift für Erziehungswissenschaft Nr. 2, S. 157-180
- Wagner, P., 1995: Soziologie der Moderne Frankfurt a. M.
- Wall, E./ Ferrazzi, G./ Schryer, F., 1998: Getting the Goods on Social Capital. In: Rural Sociology Vol. 63, Nr. 2, S. 300-322
- Wallacher, J., 2001: Das soziale Kapital. In: Stimmen der Zeit 219 Nr. 5, S. 306-318
- Walzer, M., 1993: Die kommunitaristische Kritik am Liberalismus. In: A. Honneth (Hg.): Kommunitarismus. Frankfurt a. M.
- Wang, M.C./ Haertel, G.D./ Walberg, H.J., 1993: What helps Students Learn? In: Educational Leadership 51. Jg., Nr. 4, S. 74-79
- Watzlawick, P., 1995: Wie wirklich ist die Wirklichkeit: Wahn, Täuschung, Verstehen, 20. Aufl. München, Zürich
- Watzlawick, P./ Weakland, J.H./ Fisch, R., 1992: Lösungen. Zur Theorie und Praxis menschlichen Wandels. 5. unv. Aufl. Bern, Göttingen, Toronto
- Weber, M., 1920: Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie. Tübingen
- Weber, M., 1972: Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie. 5. Aufl. Tübingen
- Weber, M./ Lichtblau, K., 2000: Die protestantische Ethik und der ‚Geist‘ des Kapitalismus. Textausgabe auf der Grundlage der ersten Fassung von 1904/05. 3. Aufl. Weinheim
- Weesie, J./ Verbeek, A./ Flap, H., 1990: An Economic Theory of Social Networks. In: J. Weesie/ H. Flap (Hg.): Social Networks through Time. Utrecht
- Wegweiser Bürgergesellschaft: <http://www.wegweiser-buergergesellschaft.de> vom 28.04.2004
- Wehling, P., 1992: Die Moderne als Sozialmythos. Zur Kritik sozialwissenschaftlicher Modernisierungstheorien. Frankfurt a. M., New York
- Weimann, J., 1987: Normgesteuerte ökonomische Theorien. Frankfurt a. M., New York
- Weltbank: <http://www1.worldbank.org/prem/poverty/scapital/index.htm> vom 22.02.2005

- White, M.J./ Glick, J.E., 2000: Generation status, social capital, and the routes out of high school. In: *Sociological Forum* 15/4, S. 671-691
- Williamson, J., 1990: What Washington Means by Policy Reform. In: J. Williamson (Hg.): *Latin American Adjustment: How Much Has Happened?* Washington
- Williamson, J., 2000: What Should the World Bank Think About the Washington Consensus? In: *World Bank Research Observer*. Vol. 15, Nr. 2, S. 251-264
- [http://www.worldbank.org/research/journals/wbro/obsaug00/pdf/\(6\)Williamson.pdf](http://www.worldbank.org/research/journals/wbro/obsaug00/pdf/(6)Williamson.pdf) vom 28.04.2004
- Willke, G., 2003: *Neoliberalismus*. Frankfurt a. M.
- Wilson, T.P., 1973: Theorien der Interaktion und Modelle soziologischer Erklärung. In: *Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hg.): Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit Band 1, Symbolischer Interaktionismus und Ethnomethodologie*. Reinbek
- Winkler, M., 1994: Wo bleibt das Allgemeine? Vom Aufstieg der allgemeinen Pädagogik zum Fall der Allgemeinen Pädagogik. In: H.-H. Krüger/ T. Rauschenbach (Hg.): *Erziehungswissenschaft. Die Disziplin am Beginn einer neuen Epoche*. München, S. 93-114
- Wittgenstein, L., 1971a: *Tractatus logico philosophicus*. Logisch philosophische Abhandlungen. Frankfurt a.M
- Wittgenstein, L., 1971b: *Philosophische Untersuchungen*. Frankfurt a. M.
- Wong, R.S.-K., 1998: Multidimensional influences of family environment in education: The case of socialist Czechoslovakia. In: *Sociology of Education* 71, S. 1-22.
- Woolcock, M., 2001: The Place of Social Capital in Understanding Social and Economic Outcomes http://www.isuma.net/v02n01/woolcock/woolcock_e.pdf vom 08.08.2005
- Woolcock, M., 1998: Social Capital and economic development: Toward a theoretical synthesis and policy framework. In: *Theory and society* 27, S. 151-208
- Woolcock, M., 2001: Social Capital in Theory and Practice: where do we stand? <http://poverty.worldbank.org/library/view/12045/> vom 28.04.2004

- Wright, J.P./ Cullen, F.T./ Miller, J.T., 2001: Family social capital and delinquent involvement. In: *Journal of Criminal Justice* 29, S. 1-9
- Wünsche, K., 1985: Die Endlichkeit der pädagogischen Bewegung. In: *Neue Sammlung*, 25. Jg., S. 432-449
- Yan, W., 1999: Successful African American students: The role of parental involvement. In: *Journal of Negro Education* 68/1, S. 5-22
- Zimmer, A., 2002: Dritter Sektor und Soziales Kapital. In: *Münsteraner Diskussionspapiere zum Nonprofit-Sektor* Nr. 19
- Zinnecker, J./ Georg, W., 1996b: Soziale Interaktion in der Familie und ihre Wirkung auf Schuleinstellung und Schulerfolg der Kinder. In: J. Zinnecker/ R. K. Silbereisen: *Kindheit in Deutschland*. Weinheim, München, S. 303-315
- Zukin, S. / DiMaggio, P., 1990: Introduction. In: S. Zukin/ P. DiMaggio (Hg.): *Structures of Capital. The Social Organization of the Economy*, Cambridge, S. 1-36.
- Zukunftskommission Gesellschaft 2000 der Landesregierung Baden-Württemberg, 1999: *Solidarität und Selbstverantwortung. Von der Risikogesellschaft zur Chancengesellschaft*. Stuttgart
- Zweigenhaft, R.L., 1993: Prep School and Public School Graduates of Harvard: A Longitudinal Study of the Accumulation of Social and Cultural Capital. In: *Journal of Higher Education* 64, S. 211-223